GOTTFRIED KELLERS WERKE

BAND I

ATLANTIS AUSGABEN

GOTTFRIED KELLER

GEDICHTE

Mit einer Einleitung:
GOTTFRIED KELLER
von Robert Faesi

ATLANTIS VERLAG ZÜRICH/BERLIN

Printed in Switzerland 1941

BUCHDRUCKEREI WINTERTHUR AG

VORWORT DES VERLAGS

Diese Ausgabe mochte Gottfried Kellers Werk moglichst in seiner Gesamtheit vermitteln, insoweit es den heutigen Leser etwas angeht Die Grundlage bildet die von Keller selber besorgte Ausgabe seiner gesammelten Werke. Wir haben aber auch alle andern von Keller hinterlassenen Schriften, soweit sie uns zuganglich waren, durchgesehen und eine Auswahl daraus getroffen. Einige Gedichte, die Keller entweder nie oder nur in fruheren Ausgaben veroffentlichte, wurden an geeigneter Stelle in die von ihm selbst besorgte Anordnung der gesammelten Gedichte eingefugt und besonders gekennzeichnet. Beim «Grunen Heinrich» war der Abdruck der zweiten, endgultigen Fassung das gegebene; da wir indessen nicht auf die schonen und fur die Kenntnis des Dichters wichtigen Stellen der ersten Fassung, die der Neubearbeitung zum Opfer fielen, verzichten wollten, ein vollständiger Abdruck auch der ersten Fassung unsre Ausgabe indessen unnotig belastet hatte, fugen wir dem Roman eine Sammlung solcher Stellen der ersten Fassung bei.

Zum literarischen Vermachtnis Kellers gehoren fur uns heute auch seine Briefe, sowie die Aufsatze und andern Nebenwerke, die er teilweise selber noch für eine endgultige Auswahl hatte uberarbeiten wollen. Wir haben diese Texte in einem besondern Auswahlband «Briefe, Tagebucher und Aufsätze» vereinigt. Eine weitere Erganzung soll der in großerem Format erscheinende Band «Gottfried Keller als Maler», bearbeitet von Paul Schaffner, bilden; er gibt neben den wichtigeren Zeichnungen und Gemalden Kellers auch eine Sammlung der Darstellungen seiner eigenen äußern Erscheinung.

Die Bearbeitung des Gedichtbandes besorgte Dr. Erwin Jaeckle, die Zusammenstellung der übrigen Bande Dr. Martin Hürlimann.

Indem diese Ausgabe in der Wiedergabe der hinterlassenen Werke, die nicht in der Ausgabe letzter Hand enthalten sind, eine Auswahl walten läßt, ist zum vornherein festgelegt, daß dadurch die

mit Hilfe des Kantons Zurich herausgegebene große kritische Gesamtausgabe nicht uberflussig gemacht werden soll und kann, da bei aller von uns angewendeten Sorgfalt und Vollstandigkeit die Keller-Forschung auf die kritische (in ihrer Auswahl kritiklos vollstandige) Gesamtausgabe angewiesen bleibt und deren baldigen Abschluß erhofft.

M. H.

GOTTFRIED KELLER

VON

ROBERT FAESI

Von den vollen sieben Jahrzehnten seines Daseins – er ist am 19. Juli 1819 in Zürich geboren und am 15. Juli 1890 ebenda gestorben – hat Gottfried Keller sechse in seiner Vaterstadt verlebt. Das ist mehr als Zufall, es ist Selbstbestimmung aus dem eigenen Wesen heraus. Und unwillkürliche Selbstbestimmung ist es auch, daß er alle seine Wanderjahre in Deutschland verbracht hat; er hat, ganz anders als C. F. Meyer, sein Antlitz nie nach Westen oder Süden gekehrt; die Schweiz ist das Erdreich dieses tief wurzelnden Baums, das deutsche Sprach- und Kulturgebiet ist die Luft, aus der er seine geistige Nahrung saugte. Eine stetige, ausdauernde, treu beharrende Natur! Zum Volke gehörend, das mit ihm selbst zu reden – « auf der Scholl' erblaßt, auf der es ward geboren ». Ihm war es wesensgemäß, sich zu bescheiden und sein Dasein in dem schlichten Rahmen zu halten, der seiner Herkunft entsprach. Von außen gesehen bietet sein Lebensgang über weite Strecken ein unscheinbares und nüchternes Bild, das sich wenig vom Dasein seiner Mitbürger unterscheidet. Doch er hatte die Gabe, aus wenigem viel zu machen. Sein Geburtshaus heißt « Zum goldenen Winkel », – ein rechtes Sinnbild für den Poeten, der jeden Winkel der Wirklichkeit mit seiner Phantasie zu vergolden wußte. So ist es auch die Fülle des Innern, womit der Witwensohn die Kärglichkeit seiner Kinderjahre, später die Streifereien und Ferienabenteuer seiner Jünglingsjahre beseelt und verklärt.

Sein Stammbaum weist – wie seine Dichtung – stadtische und ländliche Wurzeln zu gleichen Teilen auf. Väterlicherseits führte die Entwicklungslinie von der Landschaft in die Stadt, mütterlicherseits umgekehrt. Der aus dem altange-

sehenen Stadtgeschlecht der Scheuchzer stammende Großvater war als Arzt in Glattfelden, einem nahe dem Rhein gelegenen Dorf des Kantons Zurich, niedergelassen. Hier vermahlte sich 1817 seine einzige Tochter Elisabeth mit dem um einige Jahre jüngern Johann Rudolf Keller, einem Sprößling der dort altansassigen Familie, den aber seine aufstrebende, schwungvolle Natur, sein weltoffener Sinn schon weit herum auf die Wanderschaft geführt hatten und der sich nun als jungvermählter Drechslermeister in der Stadt ansiedelte. Als sein verheißungsvoller Aufstieg zu Ansehen und Wohlstand durch ein todliches Brustleiden 1824 jäh zunichte wurde, war sein einziges funfjähriges Sohnchen gerade alt genug, eine dunkle Erinnerung an sein Äußeres, ein klares Idealbild seines inneren Wesens als Waise mit auf den Lebensweg zu nehmen.

Dagegen hat sich der Sohn ausgeschwiegen über die unerfreuliche Gestalt des Stiefvaters; es war der erste Geselle des Vaters, und die Mutter ließ sich nach vierjähriger Ehe von ihm scheiden. Die starke führende Vaterhand war nicht zu ersetzen durch die noch so gewissenhafte, fast ängstliche Besorgtheit des guten Mütterchens, das um des Sohnes und seiner um drei Jahre jüngern Schwester Regula willen in der Mühe des fast kümmerlichen Alltags und den nächsten Haushaltspflichten aufging.

Die zweckmäßige Ausbildung des Knaben an der Industrieschule wurde 1834 jäh und schicksalshaft durch seine Relegierung unterbrochen. Die wegen allgemeiner Verhöhnung eines Lehrers über Gottfried verhängte Maßregel war ungerecht, nicht aber ganz zufallig, und wenn die Schulleiter vermuteten, er « möchte der Anstifter sein, der ohnehin auf seine Mitschüler mächtigen Einfluß äußere und über sie hervorrage » und ihn warnten, es dürfte sich ein Stein finden, der ihm eine Beule in seine eiserne Stirn drücke, so hatte er für eine verdächtigende Mißdeutung seiner offenbar schon unverkennbaren Eigenart zu büßen. Er nannte die Ausstoßung « Ursache seines verhunzten Bildungsganges »

und empfand es schmerzlich genug, durch die verschlossenen Gitter in den reichen Garten der reiferen Jugendbildung sehen zu müssen.

Daß er aber trotz der Wünschbarkeit baldigen Broterwerbes nicht den Weg in eine andere Schule oder in einen schlichten bürgerlichen Beruf fand, sondern den Seitenpfad der Kunst einschlug, wird einem tiefen und richtigen Instinkt zuzuschreiben sein. Rührend mutet die Unberatenheit der Mutter wie des Sohnes an, aber wenn der Jüngling den ersten Lehrmeister der Malkunst im Stiche ließ und der zweite in gewissem Sinne ihn, so war das doch auch ein Zeichen, wie gering in seiner Vaterstadt die Möglichkeiten zur Ausbildung im Malerberufe waren.

Um so mehr kam nun auf Selbsterziehung an. Schon aber trat der Hang zutage, sich der eigenen Natur zu überantworten und die Dinge an sich herankommen zu lassen. Die Vorteile des Autodidaktentums hat der den eignen Wachstumstrieben freudig und willig Hingegebene sich nicht entgehen lassen, aber wenn er mit 18 Jahren altklug die Einsamkeit « die einzige wahre Schule für einen Geist von edlen Anlagen » nannte, so mußte er später gestehen: « Nun bin ich volle zwanzig Jahre alt, und kann noch nichts, und stehe immer auf dem alten Flecke, und sehe keinen Ausweg, fortzukommen... während andere in diesem Alter schon ihre Laufbahn begonnen haben. »

Bedenklicher war, daß der Lernende auch in den zweieinhalb Jahren seines Münchner Aufenthaltes vom Mai 1840 bis November 1842 sich nicht in den Sattel zu schwingen vermochte. Es lag wohl weniger am Pferd als am Reiter. Die lebensfrohe süddeutsche Kunststadt bot zwar für einen Landschafter an ihrer Akademie keinen geeigneten Lehrer, aber Keller brach auch seine Studien in der freien Natur vorzeitig ab, um sich tastenden Versuchen auf eigne Faust zu ergeben. Eine derbkraftige und trinkfrohe Geselligkeit verband ihn mit der geistig und politisch regsamen Münchner Kolonie seiner Landsleute; in dauernder Freundschaft

bewahrte sich der Nachbar aus dem Rindermarkt Johann Salomon Hegi.

Die Briefe an die Mutter wimmeln von umständlichen Entschuldigungen und machen die Widerwartigkeit der Verhaltnisse fur sein Mißgeschick verantwortlich.

Innerlich kleinlaut, trumpfte er anfangs noch trotzig auf: «So traust Du mir da nicht viel Charakter zu. Die Leute würden ein schönes Gelächter haben. Ich habe einmal meine Bahn angetreten und werde sie auch vollenden, und müßte ich Katzen fressen in München.» Doch als die Not ihm an die Kehle stieg, die Schulden ihn niederdruckten und der Hunger immer haufiger in ihm bohrte, mußte er sich, ohne sein Versprechen eingelöst zu haben, zum unrühmlichen Rückzug unter die mütterlichen Fittiche entschließen.

Selber bezeichnete er die Münchner Jahre als einen Irrtum. Ein verzeihlicher Irrtum war es allerdings in Anbetracht seiner Jugend, daß er sich für einen Maler hielt. Seine künstlerische Begabung hatte voreilig, wenn nicht eine falsche, so doch die minder ergiebige Richtung eingeschlagen und der Trieb eine Ausdrucksform gesucht, die seiner Besonderheit nicht vollkommen entsprach. Übrigens vermochte der Heimgekehrte der bildenden Kunst noch nicht resolut zu entsagen, sondern pendelte vorerst zwischen ihr und der Dichtung hin und her, bald zum Pinsel greifend, bald ins Tagebuch als malender Dichter seine Schilderungen ergießend. Ihm vertraute er auch seine innern Leiden und Freuden an; einen Mann ohne Tagebuch – er habe es nun in den Kopf oder aufs Papier geschrieben – verglich er einem Weib ohne Spiegel.

«Das Tagebuch wird mir ein Asyl sein für jene grauen, hoffnungslosen Tage, die mir oft in stumpfem Nichtstun vorübergehen und spurlos in die dämmernde Vergangenheit verschwinden... Ich weiß wohl, es gibt Leute, welche diese Tage nicht kennen, sondern jahraus jahrein, vom Morgen bis Abend, arbeiten können... die Geisteshandlanger, ... welche mit der unerträglichsten, selbstzufriedenen

Emsigkeit die Werkel- und Schmutztage hindurch fuseln und schlampen und am Sonntage mit fetter Behaglichkeit nichts tun, nichts denken, nichts sehen, sondern ihren Gänsebraten verzehren... Glücklich sind diese Leute, und ich bin geneigt zu glauben, daß diese Behaglichkeit, verbunden mit einem geregelten ersprießlichen Fleiße, mit den spätern Jahren auch feurigern und kräftigen Naturen, wenn sie lange genug gelitten und gekämpft haben, zuteil werden könne. Denn jeder Mensch wird am Ende Philister, nur mit dem Unterschiede, daß es der eine innerlich, der andere äußerlich, der dritte aber traurigerweise total wird.»

Diese Klage über seine Eigenart ist zugleich ihre Rechtfertigung. Er hatte keine Macht über sein anvertrautes Pfund. Gleich der Puppe wartete er Schmetterling zu werden. «Nichts getan» – trug er kleinlaut und lakonisch in sein Tagebuch ein, und für die Umwelt, in welcher mancher Weggefahrte in diesen Jahren zum gemachten Mann wurde, und die ihn mit ihrer kleinstädtischen Geschäftigkeit über die Achsel ansehen mußte, war er freilich ein Nichtstuer. Hat doch Nietzsche recht, seiner Arbeitsepoche vorzuhalten, sie laufe Gefahr, den Schwangeren mit dem Faulen zu verwechseln. Gottfried Keller selber mochte dazu neigen, die Vorgänge in seinem Innern, weil sie sich nicht im Bereich des Willens, oft sogar im Unterbewußten, abspielten, zu unterschätzen. Den Seinen gibt es der Herr im Schlaf! Dies gilt wortlich für manche seiner Tagebuchaufzeichnungen, die zugleich getreue Wiedergabe wirklicher Träume und doch schon zugleich vollendete kleine Kunstwerke sind, während dem Wachenden noch nicht viel gelingen wollte.

Da war es – zu seinem Glück – ein Stoß von außen, der ihn aus seiner Lethargie aufrüttelte: die politisch und konfessionell freiheitliche, fast revolutionäre Bewegung Europas und der schweizerischen Heimat, die zu Beginn der vierziger Jahre einsetzend in den Stürmen von 1847 auf 1848 gipfeln sollte. «Die Zeit», so anvertraut er dem Tagebuch, «ergreift mich mit eisernen Armen. Es tobt und gärt in mir

wie in einem Vulkane. Ich werfe mich dem Kampf für völlige Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes und der religiosen Ansichten in die Arme. » Und ein andermal: « Wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der offentlichen Gemeinschaft bindet, denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern noch dazu allen inneren Halt verlieren und der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht. »

An den beiden Freischarenzügen gegen die konservativ-klerikale Mehrheit im Kanton Luzern, an denen der durch den Ruf der Zeit Geweckte in übel angewandtem Tätigkeitsdrang sich beteiligte, hat er – zumal er das einemal mit einem holzernen Feuerstein zu Felde zog – freilich weniger Lorbeeren geholt als auf dem einsamen Beutezug ins blühende Reich der Lyrik, der ihm in dem einen Sommer 1843 fast mühelos einen wahren Schatz herrlicher Gedichte einbrachte.

Nannte er zwar selber das Pathos der Parteileidenschaft die Hauptader seiner Dichterei, so wären doch seine an das Vorbild Georg Herweghs gemahnenden Freiheitsfanfaren und radikalen Kriegsrufe gegen Pfaffen und Aristokraten viel leichter zu verscherzen als die Liebeslieder oder gar der unvergänglich blühende Strauß der Naturgedichte. Mangelt seinem Erstling, den « Gedichten » von 1846 noch die innere Einheit, so kommt doch sein lyrisches Ingenium schon völlig unverkennbar und reich entfaltet zum Ausdruck. Er trug ihm übrigens die begeisterte Anerkennung und persönliche Freundschaft eines Kreises literarisch und politisch Gleichgesinnter ein, deutscher Flüchtlinge zumal, wie Herwegh selber, Freiligrath, Wilhelm Schulz, Hoffmann von Fallersleben, die sich um den gastfreundlichen und forschen Aug. Ad. Ludw. Follen gesammelt hatten. In dessen Gönnerschaft hatte sich der literarische Neuling begeben und fast zu willig seinen verbessernden Eingriffen unterzogen.

Übrigens blieb das Gedichtbandchen die einzig vorweisbare

Legitimation jener sechs Zürcher Jahre von 1842 bis 1848, die Keller zu Unrecht einmal die verlorenen nannte. Die ungreifbaren Ergebnisse bestanden in ersten Entwürfen und Planen, darunter dem zum kunftigen Hauptwerk, dem « Grünen Heinrich ».

Äußerlich bot Kellers Existenz kein erhebendes Bild. Er vegetierte als Kostgänger am Tische der Mutter und in einem planlosen Wirtshausleben, badend, bummelnd und rauchend dahin, überdies ohne rechten Genuß, wie man aus den Selbstvorwürfen des Tagebuchs von 1847 erfahrt: « Ich bin die unnütze Zierpflanze, die geruchlose Tulpe, welche alle Safte dieses Häufleins edler Erde, das Leben von Mutter und Schwester aufsaugt. » Wenn er kurz vor der nahenden Krise mit einer unheimlich anmutenden Ruhe feststellte: wahrscheinlich werde er mit seiner naiv-beschaulichen und müßiggängerischen Weise zu Grunde gehen, so mußte zu der Erkenntnis der Gefahr sich doch der rettende Entschluß gesellen, sich aufzuraffen und loszureißen. Er fand und faßte ihn, als die unerwiderte Liebe zu der anmutigen Winterthurerin Luise Rieter das Maß seines Elends vollmachte und ihm die Heimat vollends zu einem « Sauerkrautfaß » werden ließ.

Mag politische Gesinnungsgenossenschaft auch mitgespielt haben, so bleibt es doch denkwürdig und rühmlich, daß die damals freisinnige Regierung des Heimatkantons ihrem begabtesten Sohne in der entscheidenden Stunde tatkräftig helfend unter die Arme griff und durch ein Reisestipendium von 800 Franken für wissenschaftliche Ausbildung die Notwende herbeiführte. Kurz nachdem der unblutige Sonderbundskrieg zwischen den konservativen und vorwiegend katholischen Föderalisten und den fortschrittlich zentralistischen Mehrheitskantonen zu Gunsten der Letztern entschieden und das Gebäude einer neuen demokratischen Schweiz sozusagen unter Dach gekommen war, im Oktober 1848, vertauschte ihr zukünftiger Dichter die Heimat mit der Fremde.

Bei diesem zweiten Auszug erst recht wurde deutscher Geist ihm zur entscheidenden formenden Macht. In den Horsaler der Universität Heidelberg holte er, eifrig, aber unsystematisch Naturwissenschaft und Philosophie treibend, die versäumte Bildung nach. Unerwartet traf ihn der für seine Weltanschauung dauernd bestimmende Einfluß durch Ludwig Feuerbach. Die edle Persönlichkeit dieses Philosophen gab seinem Materialismus eine ethische Gesinnung und Weihe, die das begeisterte Briefbekenntnis Gottfried Kellers erst verstandlich machen:

« Wie trivial erscheint mir gegenwärtig die Meinung, daß mit dem Aufgeben der sogenannten religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde! Im Gegenteil! Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen... Für die Kunst und Poesie ist von nun an kein Heil mehr ohne vollkommene geistige Freiheit und ganzes glühendes Erfassen der Natur ohne alle Neben- und Hintergedanken; und ich bin fest überzeugt, daß kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschließlich sterblicher Mensch sein will. Daher ist mir auch meine neuere Entwicklung und Feuerbach für meine dramatischen Pläne und Hoffnungen weit wichtiger geworden als für alle übrigen Beziehungen, weil ich deutlich fühle, daß ich die Menschennatur nun tiefer zu durchdringen und zu erfassen befähigt bin. »

Wieviel mußte für den Dichter die Erkenntnis bedeuten, erst jetzt fange er an, « Natur und Mensch so recht zu packen und zu fühlen! » Kein Wunder, daß er sogleich seinen Hauptplan, den zum « Grünen Heinrich », einem gründlichen Umbau unterzog. Gleichzeitig förderte der freundschaftliche Umgang mit seinem Altersgenossen, dem Ästhetiker und Literarhistoriker Hermann Hettner das künstlerische Sichbewußtwerden des bislang naiv sich aus-

stromenden Lyrikers und die gedankliche und technische Auseinandersetzung mit der Poesie. Fragwürdiger, weil seinem echt epischen Temperament ungemäß, war allerdings die Hinwendung zur Form des Dramas. Den Plan zu seinem bürgerlichen Trauerspiel « Therese » im Kopf und mit dem Ehrgeiz, auf der Bühne sein Glück zu versuchen, verließ Gottfried Keller, ein neues Stipendium von tausend Gulden in der Tasche, im Frühjahr 1850 Heidelberg, wo ihm das Leben ohnehin schwer geworden war durch den unglücklichen Ausgang einer Liebe zu der gehaltvollen, aber schon von Schwermut gezeichneten Johanna Kapp, die ihr eigenes Herz an Kellers Lehrer Feuerbach verloren hatte.

Wenn aus dem geplanten einen Jahr in der Fremde deren sieben wurden und der Berliner Aufenthalt zu Kellers schwerster Leidenszeit und Lebenskrise, « eine große und trübselige Mauser», so darum, weil ihm den innern Schatz zu heben nicht gelingen wollte. Nach außen lebte er vorerst « in einer totalen Abgeschiedenheit, stumm und nüchtern wie eine Schildkröte ». Über diesem Schreiben, Lesen, Spekulieren, Düfteln oder die Zeit abwarten, wo das rasche Fertigmachen endlich sich einstellen möchte, versaumte er lange auch den Anschluß an die literarischen Kreise. « Ein eigentümlicher, gehaltvoller Mensch, aber fur die Welt etwas verschoben, nicht ganz brauchbar zugerichtet » – dies war der Eindruck des weltmannischen Varnhagen von Ense, der von seinem Talent die höchste Meinung hatte und der ihn in seinem einflußreichen Literatursalon endlich festzuhalten wußte. Etwas früher fand Keller Eingang in die fortschrittlich gesinnte Gesellschaft im Haus des Verlegers Franz Duncker.

Von eifrigem und aufmerksamem Theaterbesuch wurde die Reifung der dramatischen Pläne erhofft, aber lange Jahre blieben ohne Ergebnis. Wieder geriet Keller in Not und tiefes Schuldenwesen, die Freunde und die Mutter mußten helfen, die Zürcher Regierung mit neuen Zuschüssen ihr

Vertrauen bewähren. Der in Zurich und Heidelberg begonnene « Grüne Heinrich » wuchs sich indessen zu großer Weite aus, aber die Vollendung wollte nicht heranreifen. Die Ehre, die Not, die Klagen der Mutter, das beständige Drängen Viewegs, der als Verleger den Roman übernommen und schließlich schon mit dem Druck begonnen hatte, erwiesen sich als ohnmachtig gegenüber dem unberechenbaren Schaffensgesetz des Dichters, der seine Zeit abwarten mußte. Erst im Frühjahr 1855 wurde das Werk, das dem Verleger auf 1850 versprochen worden und in seinen drei ersten Bändchen 1853 erschienen war, in qualvoller Anstrengung zum Abschluß gebracht.

Von den zahlreichen dramatischen Plänen, die zu verheißungsvollen Versprechungen an die Freunde Anlaß gegeben hatten, wurde trotz allen theoretischen Bemühungen keiner ausgeführt. Hingegen war ohne Aufhebens, fast nebenher, schon in Heidelberg ein Band neuer, vielseitiger Lyrik entstanden, die 1851 erschienenen « Neueren Gedichte », und in gleicher Weise war in Berlin ein leuchtender Strauß von Erzählungen erblüht, die nun, nach Vollendung des Romans, mühelos abgeschlossen, auf 1856 als erste Auflage der später um einen Band vermehrten Sammlung « Die Leute von Seldwyla » herauskamen. Außerdem wurden die übermütigen, aber mehr von Heines als dem eigenen Geist zeugenden Romanzen des « Apothekers von Chamounix » geschrieben und eine Anzahl Erzählungen ausgeheckt, aus denen nach Jahren « Das Sinngedicht » und « Die Sieben Legenden » erwuchsen. Es wiederholte sich also wie in München als typisches Erlebnis dieses Talentes, daß gewisse Leistungen trotz aller Bemühungen nicht zustandekamen, andere hingegen ihm unversehens in den Schoß fielen.

In Keller lebte wohl ein tröstlicher geheimer Glaube an sich, aber dennoch war es ein bitteres Schicksal und das große Leid seiner Jugend, daß er das anvertraute Pfund nicht nutzbar zu machen verstand und bis ins Schwabenalter anderen zur Last fallen mußte. Ein hohes Pflichtbewußtsein sich

selbst, dem Vaterland und der Allgemeinheit gegenüber beseelte ihn.
Vor allem aber war es die wackere, aufopfernde Mutter, der er sich immer wieder zur Rechenschaft verpflichtet fühlte. Durch ein Jahrzehnt schleppt sich der Briefwechsel mit ihr, meist eintonig und trocken hin. Umständlich ist die Rede von den trivialen Bedürfnissen des Alltags, von Wäsche und Nahrung, das Eigentliche aber wird höchstens zwischen den Zeilen gesagt. Ihrem Mahnen und Drängen stehen seine mühsame Entschuldigung und die Forderung von Hilfe und Geduld gegenuber, und einmal hat die Scham und Qual der trostlosen Rechenschaftsablegung ihn über anderthalb Jahre völlig verstummen lassen. Es ist paradox, daß der scheinbar so Fühllose gleichzeitig seine schmerzlich zarte und innige Sohnesliebe auf dem einsamen Kämmerchen in selbstanklägerische Verse ausströmen ließ.

« Ich schmiede Verse, schreibe Bücher,
Ich schreibe wochen-, mondenlang,
Laß Helden große Worte sprechen,
Stets gibt die Schelle ihren Klang...

Nur wenn ich an die ungelehrte,
Und arme Mutter schreiben will,
Steht meiner Torheit fertge Feder
Auf dem Papiere zagend still.

Da gilt es erstlich, groß zu schreiben
Und deutlich für das Mutterauge,
Daß fur das alternd tränenblöde
Des Söhnleins Schrift zum Lesen tauge.

Und dann – o welche schmerzenvolle
Und schwere Kunst! – das Wort zu wählen,
Das schlichte Wort, das Hoffnung spendet
Und wahr ist mitten im Verhehlen!...

Hemmt euren Lauf, geschwätzge Reime,
Die ihr mich meiner Pflicht entzieht! –
Bald lern ich nun gefühlvoll dichten!
In Tranen schrieb ich dieses Lied. »

Der innere Zwang zu der peinvollen Rechtfertigung vor d
Mutter erklärt sich nur daraus ganz, daß ihre Gestalt ih
die ganze eine Halfte seines eigenen Wesens, die der G
meinschaft zugekehrte, bedeutete. So zieht sich durch sei
Briefe die Selbstauseinandersetzung zwischen seinem bü
gerlichen und künstlerischen Ich, die auf einer höher
Ebene die Struktur seines autobiographischen Romanes, d
« Grünen Heinrich » bedingt; wuchs er doch nach des Dic
ters eigenen Worten aus allerlei erlebter Not und Sorg
welche er der Mutter bereitete, heraus und lag das langsa
wachsende Manuskript als unaufhörliche Mahnung zu
Heimkehr vor ihm. Die Furcht, mit seiner geschuldeten G
nugtuung zu spat zu kommen, hat den tragischen Ausgan
der ersten Fassung bestimmt und dankbar aufseufzend durft
der Zurückgekehrte gestehen: diesmal sei er noch ung
schlagen davongekommen.
Längst hatte er vergeblich aus der Großstadt weggedräng
und wenn er auch den erzieherischen Wert des Aufenthalte
in Berlin erkannt hatte, war es ihm als « Korrektionsanstalt »
« Sibirien » und « verfluchtes Saunest » unerträglich gewor
den. Um sein Unglück voll zu machen, hatte ihn noch ein
ungefüge Leidenschaft gepackt, sie galt der stattlichen un
hochgemuten Erscheinung der Schwester Lina Dunckers
Betty Tendering. Doch qualvolle und demütigende Geld-
verlegenheiten schoben wie in einem bösen Traum das Los-
kommen immer wieder hinaus. Diesmal – Ende 1855 – setzte
er sich freilich als – wenn nicht äußerlich, so innerlich –
gemachter Mann wieder an den Tisch der Mutter.
Das geistige Leben der ersehnten Vaterstadt kam ihm reicher
und kultivierter vor. Es hatte sich mittlerweile durch eine
auserlesene Gesellschaft anregender Geister bereichert, von

denen viele ihrer politischen Gesinnung wegen in der freien Schweiz ein Asyl gesucht hatten. An der neu gegründeten Eidgenossischen Polytechnischen Hochschule wirkten Kellers neue Freunde Gottfried Semper, der repräsentative Architekt jener Jahre, und Friedrich Theodor Vischer, der bedeutendste Ästhetiker des zum Durchbruch gelangten Realismus, zugleich Autor des wunderlichen Romanes « Auch Einer », durch den er auch Keller unter der Maske des Barden Guffrud Kullur wandeln laßt. Ein geistiger Sammelpunkt war das Haus Wesendonck, berühmt geworden durch Richard Wagner, dessen luxuriose Gewohnheiten und schauspielerhafte Alluren dem kleinbürgerlich schlichten Keller allerdings nicht einleuchten wollten, während jener in dem « auffallend unbehülflichen und spröd erscheinenden Menschen, dessen erste Bekanntschaft jedem sofort das Gefühl der Angst um sein Fortkommen erweckte », das Dichtergenie erkannte. Zu guter treuer Freundschaft verband sich Keller mit einigen Landsleuten, so dem Komponisten von « O mein Heimatland », Wilhelm Baumgartner, und dem durch kräftiges Naturgefühl ihm verwandten Tiermaler Rudolf Koller, sowie mit angesehenen Gesinnungsgenossen aus dem gleichen politischen Lager.

An Anregung und Aufmunterung fehlte es wahrlich nicht; innerlich befreit, zum Selbstvertrauen berechtigt und voller Pläne mochte der Heimgekehrte eine reiche Ernte erwarten. Aber seltsam: so wenig die Wanderjahre, wie er wähnte, die sieben mageren Kühe gewesen, so wenig glich die fast ebenso lange Spanne volliger Freiheit unterm Dach der Mutter den sieben fetten. Denn wieder erlag seine Muße der Gefahr, in Müßiggang abzugleiten und das vegetative Wachstumsgesetz, dem seine Dichtung ihre beste Süße und Reife verdankt, drohte in die Fruchtlosigkeit passiven Vegetierens und Sichgehenlassens auszuarten.

Da waren es die bürgerlichen Instinkte, die den Menschen und den Künstler retteten. Zwar hatte er, um den Segen eines festen Berufs wissend, früher die Annahme einer in

Aussicht stehenden Literaturprofessur am Polytechnikum erwogen, ohne sich allerdings zum Zugriff entschließen zu können. War es nicht ein Glücksfall, daß das Schicksal noch einmal mit einem Angebot an ihn herantrat und wahrlich keinem leicht zu nehmenden? Jetzt oder nie! Er faßte den Entschluß, das Amt des Staatsschreibers, eine der ansehnlichsten und wichtigsten Staatsstellen seines Heimatkantons, anzutreten.

Mögen diesmal wie früher parteipolitische und persönliche Motive ein wenig mitgespielt haben, so hat doch unzweifelhaft der zürcherische Staat sich um seinen großten Dichter weitherzig und weitsichtig verdient gemacht. Damals freilich erregte der « Geniestreich » des Regierungsrates manches Kopfschütteln und « allgemeine Heiterkeit ». Ja, wer dem Poeten die Beamtentugend, dem Bummler den regelmäßigen Bürodienst nicht zutraute, schien nur allzu sehr gerechtfertigt, als Keller am Morgen seines Amtsantritts, dem 23. September 1861, auf seinem Posten sich nicht blicken ließ. Die nächtliche Vorfeier zu seinen Ehren war in ein gewaltiges Gelage und dramatische Auseinandersetzungen ausgeartet und ihm übel bekommen. Drastisch tritt an diesem Wendepunkt zutage, welch entgegengesetzte Möglichkeiten in Kellers Natur lagen. Daß er sich gewarnt fühlte, dafür ist die unerbittliche Pünktlichkeit und eiserne Pflichttreue, mit der er fortan anderthalb Jahrzehnte lang sein Amt ausübte, der schönste Beweis. Ja, er wurde von berufener Seite als der beste und pünktlichste Staatsschreiber der ganzen Schweiz gerühmt.

Zum strengen Beruf lud ihm das Schicksal neue Sorgen auf. Kaum hatte er den Verlust der Mutter verwunden, so schlug 1866 die täuschende Hoffnung auf Gründung eines eignen Haus- und Ehestands in endgültigen Abschied von der Liebe um. Die junge Bernerin Luise Scheidegger, die sich nach längerem Zögern mit ihm verlobt hatte, gab unter Einfluß übler Nachrede über sein Wirtshausleben ihrem Hang zu Angst und Schwermut nach und suchte den Tod im Wasser.

Zu schaffen machte ihm auch die politische Entwicklung des Heimatkantons von der repräsentativen zur reinen Demokratie, welcher der einst so Zukunftsglaubige in seinem geschärften aber ernüchterten Wirklichkeitssinn nicht mehr recht zu folgen vermochte. Doch blieb er seinem Amt auch beim Regierungswechsel von 1869 treu bis 1876, so schwer der dauernde Verzicht auf vollen Selbstbesitz ihm fallen mochte.

Wer als Künstler Volles und Schweres in der Vielzahl mußestündlich glaube vollbringen zu können, der werde seine Illusionen noch zerrinnen sehen, – so läßt er sich in einer autobiographischen Skizze hören und außert über den Wechsel seiner beiden Lebensformen das entscheidende Wort: « Bei meiner Wenigkeit hat sich nun ein Mittelweg herausgebildet, wenn auch ohne eigentlichen Vorbedacht, indem statt eines lebenslänglich verteilten prosaischen Berufswesens eine Konzentration auf eine Reihe von Jahren, mit Ausschluß jedes empfindsamen Mußelebens, sich eingestellt hat. Als die alte Republik Zürich, welche unter verschiedenem Regimente von jeher solchen mazenatischen Anwandlungen unterlegen ist, mir das Amt eines Schreibers gab, mußte ich mich vom ersten bis zum letzten Augenblicke in den Geschäften tummeln und genoß zehn Jahre lang nicht einmal eines Urlaubes, und ich glaube, es ist mir das gesunder gewesen, als ein schläfriges System gemischter Bureau- und Mußestunden. Die Anlehnung an jene solide Bürgerlichkeit, an das Holzhacken Chamissos hat einmal stattgefunden, ihren Dienst getan, und kann nun wieder mit einer andern, ungeteilten Existenz vertauscht werden, denn die Hauptsache besteht, nach gewonnener Haltung und Elastizitat, nicht sowohl in den sichern Einkünften, als in der entschlossenen Lebensäußerung. »

In der Tat hatten Dienst und Einreihung ihn nicht gelähmt, sondern gestrafft. Von seinen neuen Freunden Adolf Exner und seiner Schwester Marie von Frisch, die den Gehemmten wie kaum jemand sonst zu lösen und in Gespräch und Brief

das Spiel seines Humors zu befreien verstanden, ließ er sich gar ins Salzkammergut und nach Wien verlocken.
Zu geistigem Austausch verstanden den Schwerflüssigen auch die beiden neben ihm damals berühmtesten Meister der Novellenkunst anzuregen, so daß eine brieflich gepflegte Freundschaft zu dritt den süddeutsch-liebenswürdigen Paul Heyse, den norddeutsch-herben Theodor Storm und den trocken-humoristischen Schweizer untereinander verband. Der Husumer und der Seldwyler korrespondierten, wie letzterer treffend spaßt, etwa im Ton ältlicher Klosterherren, die einander von den gesprenkelten Nelkenstöcken berichten, die jeder in seiner Abtei züchtet. Schade, daß der kritische Kollege die Nelken im Garten des Schweizers gelegentlich so grundlich zerzauste, daß diesem darüber gute Laune und Schreiblust vergingen.
Am heimatlichen Gestade hatte ihn der gastliche Landsitz Mariafeld anzuziehen gewußt, wo François und Eliza Wille, die Gönner und Freunde C. F. Meyers, einen Sammelpunkt geistigen Lebens geschaffen hatten.
Beim steigenden literarischen und persönlichen Ansehen vermehrten sich von fern und nah Besucher und Bewerber um seine Gunst. Nicht alle, die es verdient hätten, verstanden sein Vertrauen zu erwerben oder festzuhalten. Das war auf die Dauer auch Jakob Baechtold, seinem nachmaligen ersten Biographen, nicht beschieden, wohl aber einem noch jüngeren Vertreter der einheimischen Literaturforschung, dem treffsicheren Zeichner seines Charakterbildes, Adolf Frey.
Der lang unterdrückte poetische Quell begann nach der verdienten Selbstbefreiung um so ergiebiger zu sprudeln. Reichen die untersten Adern bis in die Schicht der Berliner Jahre hinab, so gelang es doch erst dem Alternden, das lang und still Gesammelte zu ergänzen, auszuschöpfen und kunstvoll zu fassen. Die leichtfüßigen « Sieben Legenden » zwar hatte er schon 1872 entspringen lassen; die Seldwyler Geschichten hatten sich kurz darauf zu zwei stattlichen Teilen

gerundet. Und nun hob Keller mit den zwei neuen Zyklen der « Zuricher Novellen » 1878 und des « Sinngedichts » 1882 die ruhmreiche Tradition der deutschen Novelle im Wetteifer mit seinem Landsmann C. F. Meyer und seinem norddeutschen Freund Theodor Storm auf einen neuen Hohepunkt.

Ein Vierteljahrhundert hatte er seinen Jugendroman, den « Grunen Heinrich » ruhen lassen, ehe er ihm 1879/80 durch seine grundliche Umgestaltung – ohne den Hauch der Frische zu truben – die Werte seiner inzwischen erreichten Altersreife einverleibte. Und was vom ersten strotzenden Aufblühen an im Garten seiner Lyrik in vier Jahrzehnten auf- und nachgewachsen war, wurde großenteils gut befunden in die zweibandige Gedichtsammlung von 1883 einzugehen.

Aus dem besonnten Abendfeld, das er schauselig durchwanderte, hatten ihn mittlerweile die Jahre mehr und mehr in den Schatten gerückt. Auch seinem Spatwerk von 1886, dem « Martin Salander », fehlte, wenigstens in seinen eigenen Augen, die heitere Leuchtkraft, war es doch der nicht unberechtigten Sorge um die Zukunft der schweizerischen und bürgerlichen Gemeinschaft entsprungen.

Häufiger verspann sich der Alternde in seine eigenbrodlerische Gramlichkeit. Aus Schwerbeweglichkeit war er schon 1882 aus dem hoch und frei gelegenen « Bürgli » in das bequemere Hottingen übergesiedelt; hier, in seinem letzten irdischen Quartier, der reizlosen Mietswohnung des « Thaleck » sorgte die altjüngferliche Regula unsentimental, nüchtern und sparsam für das leibliche Wohl des wortkargen Bruders, bis er sie 1888 zu Grabe trug. Wenn sich ein Jahr darauf der einst so Festfreudige der Feier seines siebzigsten Geburtstags in fast völlige Einsamkeit entzog, so war der ihm verschwenderisch zugedachte Preis und Dank freilich Beweis genug, daß er nun doch in einem höheren und bleibenderen Sinn der Gemeinschaft gehörte.

Was aber auf dem Leidenslager seiner letzten Monate in den

unzugänglichen Tiefen seines Gemuts vorgehen mochte, laßt uns etwa das versonnen hingemurmelte Sprüchlein « ich dulde, ich schulde » ahnen, das uns von seinem Krankenbesuch C. F. Meyer uberliefert hat, – der andere große Zürcher Dichter, welchen der Herbe sich trotz der rein entgegengebrachten Verehrung nie recht hatte nahekommen lassen.

Und im Nebenzimmer wartete mit wenigen Freunden der ebenbürtige Meister der Schwesterkunst, der Maler Arnold Bocklin, mit dem er in schweigender Nachdenklichkeit so manchmal vor dem vollen Glase gesessen, als der Tod – es war am 15. Juli 1890 – an den hindämmernden Poeten leise herantrat.

Zum Erben hatte der Kinderlose die höchste Bildungsanstalt seines Heimatkantons und einen vaterländischen Fonds fur verwundete Wehrmänner eingesetzt, – ein letztes Bekenntnis seiner Zugehörigkeit zur Gemeinschaft. Wie kostlich aber sein geistiges Erbe sei, darum wußte sein Volk schon damals: Keinen seiner Bürger hat Zürich mit einem solchen Leichenbegangnis geehrt wie Gottfried Keller.

Die Feier seines hundertsten Geburtstages und noch einmal die seines fünfzigsten Todestages waren Bestätigungen, ja Bestärkungen der treuen Liebe der Heimat zu ihrem Dichter, zugleich aber der unversieglichen, dem Zeitwandel zum Trotz sich auswirkenden Lebenskraft seines Geistes.

*

Der Pendel seines Daseins schwingt also zwischen zwei gegensatzlichen Lebensformen: zwischen Freiheit und Ordnung, Aufsichselbstgestelltsein und Berufspflicht, künstlerischer Ungebundenheit und Einreihung in die bürgerliche und staatliche Gemeinschaft. Diese Doppelform ist der Ausdruck einer inneren Polarität, die zugleich die Gefahr seiner Natur wie die Voraussetzung seiner Leistung war. Gelang es ihm im Leben nur in Anstrengung und mit Not, das

Gleichgewicht zwischen Künstler und Bürger immer wieder herzustellen, so bezieht seine Dichtung ihre Bedeutung gerade aus der unvergleichlich innigen und tiefen Durchdringung der beiden Elemente des Künstlerischen und Bürgerlichen.

Der Konflikt zwischen ihnen, als zwischen Lebensformen des Individuellen und des Gemeinschaftlichen, ist das von üppigem Beiwerk oft überwucherte Hauptproblem in Kellers Hauptwerk, dem «Grünen Heinrich», ist dieser doch eine poetisch erhöhte Selbstbiographie, bis zur Lebenskrise, d. h. bis zur Rückkehr in die Heimat. Erst aus der Perspektive eignen Gelingens durfte der Alternde den tragischen Schluß der Frühfassung in einen versöhnlichen umwandeln: dort ging der Abgesonderte unter, hier geht er auf in der Gemeinschaft.

Der Grüne Heinrich ist bürgerlichen Herkommens, und daß er bürgerlich empfindet, beweist das Kapitel «Lob des Herkommens» mit dem Zeugnis, er schätze sich «doppelt glücklich, von ehrlichen und geachteten Eltern abzustammen». Aber Anlage und Umstände: der Tod des Vaters, die ungerechte Relegation aus der Schule verweisen den Knaben bald auf sich, machen ihn zum Autodidakten, und er wächst auf «wie ein Gras, sich biegend und schmiegend, wie jedes Lüftchen der Lebensregung und der Laune es wollte». Das grüne Wams, die grüne Mütze ist ein Symbol, das sich als Leitmotiv durch das Werk hinzieht; Symbol für die Naturhaftigkeit, Freiheit, Künstlerschaft, Besonderheit, wobei in «grün» als Nebenton die Bedeutung von «unreif» mitklingt.

Die Leute lassen ihn gewähren, so sagt er: «weil ich der grüne Heinrich hieß, das heißt, weil ich eine abgesonderte und abgeschiedene Erscheinung war». Bei der Konfirmation steht er unter den Schwarzberockten als ein grünes Unikum da, ein «vollendeter Protestant», d. h. Protestierender, und erklärt, es sei ihm völlig gleichgültig, ob man ihn zu den ehrbaren Bürgerkindern rechne oder nicht. Aber

es erfaßt ihn doch ein tiefer Schrecken, daß er so jung und noch so unerfahren, doch einer so uralten Meinung und einer gewaltigen Gemeinschaft, von der er ein winziges Teilchen ist, abgefallen gegenübersteht.

Das wiederholt sich, als es gilt, in Beruf und Welt hinauszutreten. Nur zögernd und mißtrauisch gibt ihm die landliche Waisenbehorde das «Pergamentlein», einen uralten Werttitel, heraus, den dieser junge Mann für etwas hochst Fragwürdiges: seine künstlerische Ausbildung, in Münze umsetzen will. Zu dieser Laufbahn – so wird ihm bedeutet – gehöre besonderer Mut und eignes Glück, und vor allem sollte ein junger Mann darauf denken, «wie er im Lande bleiben und sich redlich nähren, auch seinen Mitbürgern sich nutzlich und seinen Eltern sich dienstbar erweisen kann».

Daß Heinrich nicht aus Arbeitsscheu und Liederlichkeit vor einem tüchtigen Beruf in die Kunst auskneift, dafür spricht der wahre Durst nach Strenge und Einordnung und die Willigkeit, mit der er seine Kunstlerlocken auf dem Altar des Vaterlandes niederlegt, als er noch einmal aus vollkommener Freiheit und Selbstherrlichkeit herausgerissen, nämlich zu den militärischen Übungen eingezogen wird.

In der fremden Kunststadt blühen dem unberatenen Heinrich Lee die bitteren Erfahrungen seines Urbildes Gottfried. Der Roman schildert so die Passion seines Schöpfers, des verunglückten Malers Keller. Überall hapert's bei ihm: am Gluck, den Lehrern, dem Studiengang, der Ausdauer. – Dem Studium vor der Natur ausweichend verfällt er auf eine spiritualistische Malerei, die sich schließlich selbst ad absurdum führt, in einem Bild, das wundervoll eine solche – wortlich genommen – grundlose, willkürlich in der Luft hangende, fadenscheinige Kunst symbolisiert. An ein paar Strichelchen nach allen Seiten immer neue fügend zeichnet Heinrich mit ungeheurer Zeitverschwendung ein Spinnennetz aus unzähligen Fäden. Sein nüchterner Freund Erikson hat recht, wenn er seine ironisch-hohnvolle Rede auf sol-

chen Grillenfang endet: « Was soll das Gekritzel? Frisch, halte Dich oben, mach Dich heraus aus dem verfluchten Garne! » und ein befreiendes Loch durch das Papier stoßt. Einen bessern Ausweg aus den Verwicklungen der Kunst findet allerdings auch Heinrich selbst nicht, als den durchzubrechen.

Das Spinnennetz ist übrigens sinnbildlich für Heinrichs allgemeine Neigung zu Gespinsten und für seinen Mangel an Zielstrebigkeit und Zweckmäßigkeit. Zwar gibt er sich mit offenen geistigen und leiblichen Augen willig und treulich jedem neuen Eindruck hin, geht immer ganz auf in seiner neuesten Beschaftigung, setzt sich auseinander mit Gott, Natur und Menschen, Geschichte und Wissenschaft, laßt sein Ich sich bilden durch das, was das Leben ihm zutragt, aber in einem ganz passiven Verhalten. Der Mißerfolg seiner Bilder veranlaßt ihn nicht etwa, sich nach andern Erwerbsquellen umzuschauen, sondern er setzt sich auf seinen Koffer, der ihm ein Stück Heimat bedeutet, und philosophiert sehr klug über Arbeit und Lohn.

Als er Geld hat pumpen müssen, wird er sehr tiefsinnig und beginnt – so berichtet er – « um mir mein Werden und Wesen einmal recht anschaulich zu machen, eine Darstellung meines bisherigen Lebens und Erfahrens. Kaum war ich aber recht an der Arbeit, so vergaß ich vollkommen meinen kritischen Zweck und überließ mich der bloß beschaulichen Erinnerung... Jede Sorge der Gegenwart entschlief. » Endlich kommt es so weit, daß er seine Skizzen beim Trödler losschlagen, ja darüber froh sein muß, daß er für diesen Fahnenstangen mit einer farbigen Spirale anstreichen darf. Ironie des Schicksals: er, der Kunstmaler, muß sich das noch vormachen lassen. « Merkt auf, wie das zu machen ist, alles will gelernt sein... Dies ist die wahre Lebenslinie; wenn Du die recht akkurat und rasch ziehen lernst, so hast Du vieles erreicht. »

Er erkennt nun: er ist der verlorene Sohn, der nicht mit dem allgemeinen Los zufrieden war, eigne Wege ging und nun

in Not ist. Der Besuch von Landsleuten, die das Schamgefühl über sein Elend erwecken und das Bild seiner Mutter heraufbeschwören, verursacht eine Wandlung in ihm. Die Sehnsucht nach der Heimat erwacht und macht sich in Träumen Luft, wundersamen Märchengebilden, deren poetischem Reiz eine feine Psychologie zugrunde liegt. Heinrich sehnt sich im Unterbewußten, Ursprünglichen seiner Natur nach der Mutter, die ihm zugleich Kindheit, Ursprung, Sippe, Volk, Vaterland, kurz: Heimat bedeutet.

Im Elend, bankerott, vom Schicksal weidlich geschunden, tritt er den Rückzug an. In einer romantischen Episode wird der Schiffbrüchige durch eine Nausikaa, Dortchen Schönfund, gerettet und in das Schloß ihres Pflegevaters aufgenommen, durch dessen Hilfe er auch mit seinen Bildern nachträglich einige Ehre erntet. Im Gefühl zu Dortchen erlebt Heinrich seine erste große Leidenschaft; aber er wagt nicht zu erfragen, ob er wiedergeliebt wird und verliert so durch seine Unentschlossenheit die Geliebte, über deren Gegenwart er die beabsichtigte Heimkehr zur Mutter lange vergessen hat.

Kellers Roman, der bis zu diesem Punkte der Handlung in seinen beiden Fassungen ziemlich in der gleichen Linie verläuft, schildert im Schlußteil der ersten Fassung die Rückkehr des Helden ins Vaterland. Kaum über die Grenze herübergekommen wird er in das erregte politische Leben – es ist der Anbruch der großen demokratisch-nationalen Bewegung und Einigung der Schweiz – hereingezogen und glaubt durch tätiges Mitwirken am Gemeinwohl einen neuen Lebensinhalt zu finden. Sein Jubel über die neue Selbstbestimmung wird aber schrecklich zertrümmert, als er zufällig auf ein Begräbnis, das seiner Mutter, stößt, denn mit dem Tode der Mutter ist ihm «der Spiegel, welcher das Volksleben widerspiegeln sollte, zerschlagen, und der Einzelmann, der an der Volksmehrheit so hoffnungsvoll mitwachsen wollte, rechtlos geworden. Denn da ich die unmittelbare Lebensquelle, die mich mit dem Volke verband, vernichtet

hatte, so besaß ich kein Recht, unter diesem Volk mitwirken zu wollen.» Er glaubt, den Tod der Mutter durch sein allzulanges Ausbleiben und seinen Mangel an Sohnesliebe verschuldet zu haben; Gram und Reue reiben ihn auf. «Sein Leib und Leben brach und er starb in wenigen Tagen ... und es ist auf seinem Grabe ein recht frisches und grunes Gras gewachsen.» So endete der erste Grüne Heinrich.

Wir haben viele Zeugnisse, daß der Romanschluß Keller zu schaffen machte und er zwischen mancherlei Motiven schwankte. Schließlich hat er den Abschluß uberhastet und das Ende buchstäblich unter Tränen hingeschmiert. Aber das Gefühl war hier ein schlechter Helfer des Dichters!

Aus psychischen und moralischen Gründen war dem Verfasser, als er damals in Berlin den Roman abschloß, kein heiteres Ende möglich. Das Zuspat ist eine Art Mahnung an ihn selbst; er statuierte ein Exempel! Er war noch nicht heimgekehrt, steckte in trüber Leidenschaft zum Urbild Dortchens. Da wäre es unehrlich und überheblich gewesen, sein Abbild Heinrich in den sichern Hafen einlaufen zu lassen, wahrend er selbst noch auf unsicherer Fahrt kreuzte. Aber er hat ihm eine viel zu robuste, widerstandsfähige Natur gegeben, als daß wir dies blümchengleiche Hinwelken glaubten, an dem nur das Passive seinem Wesen entspricht.

Ein Vergleich mit der endgültigen Fassung zeigt im einzelnen wie im ganzen, daß das Werk durch die Überarbeitung an Reife, Konsequenz, Übersichtlichkeit ungemein viel gewonnen hat, wenn auch der Verlust von einigen herrlichen Episoden zuzugeben ist. Aber während die erste Fassung subjektives Gepräge trug – was auch von Keller so empfunden wurde –, ist in der zweiten alles allzu Persönliche, Polemische aufgelost in Gestaltung; alles wirkt unmittelbar erlebt und empfunden, aber auch aus Schopferferne gesehen.

Auch in der Altersfassung will Heinrich aufgehen im Wirken der Mehrheit und sich dem öffentlichen Dienste am

Vaterland widmen, aber der alte, durch politische Erfahrungen gewitzigte Keller läßt durchblicken, daß Heinrichs naive Begeisterung fur die Demokratie ein gut Teil Illusion in sich birgt.

Auch diesmal kommt Heinrich – es ist eine erschütternde Szene – so spat zu der sterbenden Mutter, daß sie ihn kaum mehr mit dem letzten Blick erkennt, aber die letzte furchtbare Prüfung, der Tod der Mutter, führt keine zerstorende, sondern eine sieghafte Krise herbei, die Lauterung und Festigung zur Folge hat.

Vorerst wirkt Heinrich in aller Stille, wortkarg und resigniert, als Amtsvorsteher, bis er seine Jugendgeliebte, die starke, aufrechte Judith wiederfindet, die nach reicher Lebensschule, gefestigt und veredelt wie er selber, aus Amerika zurückgekehrt ist. Und « Jugendglück, Heimat, Zufriedenheit, alles schien mir seltsamerweise mit Judith zurückgekehrt. »

Wahrend also im Frühwerk Heinrich der Mutter sogleich nachstarb, wird ihm nun, wie zu ihrem Ersatz, die Jugendgeliebte als mutterliches Wesen geschenkt. Gerade als er verzweifelt denkt: « Am besten ware es, du lagest unter dieser sanften Erdbrust und wüßtest von nichts. Still und lieblich ware es hier zu ruhen », erscheint « wie aus dem Berge herausgewachsen » Judith. Mutter und Erdboden sind in der Tat Symbole des Uranfänglichen, der ursprünglichen Heimat, der guten Geborgenheit, und Judith wirkt wie ein neues Heraufsprudeln jenes « Lebensquells ».

Heinrich und Judith heiraten einander nicht – dadurch hat Keller bequeme Banalität vermieden – aber « sie nehmen das Glück vom Tische Gottes » und leben in tätig-froher Beschränkung als Freunde und Verbündete. Es ist wohl anzunehmen, daß sie als Liebende einander gehören, und somit Heinrich gleichsam ein Reservatsrecht des individuellen Menschen nach seiner Einreihung in die Bürgerwelt für sich beansprucht.

Im ganzen gilt aber jedenfalls: Das Original rangiert sich,

fugt sich ein; der Abgesonderte findet zurück zur Gemeinschaft. Ging in der ersten Fassung der Künstler zugrunde, so wird er in der zweiten Bürger. Und dem entspricht ja auch in Kellers Leben – mindestens äußerlich – die Lösung. Keller ist zwar als Maler verunglückt wie Heinrich, er überbindet diesem aber nicht seine eigene poetische Sendung. Heinrich ist qualitativ weniger, repräsentativ mehr als sein Schöpfer, nämlich nicht ein Ausnahmefall, wie Dichtergenies es sind, sondern ein reifer, begabter, gefestigter Mann; der Roman gibt dadurch mehr als ein Künstlerroman: ein sinnbildliches Menschenschicksal von allgemeingültiger Art.

Wie alle Entwicklungs- und Bildungsromane, so könnte auch der « Grüne Heinrich » « Irrfahrten » heißen. Von fern erinnern diese Lebensläufe alle an Odysseus, das Urbild des Irrens, und eines der fruchtbarsten Motive der Weltliteratur überhaupt ist: das nach Hause Suchen. Freilich, beim antiken Dichter kommen die Schicksale von außen in mythisch märchenhafter Gestalt als Götter, Dämonen, Riesen, Seestürme, Zauber, Fluch, aber all das ist doch auch als Symbol zu nehmen, so daß sich Parallelen mit dem « Grünen Heinrich » leicht ergeben würden. Dem Fluch der Götter würde der Fluch seines wahnsinnigen Lehrers Römer entsprechen. Kirke und Sirenen den schönen Frauen, die ihn locken, etwa der durch ihre Sinnlichkeit dem Heranwachsenden gefährlichen Judith. Nausikaa entspricht Dortchen so genau, daß die erste Fassung darauf in Heinrichs Worten ausdrücklich Bezug nimmt: « So werde ich auch mein Ithaka noch erreichen! Aber welch närrische Odysseen sind dies im 19. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung! » Und wie Odysseus seine Irrfahrten erzählt auf der Phaakeninsel, gibt Heinrich Dortchen seine Kindheitsgeschichte im Grafenschloß zu lesen und wird, wie Odysseus, wohlausgerüstet in die Heimat entlassen.

Keller reiht sich aber in die europäische und spezifisch deutsche Auffassung ein, die den Menschen als ein Werden-

des, sich Wandelndes auffaßt. Nach dem « Wilhelm Meister » gipfelt der deutsche Entwicklungsroman im « Grunen Heinrich » noch einmal.

Auf einen Wesenszug seines – recht menschlichen – Helden deutet Keller mit der Feststellung, die Hauptschuld an seinem Mißgeschick liege großtenteils in seinem Charakter begründet. Er hat dabei jene verhängnisvolle Passivitat im Auge, die ihn Dortchen und die Mutter verlieren laßt.

Passivität: leidendes Verhalten, aber auch Fähigkeit des Duldens! Ein edler Dulder wie Odysseus ist in seinen Maßen Heinrich Lee, und auch damit wieder steht er in der großen Überlieferung des deutschen Bildungsromans. Er rudert nicht durch den Strom des Lebens, sondern läßt sich von ihm tragen; die Ufer ziehen in wechselnder Gestaltung an ihm vorüber; so entsteht das Weltbild. Und den Wert dieser Passivität, ja ihre Notwendigkeit für den Künstler preist Keller in der für ihn bekenntnishaften Stelle: « Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann; die Welt ist innerlich ruhig und still, und so muß es auch der Mann sein, der sie verstehen und als ein wirkender Teil von ihr sie widerspiegeln will. Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verscheucht es; Gott hält sich mauschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn. Für den künstlerischen Menschen nun wäre dies so anzuwenden, daß er sich eher leidend und zusehend verhalten und die Dinge an sich vorüberziehen lassen als ihnen nachjagen soll; denn wer in einem festlichen Zuge mitzieht, kann denselben nicht so beschreiben, wie der, welcher am Wege steht... »

Homerisch, das heißt wahrhaft episch ist die Grundstimmung, die Schicksalsstimmung des Werks, der unaufhörliche Fluß neuer wundersamer Maren, das Auftauchen wechselnder Gestade, Wesen und Abenteuer. Die Selbstdarstellung macht von aller Freiheit des Romans Gebrauch, weitet sich zum breitangelegten Weltbild. Durch seine Fülle ist der « Grüne Heinrich » zu einem der reichsten und unerschöpflichsten deutschen Bucher geworden, darin es immer neue

Episoden, verborgene Schönheiten, sinnvolle Beziehungen zu entdecken gibt. Alle großen Themen, Probleme, Grundverhältnisse werden aufgegriffen. Da ist eine der feinsten Kinder- und Jünglingsgeschichten, zart und doch voll modern anmutender, psychologischer Züge; einer der subtilsten Liebesromane, nämlich die Doppelliebe Heinrichs zu der ätherischen Anna und der sinnenhaften Judith; der Heimatboden mit seinen bergenden und hegenden Überlieferungen und urtümlichen Kräften wird so lebensvoll geschildert, wie die Fremde mit ihren Verheißungen und Fahrnissen; der Lebensgang des Helden führt durch die verschiedensten Stände, und in unvergleichlicher Anschaulichkeit erstehen urtümliches alemannisches Bauernvolk, kleinstädtisches Bürgertum und künstlerische Bohème. Rüstige Arbeit, überschwengliche Festlichkeit und bittere Armut wechseln ab, so wie nüchtern klare Verbundenheit mit der Fülle der Dinge und traumhafte Beseligung und Entrückung. Von den frühesten und flüchtigsten Regungen des kindlichen Gemüts bis zu den ernsthaft gewichtigen Fragen, die den Mann bewegen, wird der religiosen Entwicklung nachgegangen. Die Kunst als Macht des innern und äußern Lebens stellt sich dar, und ebenso die Wissenschaft und die Politik. Würde man mit dem Buch auf eine einsame Insel verschlagen, man hätte doch das ganze Leben bei sich.

In den wichtigsten deutschen Entwicklungsromanen ähneln sich die Helden auffällig. Sie gehören einem bestimmten Jünglingstypus an, den man etwa den deutschen Hans nennen möchte, ein Mensch von gutem, reinem Kern, treuherzig und arglos, von angeborenem Idealismus und reichem Gemütsleben, aber den Lebensrealitäten gegenüber vorerst fremd und kaum ihnen gewachsen – im guten Sinne unweltläufig, unpraktisch.

Im mittelalterlichen Gewand erscheint er als Wolfram von Eschenbachs Parsival. Er verläßt die Mutter und zieht im Narrenkleide unberaten wie der grüne Heinrich in die Welt. Und gleich diesem geht es ihm schlecht, er wird in Schuld

verstrickt und muß erst durch Irrtümer und Abwege hindurch sich selber und den innern Frieden finden. Eine seltsame Übereinstimmung des alten Epos mit dem modernen Roman ist es im besondern, daß Parsival und Heinrich durch Unterlassen und Verschweigen sündigen; aus falscher Scham vermögen beide nicht, ihr Gefühl zu zeigen und gehen dadurch des Glückes verlustig.

Auch der Held des ersten vollgültigen deutschen Prosaromans, Grimmelshausens Simplizissimus, tritt seinen Schicksalsgang – wie schon sein Name verrät – als reiner Tor an. Mit dem klassischen Bildungsroman des 18. Jahrhunderts, Goethes «Wilhelm Meister», ist der «Grüne Heinrich» am ergiebigsten zu vergleichen. Findet bereits jener, wenn auch nach einer weit ausgreifenden und universalen Ausbildung seines gesamtmenschlichen Wesens, zur Beschränkung eines praktischen Berufs, so entspricht dieser in seinen Idealen und Ideen über die Bildung vollends dem auf Tüchtigkeit und Tätigkeit gerichteten und bürgerlich gesinnten 19. Jahrhundert, für dessen Mitte er kennzeichnend ist.

*

Jene Spannung zwischen Bürgerlichkeit und Künstlertum ergibt sich in Kellers Natur aus einer seltsamen und seltenen Gegensätzlichkeit von Phlegma und Künstlerfeuer, Nüchternheit und Phantasie, Trockenheit und Empfindung, Derbheit und Zartheit, Rauheit und Weichheit. Aus ihrem Zusammenspiel entsteht der Reiz und Wert seines Schaffens, in welchem ausgeglichen erscheint, was im Menschlichen, Privaten in Widerstreit stand.

Er verkörpert geradezu einen bestimmten Typus, der in der Schweiz ungewöhnlich häufig ist: Den Mann, der nicht aus sich heraus kann, dessen Inneres und Äußeres einander widersprechen, dessen rauhe Schale den zarten Kern verbirgt. Fällt es nicht auf, daß dieser phantasievollste Schweizerdichter in seiner privaten Erscheinung und Lebensführung

das genaue Gegenteil der mindestens zu seiner Zeit üblichen Vorstellung eines Dichters war? Ein schlichter, unscheinbarer Burgersmann, auffällig hochstens durch sein brummiges, wortkarges, ungeschliffenes, mitunter grobianisches Gehaben.

Eine Unsumme verhängnisvoller Mißverständnisse ergab sich aus dieser Inkongruenz von Inhalt und Ausdruck. Es ist tragikomisch, daß dieser durchaus wahrhafte Charakter seine edelsten Regungen verhehlen mußte und beständig Gefahr lief, fur nüchtern, gefühllos, verhärtet gehalten zu werden; tragikomisch erst recht, daß einem solchen Meister des Worts in der Dichtung sich das treffende und befreiende Wort im Leben versagt hat. Diese auf einen krankhaften Grad gesteigerte Unfähigkeit, die innern Vorgänge nach außen zu projizieren, geht auf ein Gemisch von Not, Eigensinn, Schwerfälligkeit, Schüchternheit, Gefühlsintensität, Delikatesse, Stolz und seelische Keuschheit zurück.

Die vegetative Langsamkeit und seelische Gehemmtheit lähmte diesem Meister des Worts die Zunge. Zwar ist auch dieser Zug die Kehrseite einer Qualität. Einsamkeit, stille Versenkung ist die Vorbedingung des innern Reifens, und dem jungen Gottfried räumt einer seiner Freunde gerne ein, sein Schweigen sei das der Fülle, nicht der Leere. Aber Kellers Wortkargheit ist beinah sprichwortlich geworden. Und das Schweigen versteifte sich der Mutter und Schwester gegenüber sogar zum Schmollen; im «Pankraz» hat er dafür dichterische Buße geleistet.

Wenn sich ihm das Wort im Alltag versagte, so half wohl gerade diese Unfähigkeit die Gabe der Dichtung auszulösen. Die Fülle der Empfindung, die ihn als Mensch verstummen ließ, als Dichter auszusprechen war ihm von einem Gott gegeben. Auch da freilich in einer andeutenden, keusch verhaltenen Art. Das Pathos, das hohe leidenschaftliche Gefühl war ihm wertvoll, es gehört in die Zella des Tempels. Den Mund voll zu nehmen und passioniert zu werden, scheut er sich sogar in der Dichtung. Nichts ist bezeichnender als die

Umarbeitung eines Gedichtes im « Grünen Heinrich », der ursprünglich mit den Hochgefühlen von Lust und Leid in unberechtigtem Selbstvertrauen sich schmuckt. Der gereifte Gottfried Keller aber verkehrt den Sinn der Verse ins genaue Gegenteil.

Ein Meister bin ich worden,
Zu tragen Gram und Leid,
Und meine Kunst zu leiden
Wird mir zur Seligkeit.

Doch fuhl' ich auch zum Glucke
In mir die volle Kraft
Und werde leichtlich uben
Die schon're Meisterschaft!

Auf einem gold'nen Feuer
Von Zimmet süß und echt
Will zierlich ich verbrennen
Das schnode Dorngeflecht,

Das mir um's Haupt gelegen
So viele Tage lang,
Und lachend uberton' ich
Der Bettlerkrone Knistersang!

Ein Meister bin ich worden
Zu weben Gram und Leid;
Ich webe Tag und Nachte
Am schweren Trauerkleid.

Ich schlepp es auf der Straße
Muhselig und bestaubt,
Ich trag von spitzen Dornen
Ein Kränzlein auf dem Haupt.

Die Sonne steht am Himmel
Sie sieht es und sie lacht:
Was geht da für ein Zwerglein
In einer Königstracht?

Ich lege Kron' und Mantel
Beschamt am Wege hin
Und muß nun ohne Trauer
Und ohne Freuden ziehn!

Die Sonne ist das Maß für die Welt, an dem der sich wichtig nehmende Mensch gemessen und zu gering gefunden wird. Diese Sonne strahlt immer stärker und wärmer über Kellers Schöpfungen. Es hängt damit auch die Wandlung vom Lyriker zum Epiker zusammen. Die Subjektivität, das Vom-Ich-erfüllt-sein des Lyrikers widerstreitet Kellers Natur. Von je hatte er selbst in seinen Versen, ähnlich wie C. F. Meyer, das persönliche Empfinden eher ins verhüllende Bild umgesetzt als entblößt. Mehr und mehr richtet er seinen Blick nun auf den Weltlauf, auf die objektiven Mächte des Daseins.

Der Widerspruch zwischen Wesenheit und Erscheinung

trat nirgends drastischer zutage und wirkte sich in Kellers Geschick nirgends schmerzlicher und verhängnisvoller aus als in seinem Liebesleben.

Keller als Frauendarsteller ist ein Beispiel und Beweis dafür, daß beim Dichter nicht das äußere Erleben, geschweige denn die Konkretheit oder Quantität der Beziehungen entscheidend ist, sondern die Fähigkeit, sich fein und tief einzufühlen und aus wenigem viel zu machen. Wenn man, um Homer zu werden, laut Nietzsche darauf verzichten muß, Achill zu sein, so ist es offenbar für einen großen Dichter der Liebe nicht obligatorisch, als Don Juan durchs Leben zu stürmen.

Nein, dazu fehlte Gottfried Keller jede Voraussetzung. Die Fähigkeit, zu blenden, zu charmieren, zu bestricken, das Pfauenrad seiner Vorzüge zu schlagen und mit keckem Draufgängertum ein Herz zu erobern, war ihm ganz und gar versagt, – und nicht zuletzt um seiner besten Werte willen!

Wenn man sich als Liebhaber so unliebenswürdig gebärdet, daß die Angebetete, wie die kokette Lydia Pankraz dem Schmoller, mit Recht vorwerfen könnte: «Warum ließen Sie das in Ihrer Grobheit nicht ein klein weniges merken, so wie es dem schlichtesten und anspruchslosesten Menschen wohl ansteht», oder wenn man beim glücklichen Zufall eines Zusammentreffens in der Kunstausstellung vor der heimlich Begehrten – in diesem Fall Luise Rieter – Reißaus nimmt, aber hernach in der brieflichen Werbung aus sicherer Distanz seine Leidenschaft mit dem befremdlichen Symptom erhärtet, man sei ihretwegen eine ganze Woche lang in den Wirtshäusern herumgestrichen, und übrigens möge sie sich nicht genieren, falls sie ihn nicht schon entschieden liebe, ein ganz fröhliches Nein auszusprechen, – dann wird man zwar ein Unikum von Liebesepistel zustande bringen, das in klassischen Briefsammlungen weiterlebt, schwerlich aber schwingt man sich in Amors üppigem Garten je auf einen grünen Zweig.

Kellers Tugend heißt wie die des Grunen Heinrich: Geduld, aber beider Schuld heißt: Versaumnis. In seiner unbehebbaren Passivitat unterlaßt er es, zur Tat zu schreiten, und gleicht seinen Gestalten, die, wie Theodor Storm feststellt, wenn die spate Stunde des Glücks endlich da ist, die Arme hangen lassen und sich in schmerzlicher Resignation gegenüberstehen, statt in resoluter Umarmung Vergangenheit und Gegenwart ans Herz zu drücken. Und Conrad Ferdinand Meyer behauptet geradezu, Keller habe wegen seiner Indolenz keine Frau bekommen.

Aus seinem gesamten Wesen ist es zu erklaren, daß mehrere Liebeserlebnisse einen ganz ähnlichen Verlauf nehmen, – und diesen Verlauf könnte man ein Verlaufen nennen. « Mit der natürlichen Blödigkeit vor dem Weibe », wie der heranwachsende Grüne Heinrich vor der zarterblühten Anna, wird sein Urbild Gottfried vor Henriette Keller gestanden haben. Sie beschwingt und durchschwebt seine jugendliche Vorstellungswelt und Liebeslyrik, aber es ist weit mehr das aufbrechende Liebesbedurfnis und Sehnsucht nach Liebe, das sich an die, durch den frühen Tod mit einer poetischen Glorie Verklärte heftet, als eine richtige, unverwechselbare Leidenschaft für eben dieses und nur dieses Du. Die Poetenseele hat sich hier – und nicht nur hier – in eingebildete Gefühle hineingesteigert, die der reife Mann als schwärmerisch und unecht belächeln lernte.

Der Grüne Heinrich glaubt, daß das kranke und krankhaft feinfühlige, fast hellsichtige Mädchen sein Tun und Lassen aus der Ferne erraten und durchschauen könne, und bestrebt sich darum löblich, möglichst wahr und rein zu leben. Aber der geschraubte Gefuhlsüberschwang liegt seiner kerngesunden Art ganz und gar nicht, und das schwache Fleisch schlägt dem willigen Geist ein arges Schnippchen. « Im Bett », gesteht er, « streckte ich mich anständig aus, kreuzte die Hände zierlich über der Brust, und nahm so eine höchst gewählte und ideale Stellung ein, um mit Ehren zu bestehen, wenn Annas Geisterauge mich etwa unbewußt erblicken

sollte. Allein das Einschlafen brachte mich bald aus dieser ungewohnten Lage und ich fand mich am Morgen zu meinem Verdrusse in der behaglichsten und trivialsten Figur von der Welt.»

Die wahre Natur hintergeht dies angenommene Wesen. Aber derselbe Junge, der vor dem Geisterauge Annas eine ideale Attitude annimmt, muß ihren wirklichen Augen derb, ja roh erscheinen. Bei der Mahlzeit fordert der Oheim ihn auf, «Anna einen Hechtkopf auseinander zu legen und ihr die Symbole des Leidens Christi zu zeigen, welche darin enthalten sein sollten. Allein ich hatte diesen Kopf unbesehens gegessen, obschon man früher davon gesprochen, und stellte mich nun zugleich als einen unwissenden Heiden dar; darüber ärgerlich, ergriff ich mit der Faust den mittlerweile entblößten Schinkenknochen, hielt ihn der Anna unter die Augen und sagte, hier wäre noch ein heiliger Nagel vom Kreuze. ... Sie wurde über und über rot, ich fühlte augenblicklich mein Unrecht und hätte aus Reue gern den Knochen verschlungen.» So liebt nur ein Schweizer – möchte man ausrufen.

Den Widerspruch dieser Doppelhaltung ist unser Dichter zeitlebens nicht losgeworden. Typisch für sein Verhalten den Geliebten gegenüber ist die Episode mit Dortchen Schönfund in seinem autobiographischen Roman. Die angenommene Tochter des gräflichen Gastherrn kommt dem schiffbrüchigen jungen Maler mit Neigung entgegen und wartet eigentlich nur darauf, daß er sich ihr erkläre. Sie nimmt sogar zu zierlichen kleinen Listen Zuflucht, wie es ein Mädchen tun darf, um unter Wahrung der Schicklichkeit und Delikatesse einem Schüchternen Mut zu machen. Aber es hilft auch nichts, daß sie in sämtliche Bonbons, unter denen Heinrich eines wählen soll, das ermunternde Hoffnungssprüchlein steckt; er ist ihr zufällig hinter diese Schliche gekommen, doch – er nützt sie nicht aus. «Ich musterte und verglich alle Umstände, um feststellen zu können, daß ich nicht der Mensch sei, eine Neigung wie die-

jenige Dortchens erwecken zu können », und in der ersten Fassung heißt es gar: « Ein Madchen zu lieben ist nie eine Unhoflichkeit, wenn man nur etwas Rechtes ist! Aber von mir würde es jetzt unhoflich und grob sein, weil ich ja nichts, ach so gar nichts bin und erst alles werden muß! »
In diesem Übermaß von Bescheidenheit steckt doch auch wieder Stolz, – Stolz, weil er nicht annehmen will, was über sein Verdienst wäre. Es sind ahnlich delikate moralische Bedenken, wie sie den verabschiedeten Tellheim Minna von Barnhelm gegenuber befallen.
Aber dem Grünen Heinrich geht Dortchen um seiner Bescheidenheit und Skrupelhaftigkeit willen verloren, und ahnlich laßt sich Salomon Landolt den « Distelfink » entgehen, indem er das Madchen auf die Gefahren seiner Natur und seines mütterlichen Erbteils aufmerksam macht und ihr – überflussigerweise – den Mut zur Bindung an ihn nimmt. Die etwas leichtsinnige Wendelgard macht er kopfscheu durch die Bitte, sie mochte ihm helfen, « sein etwas unstetes und planloses Leben zusammenzuraffen », und als er sie schließlich doch kriegen könnte, verzichtet er aus dem kleinlauten Wissen heraus, daß ihr Herz ihm doch nicht bis ins letzte gehore. Aglaja endlich hilft er zu ihrem Geliebten, statt sie von ihm abspenstig zu machen. Kurz, er bleibt zuletzt aus lauter Ehrlichkeit, Zurückhaltung und noblem Anstand ledig.
So wenig als jeder andere große Dichter ist Gottfried Keller den Röntgenblicken der Psychanalytiker entgangen, und es war von vornherein anzunehmen, daß ihnen sein Verhalten zur Weiblichkeit tief verdächtig sei. Man wird der Diagnose, die auf « gehemmte Liebeswahl und gehemmte Sexualität » lautet, beistimmen müssen. Sie wurzelt unlöslich in seinem ganzen Temperament und Charakter.
Was die seelische Bindung des Dichters an die Mutter betrifft, so ist sie mächtig bis in die Mannesjahre, sie reicht von den natürlichsten Instinkten bis in die reinste Gewissenssphäre hinauf. Die Mutter ist ihm « die unmittelbare Lebens-

quelle », die das Einzelwesen mit dem Ganzen verbindet, und dem in die Fremde geratenen, fast verlorenen Sohn wird ihre schlichte Gestalt zur Verkorperung aller Mächte des Ursprungs, des Herkommens, der Heimat, der Gemeinschaft.

Es mag wohl der Mangel einer väterlich männlichen Erziehung, die hilflose und etwas unentschiedene Art der Mutter, seine angeborene Passivität und den Hang zu zauderndem Kleinmut gegenüber Welt und Weib bedenklich gestarkt haben.

In derselben Richtung wirkte bestimmt der Mangel an körperlicher Stattlichkeit und gesellschaftlicher Gewandtheit. Ob nun wirklich der ganze große Mann, wie Adolf Frey in seinen Erinnerungen wahrhaben will, nicht mehr als einen Meter vierzig maß, jedenfalls wird Luise Rieters Eindruck dem allgemeinen entsprochen haben, wenn sie, gewiß mit echtem Bedauern, feststellt: Keller « spricht wenig und scheint eher phlegmatischen Temperaments zu sein. Er hat sehr kleine, kurze Beinchen; schade! denn sein Kopf wäre nicht übel. Besonders zeichnet sich die außerordentlich hohe Stirne aus. »

Schließlich halte man sich gegenwartig, daß ihm bis übers Schwabenalter hinaus nicht nur jeder bürgerliche Beruf mangelte, der einer Frau ein solides wirtschaftliches Fundament für die Ehe hätte bieten können, sondern auch eine unangefochtene gesellschaftliche Geltung; – hat doch die Beunruhigung über den Ruf des bald Fünfzigjährigen Luise Scheidegger noch als Verlobte von der endgültigen Bindung an ihn zurückgeschreckt. Kurz, an seinem Minderwertigkeitsgefühl gegenüber der Frau ist nicht zu zweifeln, und seine Erfolglosigkeit hat sich gerade auch durch seinen Unglauben an den eignen Erfolg verschlimmert.

Noch manche scheinen dem Dichter « eingeleuchtet » zu haben. Angesichts dieses Junggesellengeschicks ist man versucht, das Erstaunen und die Entrüstung zu teilen, von der Salomon Landolts räße Wirtschafterin Marianne befallen

wird: « Herr Landvogt! Sie haben geliebt und so viele? O Himmelsakerment! Und kein Teufel hat eine Ahnung davon gehabt, und Sie haben immer getan, als ob Sie die Weiber nicht ausstehen konnten! Und Sie haben alle diese armen Würmer angeschmiert und sitzen lassen? » « Nein », erwiderte er verlegen lachelnd, « sie haben mich nicht gewollt! » « Nicht gewollt! » rief Marianne mit wachsender Aufregung; « keine einzige? » « Nein, keine! » « Du verfluchtes Pack! »

Keller hat oft genug unwirsch im Netz gezappelt, hat unter seiner unerfüllten Sehnsucht nach Liebe und Häuslichkeit, und wahrscheinlich mehr noch unter seiner eigenen Unliebenswürdigkeit gelitten. Er hat das mit sich allein abgemacht, schlimmstenfalls dem Überdruck ein Ventil geoffnet, indem er sein Liebesweh ganz wörtlich genommen « auf einen fremden Rücken prügelte ». Äußerlich hat er sich wohl auch den Anschein eines Hagestolzen gegeben, und sich gleichgültig gestellt, gerade um die Heftigkeit seiner Empfindung zu verbergen.

Es kommt auch vor, daß er sich recht säuerlich und mißtrauisch uber das andere Geschlecht äußert: seine Rechtgläubigkeit ihm gegenüber sei auf den Kopf gestellt, er könne nur noch seine Qualitäten als Mütter zugeben; zuviel schlechten Hohn und abgeschmackte Hänselei habe er bei den nobelsten Frauenspersonen gesehen. Tut er Betty Tendering mit solchen Anspielungen aller Wahrscheinlichkeit nach unrecht, so war er sicher nicht der Mann, sich in anhaltendes Schmollen, rührseliges Selbstmitleid oder gar sentimentales Schwelgen im Liebesschmerz zu verlieren. « Ein oder zwei wegen einer Dame ruinierte Jahre mögen allenfalls angehen; aber ein ganzes Leben – darf nicht geschnupft werden. »

Seine nüchterne und tapfere Natur bescheidet sich gleich dem Grünen Heinrich: « Die beste Kur für ein krankes Herz ist die unzweifelhafte Gewißheit, daß sein Leiden nicht geteilt wird. Nur eigensinnige und selbstsüchtige Verfassungen

laufen Gefahr, sich aufzulosen, wenn sie von denen nicht geliebt werden, die ihnen gefallen.» Wie im übrigen Dasein so sieht er in seinem Liebesleben vor allem selbstverschuldetes Leid. Ja er geht so weit, nach der Abweisung durch Luise Rieter zu bekennen: «Es liegt etwas so unerklärlich Heiliges und Seliges in der Liebe, ... daß in demjenigen, der fruchtlos und unglücklich liebt, etwas Unwahres und Unrechtes sein muß, sei es, was es wolle», – ein Wort, das wir auf ihn selbst bezogen nicht gelten lassen konnen.

Man wird es jedoch unwillkürlich bedauern, ja den Angebeteten ein wenig übelnehmen, daß keine von ihnen die Courage hatte, – Courage hätte es freilich gebraucht – es mit Keller zu versuchen. Es wäre eine ebenso schöne wie schwere Aufgabe für eine Frau gewesen, diesen Dichtersmann zu beglucken, mehr: zu befreien, die barschen und rauhen Seiten seines Wesens zu glätten, die schmerzlich vermißte Harmonie zwischen innen und außen in ihm herzustellen.

Hatte er dem Schicksal nicht mit noch viel herrlicheren Liebesgeschichten gedankt? Oder...? Ließe sich nicht umgekehrt mit tieferem Recht vermuten, daß die Erfüllung im Leben dem Werk Abbruch getan hatte? In schöne Arme weich gebettet, wäre ihm leicht der Antrieb erloschen, ähnlichen Wonnen im Reiche der Phantasie nachzujagen. Was ist Kunst? Bildende Sehnsucht – heißt eine Antwort. Wenigstens mochte man mit Nietzsche zwei Typen des Künstlers unterscheiden: einer wird produktiv aus Fülle, der andre aus Mangel.

Gerade die beiden Zürcher Meister bieten sich als gegensatzliche Beispiele an. Für seine verscherzte Jugend, seine schutzbedürftige, dem hohen Wogengang des Lebens nicht gewachsene Konstitution entschadigt sich C. F. Meyer durch die Vor- und Darstellung leidenschaftlicher Vollnaturen und wild bewegter Größe. Keller läßt seine Bäume nicht so hoch in den Himmel der Sehnsucht wachsen; seine Dichtungen sind die üppigen Blütendolden am zäh verwurzelten, erd-

nahen, breitwuchernden Strauch seines Lebens, seiner leibhaftigen Erfahrung.

Die Autobiographie ist der fette Nahrboden seiner poetischen Ernte. Dagegen freilich, daß man auch seine Liebesgeschichten so deute, konnte er sich zu Recht mit dem C. F. Meyer-Wort: « Alles war ein Spiel » verwahren. Ein Spiel der Phantasie nämlich! Die Liebesgeschichten sind nicht erfahrung-, sondern wunschgeboren. Nach der Judith sucht der Biograph sozusagen umsonst, und selbst Anna ist für ihn nicht fest zu greifen, geschweige denn, daß Keller je zu einer erotischen Expedition aufgebrochen ware wie Reinhart im « Sinngedicht ».

Aber das tiefe seelische und kunstlerische Paradoxon, daß just der Mangel schöpferisch sein kann, daß am Punkte des Versagens sich die Kräfte sammeln, daß die Kunstausübung einen Akt der Kompensation bedeute, hier bewahrheitet es sich wieder.

Ob Keller nicht heimlich darum wußte und eben deshalb sich mit seinem Junggesellengeschick leichter aussöhnen konnte? Als glücklicher Ehemann hatte er schwerlich die Legende vom Ritter Zendelwald ausgeheckt, und daß die Liebesannäherungen des Sangers Hadlaub an Fides unmittelbar aus Wunschphantasien daruber, wie der junge Keller sich Luise Rieter hätte annähern mögen, herausgewachsen sind, das beweist schlagend der Vergleich von Kellers Novelle mit dem Tagebuch. Er fügt diesem das Geständnis bei: « Wenn ich übrigens diese kindischen Phantasien nicht zum Dichten gut brauchen könnte, so wäre ich allerdings ein eitler Esel. Ist es aber mir armem Teufel nicht zu gönnen, wenn ich von der Ware, welche ich offiziell verfertige und verkaufe, im geheimen selbst ein bißchen nasche und konsumiere? »

Aus seiner Sehnsucht und Erlösungsbedürftigkeit heraus hat er in reichen Varianten immer wieder den Typus der Frau geschaffen, die ihm not gewesen ware.

Leib und Seele stimmen bei diesen Geschöpfen überein. Es sind stattliche, wohlgeratene Erscheinungen. Das Auge

nennt er den Urheber und Erhalter der Liebe; die Grundlage guter Ehegemeinschaft sei ein recht persönliches Wohlgefallen am Physischen, es könne auf die Länge nicht täuschen; sei doch das Gesicht der Aushangeschild des körperlichen und geistigen Menschen.

Kellers Frauengestalten sind meist personhafte Wesen von harmonischer Ruhe, heiterm Glanz, anmutiger Kurzweil und erfüllen seine Doppelforderung nach Unschuld und Geist. Durch ihren natürlichen Instinkt sind sie dem Mann überlegen, durch Wohlwollen und Güte ihm dienstbar. Oft ist es ein mütterlicher Typus Frau, sie hegt und pflegt und lenkt unmerklich ihren Partner; andre Male entfaltet sie erzieherische Züge, setzt ihm den Kopf zurecht und bringt ihn ins Geleise. Erlösung des Mannes durch die Frau ist ein Lieblingsthema Kellers.

Wenn er dem Dichter das Vorrecht einraumt, « süße Frauenbilder zu erfinden, wie die bittre Erde sie nicht hegt », so entspricht das seiner eigenen poetischen Praxis allerdings nicht ganz. Nur gerade für ihn hat die Erde solche Frauen nicht gehegt wie die Judith, die Lucia, die Frau Regel Amrain oder Marie Salander.

Anderseits aber finden wir bei genauerem Zublicken in seinem poetischen Reich neben solchen Prachtgestalten doch auch alle Unvollkommenheiten des weiblichen Geschlechts. Es sind durchaus nicht lauter Engel, ja es gibt eine reichlich vertretene Sorte, der sein Haß, sein Ingrimm, seine Verachtung gilt. Mit Recht übrigens, denn diesen fehlt ausgerechnet die Weiblichkeit, ja die Menschlichkeit. Züs Bünzlin, Kätter Ambach, die drei Parzen der Regine gehören in diese Kategorie. Und da sind auch die etwas ärmlichen Naturen wie die « Grasmücke », die sich vor dem freien, flotten Künstlertemperament Landolts ängstlich in ihre bürgerliche Seele zurückzieht. Oder selbstsichere und rassige wie die Lydia im « Pankraz », dieses feste, schön gebaute und gradaus fahrende « Frauenfahrzeug », der aber vorgeworfen wird, daß sie im Grund als kalte Kokette bloß

gefallen, in Selbstsucht Liebe erwecken, aber nicht selber lieben will.

Gottfried Keller hat sich – nicht ungetrübt in seiner alltäglichen Existenz, aber siegreich in seiner poetischen Persönlichkeit – den schmerzlichen Erfahrungen zum Trotz eine schöne innere Freiheit und Heiterkeit ohne jeden bitteren Nebengeschmack errungen. Sein Geist besiegt sein Leben durch Humor.

Und so vermag er schließlich sein eigenes Mißgeschick in humoristischer Verklärung darzustellen und gleichsam gut zu heißen, ja, der Junggeselle stiftet dem Junggesellentum, obwohl er die Ehe darüber stellt, das unvergängliche Denkmal seiner Greifensee-Novelle. Der Landvogt ist sein erhöhtes Abbild oder gar Vorbild, wenn er in überlegener Laune seine ehemaligen Schätze um sich zu sammeln wagt, und die Körbe, die sie ihm gegeben, mit den Girlanden der Heiterkeit, des schalkhaften Übermuts und der anhänglichen Dankbarkeit ausschmückt. « Ich habe Euch, Verehrte, heute mit dem Sprichworte: Zeit bringt Rosen! begrüßt... Ja, wie gut haben es Zeit und Schicksal mit mir gemeint! Denn hätte mich die erste von Euch genommen, so wäre ich nicht an die zweite geraten; hätte die zweite mir die Hand gereicht, so wäre die dritte mir ewig verborgen geblieben, und so weiter, und ich genösse nicht des Glückes, einen funffachen Spiegel der Erinnerung zu besitzen, von keinem Hauche der rauhen Wirklichkeit getrübt; in einem Turme der Freundschaft zu wohnen, dessen Quadern von Liebesgöttern aufeinander gefügt worden sind! – Wohl sind es die Rosen der Entsagung, welche die Zeit mir gebracht hat; aber wie herrlich und dauerhaft sind sie! »

Wahrhaftig, das heißt aus der Not eine Tugend machen, den dornigen Busch der Erfahrungen zum Blühen bringen, den schweren Ernst ins leichte schalkhafte Spiel sublimieren!

Sein unverwüstliches Wohlwollen, das im bürgerlichen Alltag freilich von den Nebengeräuschen des Polterns, Brummens und Schmollens streckenweise arg übertönt wurde,

erhebt sich gerade in seinen Liebesgeschichten zur reinen sieghaften Melodie.

Fast keine Erzahlung, in die nicht ein Liebesmotiv mindestens hineinspielte, wenn es nicht sogar die Führung übernimmt. Vor allem ist das vielgliedrige Gebaude des «Sinngedichts» auf dem Thema Liebe und Werbung aufgebaut. Die Rahmenerzahlung schlägt es an und lost es zum Schluß in glückliche Harmonie auf; mit höchstem Kunstverstand aber sind die einzelnen Novellen als Variationen, von denen doch jede ihr Eigenleben bewahrt, eingelegt.

Als Dichter von Frauengestalten von besonderem Liebreiz und Schmelz, natürlicher Anmut und Beseeltheit bleibt Keller nicht weit hinter Goethe zurück. Geschlossen und plastisch stehen sie im vollen Eigenleben da. Und so sehr ihm die verstandeskalte psychische Analyse seelisch zuwider war, wußte er doch um so subtile seelische Zustände wie etwa die Spaltung des Liebesgefuhls – man denke an Anna und Judith im «Grunen Heinrich» oder an die Zwiehangeschichte – und ist er ein Meister in der Entwicklung der jugendlichen Liebe, – «Hadlaub», «Dietegen», und vollends das erzählerische Kleinod «Romeo und Julia auf dem Dorfe» zeugen davon.

Das Weibliche steht dem vegetativen Dasein näher als das Männliche. Darum wohl geht bei Keller wie bei Goethe das intime Verhältnis zum Landschaftlichen und Pflanzlichen, das instinktive Verständnis für naturhaftes Blühen und Reifen Hand in Hand mit dem Sinn für weibliche Wesenheit. Wenn gerade diesen beiden Artverwandten so ungewohnlich viele durch vollkommene Lebendigkeit unmittelbar überzeugende Frauengestalten gelungen sind, – im Gegensatz zu C. F. Meyer und zu Schiller, diesen Schöpfern von Männern, ja Helden, – so darum, weil ihrer eignen Seele als Ergänzung zu den Manneswerten eine weiblich naturhafte Substanz eignet.

Wer, wie Keller, die wundeste Stelle des Privatschicksals, sein Liebesmißgeschick und Junggesellentum in der Figur

des Landvogts von Greifensee in die Sphare reiner Kunst und ungetrübter, befreiender Heiterkeit, ja schalkhaften Spiels zu heben versteht, muß ein Meister souveränen Humors sein. Zwar lief dieses Geschenk einer guten Fee alle Zeit Gefahr, in der rauhen Lebensluft zu erfrieren, erholte sich aber in den Sturmen immer wieder, und erstarkte an den Widerstanden.

Humor ist die Sonne, die durch den Nebel der Gramlichkeit und die Wolken des Unmuts und Zorns in seinem Lebenstag immer wieder durchbrach. Sobald er lächelte, soll sein sonst etwas mürrisches und gleichgültiges Gesicht den Ausdruck der geistvollen Schalkhaftigkeit angenommen haben. Im dichterischen Werk vollends ist dieser Humor die geheime alldurchdringende Leuchtkraft, die Grundstimmung, der unverwechselbare Reiz. Auf dem dunkeln Grunde der größten Trauer treibt er, wie Keller es vom Humoristen fordert, seine lieblichsten Blüten und dringt gelegentlich gar in Lagen, wo er als unmögliches Paradoxon anmutet. So im Gedichtzyklus « Lebendig begraben », dessen Veranlassung auf einen alten Zürcher Sonderling zurückging, der von der Furcht lebendig begraben zu werden, besessen war und dem Poeten hundert Flaschen edlen Weines für ein gutes Gedicht über dieses Thema anbot. Wie hätte dieser widerstehen können! Doch er ließ sich nicht lumpen und wandelte das Thema, wenn auch in seiner eigenwilligen Art, gleich in einem ganzen Reigen von Gedichten ab.

Auch der Totenschädel, den der Grüne Heinrich auf seiner Wanderschaft im Ränzchen mit sich führt, muß, nicht viel anders als es im Hamlet geschieht, zu humoristischen Späßen mit melancholisch-tiefsinnigem Unterton herhalten. Der Humor in Kellers Dichtungen entspricht dem, was er im « Grünen Heinrich » gedanklich darüber äußert. Er ist ein Spiel des freien Geistes, der sich, sei es auch nur um ein weniges, über eine gegenwartige drückende Lage oder die unerbittlichen Bedingungen des Weltlaufs ins Reich der Freiheit aufschwingt. So wird die unerträgliche Schwere des

Gefühls durch ein Gegengewicht gemildert und erträglicher gemacht. Keller hat sich nicht verhehlt: « Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind, aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt? » Wenn also der bewußte geistige Mensch tiefer leidet als der primitive, an sich wie an der Beschaffenheit des Daseins selber, so ist er sich doch des Wertes solch schmerzlicher Einsicht bewußt. Und gemäß ihrer Vorsorge, ihre Geschöpfe lebensfähig zu erhalten und zu jeder Erschwerung einen Ausgleich zu schaffen, hat die Natur dem Geist zu seiner Bitternis ein heilsames Gegengewicht verliehen. Das Tier lache nicht, stellt Keller fest, denn zum Lachen brauche es etwas Geist. Wenn nun der Mensch eben durch seine Geistigkeit leidet, so verschafft ihm das Lachen eine Entschädigung, und seine geistige Überlegenheit verhindert seine völlige Auslieferung an den dumpfen Zwang des Leidens. Distanziert ihn diese geistige Freiheit der Betrachtung von den schmerzlich erkannten und empfundenen Unzulänglichkeiten und Bedingtheiten seiner eigenen Natur, so nimmt der Humor die seltene – allerdings oft mißdeutete – Form der Selbstironie an, in der sich Gottfried Keller gleichfalls als Meister erwies.

Die Komiker sind im allgemeinen unehrerbietige Leute: sie entlarven, enthüllen das Unzulängliche, selbst im menschlich Großen. Zwar ist auch Keller ein unbestechlicher Menschenkenner, der sich keinen Illusionen und schönen Täuschungen hingibt, alle die kleinen und großen Listen, Verstellungskünste, Selbsttäuschungen, Flausen mit Sperberaugen durchblickt. Aber jene Vorbedingung der Komik kann zu den verschiedensten Konsequenzen führen. Sie polarisiert sich in zwei entgegengesetzten Richtungen als scharfe und milde Komik. Die scharfe neigt zu bitterer Ironie, Satire, Verachtung, Zynismus, ja Haß. Wie bitter ist die Lustigkeit eines Molière, welche Verzweiflung am Menschen spricht aus Swift, aber wie milde und gütig ist Kellers Komik. Sie

läutert und lindert sich zum wohlwollenden Humor. Zwar ist tout comprendre bei ihm noch nicht tout pardonner, und die Kammacher etwa kommen in gerechter Verurteilung ihrer schnoden Gemütsart sehr schlimm davon und nehmen ein grausiges Ende. Aber selbst diese « Ungeheuerchen » sind mit einem gewissen Wohlgefallen und unendlicher Liebe dargestellt, mit einer Liebe, die sich noch auf die Wunderlichkeiten der Natur erstreckt. Der Maler Keller, der verkrüppelte Baume andachtig hinzeichnet, ist eins mit dem Dichter, der in aller Schnodigkeit einer Zus doch uns durch das Possierliche ihrer Art herzlich lachen macht, der den Wurmlinger oder den Narren auf Manegg so liebevoll bildet wie eine Figura Leu oder Regel Amrain. « So ist jedes Unwesen noch mit einem goldenen Bandchen an die Menschlichkeit gebunden. »

Der Humor ist es also auch, der Kellers Sinn für das Komische mild, liebenswert und wahrhaft human macht. Wohlwollen mildert das Lachen zum Lacheln, wenn der Dichter den Kontrast zwischen groß und klein, erhaben und winzig und vor allem zwischen dem anspruchsvollen Scheinen und dem unzulänglichen Sein an den Pranger stellt. Alles was über die schlichte Natur hochfahrend hinaus will, verdachtigt und ironisiert er aus dem Geiste seiner unbestechlich nüchternen Ehrlichkeit heraus.

Es ist ein Hauptspaß zuzuschauen, wie der Dichter seinen Gestalten die feierlichen Masken von der Nase reißt und alle, die sich unberechtigt aufs hohe Roß gesetzt haben, bei ihren Eskapaden herunterpurzeln läßt. Köstlich handhabt er im besondern die Sprache des falschen Pathos und der schwülstigen Verlogenheit in allen Schattierungen, von Züs Bünzlins hochtrabender Gelehrsamkeit zu Viggi Störtelers gespreiztem Literatenjargon in den « Mißbrauchten Liebesbriefen » und den Papierblumen des Kanzelredners von Schwanau im « Verlorenen Lachen ».

Wir lachen über Größen, die keine sind. Nirgends aber ist Kellers ironisches Lächeln anmutiger und geistvoller, als

in den «Sieben Legenden», die er übrigens nicht frei erfunden hat, doch denen er das Aug nach einer andern Himmelsrichtung kehrt. In diesem siebenfarbigen, schillernden und schwebenden Regenbogen bricht sich das Sonnenlicht seines Humors besonders reizvoll. Die Heiligen dieses unkirchlichen Protestanten sind zwar im Grund kaum mehr als gutartige, oft ein wenig närrische Menschenkinder, ihr Pathos verkehrt sich ins Drollige, das Himmlische erweist sich als irdisch, ihr Erhabenes als menschlich, allzu menschlich, – dennoch setzt er sie nicht herab, und wenn sie aus den Wolken der Selbsttauschung auf den Boden der Wirklichkeit herunterfallen, fängt er sie mit gütigen Armen auf und stellt sie fest auf beide Beine.

Lachen wir grimmig über die selbstgerechten Kammacher, so lächeln wir mild versöhnlich über den «schlimm-heiligen Vitalis», der verdorbene Frauenzimmer zum himmlischen Heil bekehren will, aber statt dessen selbst von einem artigen Magdlein zur Erde und Heirat bekehrt wird, – oder über die Martyrerin Dorothea, die vom himmlischen Brautigam so viel Wesens macht, bloß weil der irdisch Geliebte ihre Neigung übersieht.

Und wie human handelt sogar die Jungfrau Maria, wenn sie die Nonne Beatrix, die nach Welt und Liebe auszieht, im Kloster mittlerweile unbemerkt ersetzt. Ein anderes Mal geht die Madonna gar so weit, als Dea ex machina ganz wörtlich eine Lanze für den indolenten Ritter Zendelwald einzusetzen, der nie ein Wort zur rechten Zeit herausbringt, welches ihm Glück gebracht hätte, und sogar seine Entscheidungsstunde: das Turnier um seine Dame versäumt und verbummelt, so daß ihm das Glück unverdient und unvermutet in den Schoß fällt.

Das Himmlische und Irdische, das Edle und Gemeine, Erhabene und Lächerliche, Poetische und Triviale ist so nahe beisammen, geht so leicht ineinander über! Wie oft wurzelt Gerechtigkeit – die Kammacher beweisen es – in Selbstgerechtigkeit, gibt Torheit sich – wie bei Züs Bünzlin – als

Weisheit aus und Unfähigkeit zum Laster als Tugend! Über solche und ähnliche moralische Allüren ergießt der Dichter seinen Spott. Wollt nur nicht immer mehr und besser scheinen, als ihr seid! Nicht ohne Schadenfreude legt er solche sittlichen Streber heiein. Er, der schon als Knabe gestand, er hasse das Wort Tugend als ein frommelndes, kleinliches, ärmliches Ding, Tugend müsse man haben, nicht ergattern wollen, sie sei ein Teil der Natur selber, – er ergreift immer wieder Partei gegen eine kategorische und von außen als Postulat an den Menschen herangetragene Sittlichkeit zugunsten der unmittelbaren Regung des Guten. Er nimmt den Menschen wie er ist und halt es mit seiner Judith: «Wozu wäre man da, wenn man nicht die Menschen, wie sie sind, liebhaben müßte.»

Von der angeborenen naiven und schamhaften Frommigkeit des jungen Gottfried zeugt die Jugendgeschichte Heinrichs. Bis zum Heidelberger Aufenthalt bleibt der Gottesglaube ihm eine ruhig und sicher stehende Grundlage seines Lebens. 1846 tritt er sogar mit einigen Sonetten in einer lyrisch-literarischen Fehde zwischen dem den Glauben verspottenden Arnold Ruge und seinem eigenen Freund Follen an des letztern Seite, eine jenseitige Gerechtigkeit und den Unsterblichkeitsglauben verteidigend. Da erfährt er in Heidelberg sein großes Weltanschauungserlebnis. «Mein Gott», meint er, «war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß.» Und dieser Gott wurde nun gestürzt durch die Waffen der Naturwissenschaft. Der politische Republikaner wird auch ein Republikaner an seiner Weltanschauung.

In Ludwig Feuerbach traf er auf einen ebenso würdigen wie geistesmächtigen Vertreter des Materialismus, des sich nun durchsetzenden neuen Weltbildes. Nur widerstrebend, ernsthaft ringend ließ er sich Schritt für Schritt das Terrain abgewinnen, bis sein Glaube kapitulieren mußte, in der nicht unbegründeten Furcht vor der grauen Leere einer entgötterten Welt. Damals in seinen Anfängen vertrug sich der denke-

rische Materialismus mit einem Idealismus der Gesinnung. Ja was dürfte man Frömmigkeit nennen, wenn nicht Kellers Grundgefühl, nur daß sie, diesseits-gerichtet, die Form der Weltfrommigkeit annahm. Entsagung ist der Preis, den er schweigend dafur zahlte. Er, der Feind aller Pratentionen, allen Sichwichtignehmens legte tief bescheiden und gleichsam beschamt den Anspruch auf die unendliche Dauer seiner Wenigkeit ab und reihte sich schlicht und klaglos ein in den Reigen vegetativen Wachsens und Vergehens. Demut gegenuber dem Weltganzen ist der unscheinbare aber starke Träger seiner Welthaltung.

Es ist ein eigentumlicher und glückhafter Einzelfall, daß der Verzicht auf Gottes- und Jenseitsglauben auf ihn in rein positivem Sinne wirkte, ja erst seine stärksten Kräfte auszulösen begann, indem die resolute Hinwendung zur Natur sein Liebesgefuhl zu ihr und ihren Geschopfen voll zum Erwachen brachte und seine künstlerischen Sinne zum schopferischen Feuer entzündete.

Keller reiht wie sich selbst, so die Menschen in die Natur ein, sie ist die gemeinsame Mutter, von der sie Fahigkeiten wie Schwächen geerbt haben, Gewächs und Getier sind seine Geschwister. Die Lebensfreude am Sonnenlicht, doch auch die Vergänglichkeit sind unaufhebbare Gesetze, denen sich die Lebewesen – wie Dortchen Schönfund es tut – schlicht und selbstverstandlich unterziehen sollen. Alles prometheische Empörertum liegt Keller völlig fern.

Dieser große Meister des Wortes war ein großer Verächter des Wortes, wohl wissend, daß Worte nur andeutende Zeichen sind und erst hinter ihnen das Wesen beginnt. So wäre von ihm zu lernen, daß es auf Bezeichnungen wenig ankommt. Er hat die zeitgemaßen, naturwissenschaftlich beeinflußten Lehren so ganzlich assimiliert und verwandelt, daß seine Anschauungen mit denen eines Feuerbach, Strauß oder Haeckel nur noch den Namen gemeinsam haben, im Wesen aber dem frommen Adalbert Stifter, Gotthelf oder Claudius viel näher stehen.

Ein liebendes Zutrauen zum Weltganzen, ein großmutig glaubiges Jasagen zur Schöpfung trotz allem, was sie dem Menschen versagt, ist eine allertiefste Wurzel von Kellers Schaffen. Vergleicht man sein «Abendlied an die Natur» mit Claudius' «Christlichem Abendlied», so weht einem aus beiden dieselbe friedvolle Geborgenheit entgegen, findet auch Claudius die «traute Kammer» in Gott, Keller die «stille Abendruh» in der Natur.

In der Novelle «Das verlorene Lachen» speist er die Gestalt des wahrhaftigen und lauteren Jukundus aus seinen eigenen inneren Erfahrungen. Der Sache nach, bekennt der unter den Bekehrungsversuchen der Kirchlichen Leidende, habe er wohl so etwas wie Gottesfurcht, indem er Schicksal und Leben gegenüber keine Frechheit zu äußern imstande sei. Zugleich sei ihm bei allem, was er auch ungesehen und von anderen ungewußt denke und tue, das Ganze der Welt gegenwärtig, das Gefühl, als ob zuletzt alle um alles wüßten. Er weiß sich gleichsam als Republikaner in einer ungeheuren Republik des Universums, welche durch das einige und ewige Gesetz, nach dem sie lebt, Jeden mit Jedem geheimnisvoll verbindet. «Wenn die persönlichen Gestalten aus einer Religion hinweggezogen sind, so verfallen ihre Tempel und der Rest ist Schweigen. Aber die gewonnene Ruhe und Stille ist nicht der Tod, sondern das Leben, ...und guten Gewissens wandeln wir hindurch, der Dinge gewärtig, die kommen oder nicht kommen werden.» Kellers seelische Keuschheit und Schamhaftigkeit, der jedes vorlaute Profanieren ein Greuel ist, bestimmt auch und erst recht im Bezirk des Religiösen und Heiligen sein ganzes Verhalten. «Wenn sich das Ewige und Unendliche immer so still hält und verbirgt, warum sollten wir uns nicht auch eine Zeit lang ganz vergnügt und friedlich still halten können?»

Der Gegenspieler des Jukundus ist der Pfarrer von Schwanau, dessen vorlaute Haltung der innern Wahrheit entbehrt. Seiner bessern Überzeugung zum Trotz will er Wissenschaft

und Glauben mit wohlrednerischer Sophistik zusammenkleistern. Zu dieser Gestalt und der ganzen Novelle wurde Keller durch eine von nahem beobachtete religiose Bewegung der Sechzigerjahre angeregt.

Ohne der Kirche für glaubige Gemüter ihre Berechtigung abzusprechen, sträubte sich seine Wahrhaftigkeit gegen die Vermengung von Vernunft und Glauben, von moderner Wissenschaft und christlicher Tradition. Er witterte, daß der ehrliche Atheismus hier bemantelt, mit einer Aufmachung versehen, für den kirchlichen Gebrauch zurechtgestutzt wurde. Auch den Pantheismus glaubte er als eine poetische Verbramung des Atheismus zu durchschauen und ließ sich scharf aus gegen die « Faseleien über das Pan ».

Was ihm aber am meisten wider den Strich ging, das war die Aufdringlichkeit und Unduldsamkeit der höchst liberalen Herren. Gegen jeden Eingriff in die Seele eines andern war er ja aufs feinste empfindlich, jede Gewalttätigkeit besonders in diesen zartesten Dingen mußte ihm als ein Sakrileg, eine Störung des tiefsten Eigenlebens zuwider sein. Während Justine durch das gleißnerische, bestechende Unwesen verführt wird, verharrt ihr Gatte Jukundus bei den bescholtenen Gleichgültigen und Indifferenten. Wie überall bei Keller macht das Scheinwesen zuletzt bankerott. Der Pfarrer bekennt Justine seinen Selbstbetrug: er ist gar keine religiöse Natur und rettet sich nach einem bedenklichen « Tanz auf dem Seil » in einen weltlichen Geschäftsberuf, wo er sich sogar den Seldwylern gewachsen zeigt; Justine, zudem durch allerlei Unglück zermürbt, findet den Weg zu Jukundus zurück. Die Überzeugung, daß nur die religiöse Kraft der Seele wertvoll sei, das in Worte faßbare Dogma dagegen unwesentlich, wird wie an Jukundus so an den rührenden Nebenfiguren Ursula und Agathchen erhärtet, deren Güte und Seelenfrieden gar nicht, wie sie es selbst mißdeuten, aus ihrer sektiererischen Lehre, sondern aus ihrem schlichten Wesen stammen.

Die geistige Freiheit des Ironikers und Komikers wird in

schonstem Gleichgewicht gehalten durch Kellers liebevolle Ehrfurcht, für die es keinen besseren Ausdruck gibt als Weltfrommigkeit. Seine unverwüstliche Pietät fur die Natur bezieht auch die Menschennatur in sich ein, sofern sie echt und warm ist, und die bejahende Freude an der Schopfung hat ihre Wurzeln wie im Gemut, so auch in einer urwüchsigen und starken Sinnlichkeit. Gott strahlt von Weltlichkeit, sagt Keller. Er kann sich nicht genug tun, diesen Glanz in seine Werke einzufangen, sie mit den Wundern der Erscheinung zu sattigen und zu füllen. Er ist ein Dichter auch im Sinne des Ver-dichtens; Poesie ist ihm Wirklichkeit in größerer Fulle.

Vor allem ist er – und darum begann er als Maler – ein Augenmensch. Die Anschaulichkeit, das bildliche Vermögen, dessen unmittelbarer Äußerung er entsagte, indem er Pinsel und Stift beiseite legte, ging auf die reizvollste und üppigste Weise in sein Dichterwort ein. Nur einem Maler konnte es einfallen zu erwahnen, wie sich an einer Stubendecke der Lichtreflex des drunten vorbeiziehenden Flusses kräuselt, und Bäume muß man vielleicht mit dem Stift festgehalten haben, um jene Wendung zu finden vom Laub, das « weißlich schimmernd nach Nordosten hingestrichen » ist, oder jene andere vom Zweige, der tastend für drei Blättchen Raum sucht.

Er malt für das innere Auge des Lesers und macht seine eigene Forderung im vollsten Sinne wahr: Zu den ersten äußeren Anzeichen des wahren Epos gehöre, daß wir alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Empfindung mitgenießen. Nicht vergebens ist sein eigenstes Lied jener Preis der Augen, die den goldenen Überfluß der Welt in sich trinken, nicht vergebens nennt er das Auge den Urheber, Erhalter und Vernichter der Liebe. Das Licht habe aber « den Sehnerv gereift und ihn mit der Blume des Auges gekrönt, gleichwie die Sonne die Knospen der Pflanzen erschließt. » Seine Weltanschauung sogar, sie ist zuerst einmal Welt-Anschauung, nur daß sein Weg von der

bunten Oberflache der Sinne zur Tiefe und zum Sinn hinstrebt.

Der hingeopferte Landschafter ist im Dichter unsterblich geworden. Innerhalb seiner Lyrik leuchtet das « Buch der Natur » so unvergleichlich eindrucksvoll, daß die politischen Gedichte wie die Gedanken- und Liebeslyrik daneben in den Schatten treten. Und wenn er der Dichter des Bürgertums und der Kleinstadt ist, so ist er noch mehr ein Dichter der Natur und ganz besonders des schweizerischen Mittellandes. Die engen Gaßchen Seldwylas munden gleich ins Freie hinaus, und nicht nur scheinen Kellers Gestalten mit der Natur verbunden, sondern in seiner Gestaltungsart waltet etwas Naturhaftes, Naturliches. Es erklart sich aus der so tief in seiner Anlage steckenden vegetativ-triebhaften Seite, der Pflanzlichkeit seines Wesens mochte man sagen.

Die Genialitat seines Auges zeigt sich vor allem im Nahblick. Nichts ist so gering, daß es nicht eines Wortes, ja vieler Worte würdig wäre. Mit nicht minderer Sorgfalt als ein Sonnenuntergang wird der Inhalt des Magens eines toten Vögelchens hingemalt. Das Geringe, das Winzige hat in sich noch die Fülle und die Weisheit des Kosmos. Seine Andacht zum Kleinen hat kaum klassischer Gestalt gewonnen als in der « Kleinen Passion », Versen, die nur ihm gelingen konnten. Geradezu ein Sinnbild dafür, wie das Ärmste sich zum Reichsten verwandeln kann, ist jene Stelle, wie Don Correa seinen zerlöcherten Mantel beschaut. Indem er ihn gegen die Sonne halt, schimmert er wie das bestirnte Firmament voll seltsamer Konstellationen, die ihn dann sein Schicksal deuten lassen.

Kellers Sprache liebt die Diminutive, liebt das Wort « zierlich ». Und zierlich im Sinne von klein, und von geschmückt, verziert, ist seine Erzählkunst immer wieder. Lebt etwas vom Geiste des Rokoko in ihr fort, so erinnert sie doch eher an die Lust der alten Handwerksmeister einer langen deutschen Vergangenheit; ihr Werk mit Arabesken, Schnörkeln und Schnitzereien liebevoll zu verzieren. Es wird von ihm gelten,

was er vom Grünen Heinrich sagt: « Eine neue Art von bemalten Fensterladen oder Wirtshausschildern, eine eigentumliche Gattung von Brunnensaulen oder Dachgiebeln... machten ihm die größte Freude. » Und es macht ihm die größte Freude, die Meerschaumpfeife des John Kabys oder die Fältchen von Salanders Gesicht nachzuzeichnen.

Es ist wohl im besonderen eine echt alemannische Phantasie, die dem allgemeinen Spieltrieb dieses Kunstlers seine wunderliche Farbung und Formung verleiht und sich selbst im Skurrilen, Fratzenhaften, Närrischen Luft macht und die tollsten Sprunge vollfuhrt. Ist es der Blick für das Komische, der sich zum Engen, Unzulanglichen, Verkrümelten niederrichtet, so lebt sich in dem Eingehen aufs Nächste und Aufgehen im Engsten auch der Idylliker aus. Diese Idyllen, diese Bildchen friedlich begrenzten, unschuldig in sich ruhenden Kleinlebens sind übrigens öfters noch als der Natur dem Kleinstadtleben entnommen. Seldwyla, dieser von Keller erfundene Name, ist geradezu zum Sinnbild geworden für die schweizerisch gefärbte Krähwinkelei. Wenn erst die Ernüchterung des Alters Kellers Schau des Bürgerlebens zu einer realistischen und doch immer noch von Humor umspielten Strenge schärfte, so deutet die angeborene Neigung seines Erzählens eher in der Richtung der Romantik zurück und darüber hinaus auf die breite, alte Heerstraße volkstümlichen Fabulierens, so daß er noch etwas vom Erbe treuherzigerer Jahrhunderte in die Gegenwart hineinrettet.

Oft mutet er an wie ein Poet aus traumnäheren Landen, naiveren Zeiten, der sich Schwänke und Schnurren herausnimmt, und der uns Aventuren treuherziger Schelme, Legenden von wunderlichen Heiligen und Märchen von Gespenstern und Katzen zum besten gibt. Ein wenig Märchenluft umschwebt noch seine dürftigsten Kleinstädter, Liebesschmerz und Daseinssorgen bettet er freundlich ins blühende Rankenwerk seiner Phantasie. Dichter war er ganz und gar, von den Fingerspitzen bis in die Herzkammer, Dichter mit

einem Freipaß zur Entdeckungsfahrt in alle Bereiche der Seele und der Sinne, mit allem Anspruch an den goldnen Überfluß der Welt, saumselig und traumselig hingegeben – wie dem wechselnden Wolkenspiel droben, so den verwegenen Launen, der holden Willkür, den bunten Einfallen aus der Tiefe seines Unbewußten. Als einsamer Briefschreiber ist er sich nicht zu gut zu Späßen und Spott über die eignen kleinen Schwächen, als festlicher Zecher hebt er den Herz und Sinne erwarmenden Trank verschwenderisch oft an die Lippen. Ein Spielmann ist er, ja, ein Spieler sogar, und nirgends so verwegen und doch wieder so fromm als im Spiel mit dem ernstesten Gegenstande. Welch übermütiger Totentanz, die Verse « Tod und Dichter »! Selbst dem Sensenmann schlagt der Poet ein Schnippchen und läßt sich durch ihn nicht sein Spiel verderben, seine Seifenblasen zu treiben, Schemen zu ersinnen und zu lieben. Denn sein Spieltrieb ist der unschuldige einer kindhaften und doch tiefsinnigen Seele. Und wir haben den ganzen Gottfried Keller in dem nachdenklich lachelnden und staunenden Spruchlein, das er in den Entwurf eines schicksalsschweren Ratsprotokolls kritzelt:

« Her kommt der Tod, die Zeit geht hin;
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin. »

★

Der Künstler wird Bürger, allgemeiner: der Ausnahmemensch, der Abgesonderte findet heim in die Gemeinschaft. Diese Rückkehr des Individuums zur Gesamtheit, das Hauptmotiv des «Grünen Heinrich», ist in reichen Variationen zugleich das Hauptmotiv des Gesamtwerks. Die Abgesonderten gehören zumeist in die Kategorie der « Sonderlinge », der aus Einbildung, Überheblichkeit, Querköpfigkeit Eigensinnigen. Es wimmelt in Kellers Welt von den wunderlichsten Käuzen und absonderlichsten Fratzen, und wenn er auch solche übertriebene Eigenart mit kostlicher

Komik, ja mit einer liebevollen Pietät und schmunzelnder Freude hinzeichnet, so ist doch zugleich das Absonderliche und die Absonderung dem Dichter immer verdächtig und bedenklich, und er versucht sein Geschopf an jenem goldenen Bändchen in den Bereich der gesunden, normalen menschlichen Mitte zurückzuziehen. Bisweilen geschieht das mit einem sehr derben Ruck. Wo solche Narren nicht an ihrer eigenen Narrheit Schiffbruch leiden, sind sie oft nur in einer derben Roßkur für das Leben, und das heißt für einen nützlich-ehrsamen Dienst im Rahmen der bürgerlichen Ordnung zu retten.

Aus seiner tiefen, echten Originalität heraus weiß Keller um Wert und Gefahr der personlichen Eigenheit. Wahre und falsche Originalität ist das Thema im Zyklus der «Zuricher Novellen». Ein humoristisch überlegener Onkel kuriert – diese Idee bildet den leichtgezogenen Rahmen – seinen originalitätsüchtigen heranwachsenden Neffen durch das Erzahlen von Geschichten echter und falscher Originale. Ein gutes Original sei nur, wer Nachahmung verdiene. Nachgeahmt zu werden aber sei nur würdig, wer das, was er unternehme, recht betreibe und immer an seinem Orte etwas Tüchtiges leiste, und wenn dieses auch nichts Unerhortes und Erzursprüngliches sei. So steht dem Narren von der Manegg als Beispiel echter Originalitat die kernigursprüngliche Gestalt des Landvogts von Greifensee gegenüber.

Jeder Mensch gehört in der Weltschau dieses Dichters einer Reihe ineinanderliegender, immer weiterer Ringe an. Der erste, nächste Zusammenhang mit dem Ganzen ist die Mutter. « Die unmittelbare Lebensquelle, die mich mit dem Volk verband», nennt sie der Grüne Heinrich. Darum nimmt sie in Kellers Weltbild eine geheiligte Stellung fast sinnbildlicher Art ein. Unglücklich der Mensch, der sich vom Mütterlichen, vom Ursprung entfernt und dadurch auch die anderen Zusammenhänge vernichtet.Stellen der Roman und die Pankraznovelle die äußere Ohnmacht eines wohlmeinen-

den Mutterchens dem «verlorenen Sohn» gegenüber dar, so preist «Frau Regel Amrain und ihr Jungster» als Gegenstück die mutterliche Macht an einer vorbildlichen Erziehung.

Der nächstweitere Ring ist die Familie. Wo diese Zelle des sozialen Zusammenlebens unsicher oder schief gefugt ist, wird auch das großere Gesellschaftsgebilde wackeln, sieht doch der grüne Heinrich durch sein Mitverschulden am Tode der Mutter sein Recht verwirkt, unter seinem Volke mitwirken zu wollen nach dem Worte: Wer die Welt will verbessern helfen, kehre erst vor seiner Tur. Diese Überzeugung wird im «Martin Salander» am Beispiel zweier Familien nach der positiven und negativen Seite hin auf das eindringlichste demonstriert.

Mit dem Beruf wachst der Einzelne schon in ein größeres Gefuge hinein. Wie in seiner eigenen bürgerlichen Welt, so gilt in der von Kellers Dichtungen die berufliche Tüchtigkeit als eine Haupttugend, ja als Prüfstein und Wertmesser für den Mann überhaupt. Doch legt Keller alles Gewicht auf die scharfe Unterscheidung zwischen ehrlicher und unehrlicher Arbeit, zwischen gemeinschaftsförderndem Tun und der leeren Geschäftigkeit, ja schwindelhaften Geschaftemacherei des ublen Seldwylertums oder der Großmannsucht und dem Spekulantentum der Wohlwend und Weidelich im «Salander». Ihr Scheinwesen kracht unter Gepolter – und im Altersroman klingt das Gepolter unheimlich drohend – zusammen, und bestenfalls werden sie in einem derben und peinlichen Heilungsprozeß zu gesunden Begriffen bekehrt, wie der in seine bescheidenen Schranken heimgewiesene «Schmied seines Glücks», welcher vermeinte, mit bloßer Schaumschlägerei das Schicksal übertolpeln zu können. Er wird Nagelschmied, Handwerker; und für Handwerker aller Art, für handgreifliche, ganz unproblematische Arbeit, für des guten alten Handwerks goldenen Boden ist Kellers Vorliebe, eine konservative Vorliebe, ganz unbestreitbar.

Jeder geradgewachsene, tüchtige Kerl findet aber seine halbe Wirksamkeit im weiteren Ring der politischen Gemeinschaft. Der Grüne Heinrich wird Amtmann, der Kaufmann Salander sitzt als kleiner Staatsmann im Rat, die sieben Aufrechten sind rauhbeinige und furibunde Politikusse, denen das öffentliche Wohl sogar über das familiare geht. Ihnen steht der Landvogt Salomon Landolt als salomonisch weiser Selbstherrscher des aristokratischen achtzehnten Jahrhunderts gegenüber. Überall entfaltet sich ein energisch belebtes Bild des öffentlichen Lebens der Schweiz.

Kellers politischen Sinn und Eifer kamen allerdings Zeit und Ort zustatten. Das sozialpolitische und staatsbürgerliche Leben kann nur da zur Seele wahrhafter Dichtung gemacht werden, wo das freie Wort erlaubt, erwünscht oder gar notwendig ist, wo der Anteil des Einzelnen so wichtig erscheint wie in der übersehbaren Welt einer kleinen Volksrepublik Kellers Schweizer erinnern mitunter an die Römer, wie schon zur Zeit J. J. Bodmers; so sind noch bei ihm die staatsbürgerlichen Ideale denen des strengrepublikanischen Römertums verwandt: Einfachheit der Sitten, Tapferkeit, soldatisches Wesen, Bürgertugend.

Es war von nachhaltiger Bedeutung, daß Kellers Jugend in eine Zeit großer politischer Aufregung und Erneuerung fiel. Die Sache der Freiheit ergriff ihn in allen Fibern. « Mein Herz zittert vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich ein Genosse dieser Zeit bin » bekennt er im Jahr 1848. Der Ruf der lebendigen Zeit erweckt sein Genie. Diese Stimmung spiegelt sich deutlich in seinen Gedichten, z. B. « Gewitter im Mai » oder « Zur Erntezeit ». « Knechtschaft, Tyrannenketten, Freiheit! » tönt es wie in Herweghs Gedichten.

Dieser Phase der lyrischen Begeisterung folgte allerdings rasch eine mehr kritisch scharfblickende. « Aus einem vagen Revolutionär und Freischärler à tout prix habe ich mich ... zu einem bewußten und besonnenen Menschen herangebildet, der das Heil schöner und marmorfester Form auch in politischen Dingen zu ehren weiß. » Seinem Wesen nach

war er mehr evolutionär als revolutionär. Sein starker Sinn für das Dauernde und Feste ließ ihn mit dem Alter wie naturlich konservativer werden. Aber immer hat er seine freisinnigen Jugendideale in gemäßigter Form beibehalten.

Alle Zeitfragen interessieren ihn vor allem im Hinblick auf die Schweiz. Keller ist so voll und ganz Deutschschweizer, als es überhaupt moglich ist. Gotthelf ist mehr nur ein tief mit dem Bauerntum verwachsener Berner, C. F. Meyer ein aristokratischer Stadtzürcher, daruber hinaus trägt er ein europaisches Gepräge; welsches und germanisches Wesen halten sich das Gleichgewicht. Keller dagegen ist der Deutschschweizer. Insofern ist er zu gleicher Zeit Deutscher, nicht im politischen, sondern im kulturellen Sinn. Bezeichnenderweise ist denn auch seine Wirkung in der deutschen Schweiz und hernach in Deutschland am tiefsten, erstreckt sich aber bis nach Holland und Skandinavien, wogegen etwa die romanischen Länder Frankreich und Italien kaum ein Verhältnis zu ihm gewonnen haben. Die Kehrseite der starken Ausprägung seiner Stammesseele ist also die ortliche Begrenzung seines Einflusses. Auch sein Leben ist dafür sehr bezeichnend; es ist ein geschlossener Kreis, der von der Heimat nach Deutschland führt und dann wieder zurück in Mutterland und Vaterstadt, wogegen er die lateinischen Länder – im vollen Gegensatz zu C. F. Meyer – nicht kennt, ja nicht einmal die Westschweiz oder den Tessin bereist hat.

Sein Verhältnis zu Deutschland wird bestimmt von der klaren Erkenntnis der großen Bedeutung des Nachbarlandes für das geistige Leben der Schweiz. Doch politisch distanziert ihn vom damaligen Deutschland seine Volksverbundenheit. Der feudale Einschlag vor der Reichsgründung und die monarchische Form nach derselben waren nicht nach seinem Geschmack. Bedenklich stimmte ihn, daß in Europa das republikanische Prinzip zu vereinsamen schien.

Als einem Mann des Maßes ging ihm die Übersteigerung des Nationalitätsgedankens, und wäre es auch die des schweizerischen, wider die Natur. Vielmehr redete er einer gesunden Wechselwirkung der aufeinander angewiesenen Völker das Wort. So völlig eine abstrakte und ideologische, nur vom Intellekt getragene Internationalität seinem urwüchsigen Realismus fern lag, spricht doch das Gedicht «Frühlingsglaube» die Hoffnung auf einen Bund der Völker im geistigen Sinne aus als ideales Ziel künftiger menschlicher Gemeinschaft. Nichts konnte ihn so in Harnisch bringen wie mangelnde Achtung gegenüber dem Vaterland, handle es sich dabei um das eigne oder um das des andern. Ganz im Sinne einer Szene im «Martin Salander» kanzelte der kleine Gottfried Keller einmal in einer Zürcher Wirtschaft einen baumlangen Ausländer ab, der in wegwerfendem Ton über die Schweiz proletete, und ein andermal stellte er in einem öffentlichen Lokal einen Deutschen, der über Deutschland und seine politischen Einrichtungen herzog, mit den Worten: «Wissen Sie, daß der ein Schuft ist, der im Ausland über seine Heimat schimpft!» Adolf Frey hält in seinen Erinnerungen an den Dichter fest, dieser habe mit Entschiedenheit erklärt, daß er den Untergang oder die Zerstückelung des eigenen Vaterlandes nicht würde überleben wollen.

Keller ist dem Heimatboden verwachsen wie eine Pflanze. Er ist ein lebendiges Beispiel seines eigenen Worts:

> So manchen guten Mann wir unsern nennen,
> Die Quelle seines Wertes springt im Volke,
> Und was er ist, verdankt er dieser Quelle.

Beides: die Verwurzelung im Heimatboden und das bewußte Bekenntnis zur Heimat war wohl nötig, um ihn zum Dichter dieses Volkes zu machen. War es doch von je ein Kennzeichen und ein Ruhm des schweizerischen Schrifttums, daß es unlöslicher, natürlicher und tiefer als andere im Nährboden des Volkes wurzelt, ja, daß es am Spaliergе-

rüst des Staates willig emporwachst. Der Dichter geht in Reih und Glied mit dem Zug der Nation und verschmäht es, auf eigensüchtige Nebenwege abzuschweifen. Noch wenn er sich richtungweisend an die Spitze stellt, trachtet er im Gleichschritt zu bleiben, wäre es selbst um den Preis des leichten, tänzerischen Rhythmus. Unter Kellers ebenbürtigen Mitbürgern hat ein einziger seine Dichtung dem Forum des Volkslebens entrückt in die weihevolle Stille eines marmornen Tempelbaus, und gerade er, gerade C. F. Meyer, bekannte in hohem, verehrendem Neid von ihm: « Am meisten aber und gewaltig imponierte mir seine Stellung zur Heimat, welche in der Tat der eines Schutzgeistes glich: er sorgte, lehrte, predigte, warnte, schmollte, strafte väterlich und sah überall zu dem, was er für recht hielt. »

Keller stellt sein Volk in Arbeit, Tätigkeit und Tüchtigkeit dar, aber neben dem Werktag kommt der Feiertag zu seinem vollen Rechte. Festtäglich und werktäglich zugleich ist das Bild, das er im Prolog zur Schillerfeier 1859 von seinem Vaterland entwirft.

Doch was der Vater Schwert nachhaltig schuf,
Was der Geschlechter treue Denkart wahrte
Und was des Himmels Sonne hell besiegelt:
Nicht ist es uns ein Bett der trägen Ruhe,
Der Buhlerin des grauen Unterganges!
Nein, rüstig leben wir und tun es kund
Im rastlos wachen Fleiß, der sich ergeht
In Talesgründen und auf luft'gen Höhen...

Auf! schirrt die Wagen! bewimpelt eure Schiffe,
Ins Reich der dunkeln Zukunft auszufahren,
Ein einig durchgebildet Volk von Männern,
Das redlich selbst sich prüft und kennt und dennoch
In ungetrübter Frische lebt und wirkt,
Daß seine Arbeit festlich schon gelingt
Und ihm das Fest zur schönsten Arbeit wird!

Neben den Festschilderungen in den erzählenden Werken, wie z. B. dem Kadettenfest, der Fastnacht mit der Tellaufführung, dem Münchner Künstlerfest im «Grünen Heinrich», ist den Gedichten eine starke Abteilung «Festlieder und Gelegentliches» einverleibt. Die Titel verraten die Anlässe mannigfaltiger Art, und man erstaunt, wie viel Poesie Keller solchen mitunter auch sproden Vorwürfen abgewann.

Keller hatte das Glück, im richtigen Moment in der Schweizergeschichte zu erscheinen, im Augenblicke der Einigung nach langen Kämpfen, der Erfüllung, der Kristallisation des Staates und Volkes.

Das nationale Frohgefühl nach der Sonderbundskrise und der Einigung zum Bundesstaat hat seine klassische Darstellung und poetische Verklärung im «Fähnlein der sieben Aufrechten» gefunden und gipfelt in der unvergleichlichen Schutzenfestrede des jungen Karl, einer schöneren, originelleren und wahreren, als sie wohl je gehalten wurde. Sie läßt den beiden Hauptprinzipien, deren Widerspiel und Kampf die eidgenössische Verfassungsgeschichte erfüllt: dem Föderalismus und dem Zentralismus, Gerechtigkeit widerfahren und anerkennt beide, die Mannigfaltigkeit wie die Einheit, als notwendig und gut. «Ei, was wimmelt da für verschiedenes Volk im engen Raume, mannigfaltig in seiner Hantierung, in Sitten und Gebräuchen, in Tracht und Aussprache! Welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welch' Unkraut blüht da lustig durcheinander, und alles ist gut und herrlich und ans Herz gewachsen; denn es ist im Vaterland! ... Wie zierlich und reich ist es aber auch gebaut! Je näher man es ansieht, desto reicher ist es gewoben und geflochten, schön und dauerhaft, eine preiswürdige Handarbeit!

Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und

sogar zweierlei Basler! Daß es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte; diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten moge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehorigkeit zur personlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Hochste gewonnen; denn was der Bürgersinn nicht ausrichten sollte, das wird die Freundesliebe vermogen und beide werden zu Einer Tugend werden! »

Das Fähnlein ist wie andere Werke Kellers zwar eine verklarende, idealisierende Darstellung des Volkslebens, aber aus der Weisheit einer tiefen, volkserzieherischen Absicht. Der Poet habe das Amt, die Keime der Zukunft soweit zu verstärken und zu verschonern, daß die Leute noch glauben könnten, ja, so seien sie, so gehe es zu. Was das Volk sich gutmutig einbilde, zu sein, und der innersten Anlage nach auch schon sei, könne es dadurch auch außerlich werden. Wie man schwangeren Frauen etwa schöne Bildwerke vorhalte, moge man dem allezeit tuchtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen als er schon sei; dafur dürfe man ihn auch um so herber tadeln, wo er es verdiene. In diesem Sinne sind nicht nur die sieben Aufrechten, sondern andere schonste Gestalten Kellers zugleich Abbilder und Vorbilder der Volksgemeinschaft.

In «Frau Regel Amrain und ihr Jüngster» macht der Werkeltag seine Rechte ernsthafter geltend und das geheime Erziehertum tritt unmißverständlich in den Vordergrund. Wenn für die vorhergehenden Jahrhunderte Romane der Fürstenerziehung so typisch waren, daß sogar der Berner Patrizier A. v. Haller sich in den Dienst dieser Aufgabe stellte, so ist für das neunzehnte die Erziehung zum Bürger, wie Gottfried Keller sie von Stufe zu Stufe darstellt, ein im besten Sinne zeitgemäßer Vorwurf. Eine besonders gefährliche Klippe scheint er da zu sehen, wo der Knabe aus dem engen Ring der Familie in den weiteren des öffentlichen Lebens hinaustritt. Denn es ist die Kehrseite einer so freien

und ausgesprochenen Demokratie wie der schweizerischen, daß sie den jungen Bürger zum undisziplinierten Politisieren am Wirtshaustisch und zum gedankenlosen Phrasendreschen verführen kann. Mit wenigen klugen Griffen weiß die zugleich mütterliche und resolute Frau Amrain ihrem Sohn die Weichen zu stellen. Von der andern Gefahr voreilig angewandter Tatkraft, wie sie der Verfasser bei den Freischarenzügen an sich selbst erlebt hatte, wird er durch üble Erfahrung geheilt. Zuletzt aber lernt er auch dem gegenteiligen Fehler, der teilnahmlosen Gleichgültigkeit zu entgehen.

Wenn Keller die Erzählung «Der Wahltag» der Aufnahme in seine gesammelten Werke nicht für würdig befand, so wohl darum, weil sich hier der Schwerpunkt von der poetischen Gestaltung allzuweit zur politischen Pädagogik verschoben hatte. Vollends haben die «Bettagsmandate», die er als Staatsschreiber zu verfassen hatte und die am eidgenössischen Dank-, Buß- und Bettag von den Kanzeln seines Heimatkantons verlesen wurden, den Anspruch, das staatsbürgerliche Gewissen zur Besinnung aufzurufen und sind in diesem Sinne gewichtige Zeugnisse seines ernsten und reifen Gemeinschaftssinnes.

Der Schwerpunkt von Kellers Programm, die Freude am Land mit einer heilsamen Kritik zu verbinden, hatte sich mehr und mehr in der Richtung auf letzteres zu verschoben. Vollends ist im «Martin Salander», 1886, die reine Freude am Vaterland, das Keller drei Jahrzehnte zuvor für gut und fertig zu halten geneigt war, dem Mißfallen, ja der Sorge in einem Maß gewichen, daß der frische, verklärende Glanz der nüchternen Sachlichkeit und unerbittlichen Wirklichkeitsschilderung Platz machen mußte.

Zu dem epischen Gebäude, das sich aus den zyklisch gegliederten Quadern der Novellen zusammensetzt, bilden also zwei Romane, der Grüne Heinrich und der Martin Salander den Grundstein und Schlußstein. Ein Jugendroman und ein Altersroman, nicht bloß inhaltlich, insofern als Jugend und Altern des Mannes zum Gegenstand gemacht

sind, sondern auch im Ton. Die goldene Verklarung hat dem nüchternen Tageslicht, ja einer von humoristischen Streiflichtern nicht durchgehend erhellten abendlichen Düsternis weichen mussen. Und, dem allgemeinen Wandel der Epoche folgend, ist die Romantik verklungen, der Realismus fordert seine vollen Rechte. Ein Roman der Desillusionierung!

Folgt der « Grüne Heinrich » der Wandlung vom Künstler zum Bürger und hort da auf, wo sich der Held in die Gemeinschaft zuruckgefunden hat, so setzt hier « Salander » ein; er hat eben diese burgerliche Tatigkeit in Öffentlichkeit und Familie zum Thema. Salander war ein tuchtiger Lehrer und bewahrt sich echt schweizerisch eine Dosis Schulmeistertum im guten wie schlimmen Sinn. Er hat durch Burgschaft für seinen Freund Wohlwend sein Vermogen verloren, sich fur sieben Jahre von Frau und Kindern getrennt und es in Brasilien als Kaufmann wieder errungen. Kaum zuruck, erfahrt er, daß alles Gewonnene durch sträfliche, aber nicht zu beweisende Kniffe in der Tasche des verhangnisvollen Wohlwend geflossen. Schweren Herzens reißt er sich wieder los und kehrt nach drei Jahren als reicher Mann endgultig zuruck. Nun glaubt er sich im sichern Hafen. Aber Keller will sagen: es gibt im Leben keinen sichern Hafen, keinen gemachten Mann, keinen Abschluß. Hatte er doch « einen melancholischen Eindruck von der wahrgenommenen Unsicherheit der menschlichen Dinge in den obersten Anstalten selbst » gewinnen müssen.

Der reiche, angesehene Salander begibt sich mit seinem regen Gemeinsinn ins öffentliche Leben, ein Volks- und Staatsmann im kleinen, doktrinärer Optimist und Idealist, voll Eifer, gutem Willen und Lauterkeit. Aber bald wird er stutzig. Das erste Erlebnis nach seiner Heimkehr ist, daß Kinder ein anderes auslachen, weil es keine « Mama », sondern nur eine « Mutter » habe. Statt einfacher Sitten reißt ein hochfahrendes, eitles Wesen ein. Die Todesanzeigen werden immer pompöser, die Waschfrauen tragen prachtvoll aufge-

donnerte Federhute. Auf einem seiner geliebten Volksfeste findet Salander eine unertragliche Prahlerei mit dem Vaterland; statt der ehrlichen Freude daran die Ausartung zur Selbstzufriedenheit; die wahren Guter werden als Phrasen im Munde gefuhrt.

Wie Salander selbst hatte Keller manches in seiner Heimat für unvergleichlicher und einziger gehalten, als es war, und mußte – das ist der tragische Schatten auf seinem Alter – seinen Zukunftglauben durch die Entwicklung widerlegt sehen. Eine allgemeine Zeitkrankheit durchzieht das ganze Land: Der Materialismus einer immer ausschließlicher wirtschaftlich und utilitaristisch eingestellten Epoche. Ehrliche Arbeit wird durch luftiges Gründertum, politische Gewissenhaftigkeit durch selbstsüchtiges Parteiwesen, unbefangene Festfreude durch gemeine Genußsucht verdrangt. Und der große Festdichter Gottfried Keller ringt sich nun jene Szene ab, wie die schleichende Seuche damit zum Ausbruch kommt, daß ein mit Festzeichen geschmückter, angesehener Burger ausgerechnet vom Festtisch weg verhaftet wird.

Das Unheil macht nicht vor Salanders Tür halt. Seine Tochter heiraten, trotz den Widerständen seiner schlichten, feinfühligen Frau, die flachsblonden Zwillinge der heraufgekommenen Waschfrau Weidelich. Erst zu spat entdecken die unglucklichen jungen Frauen, die vom Vater die Neigung zu fixen Ideen geerbt haben, daß die Zwillinge keine Seelen besitzen, sondern leere, fühllose Streber und Geschaftemacher sind. Sie gebärden sich sehr wichtig als junge Großrate. Sie losen aus, welcher politischen Partei sie angehören sollen; aber solche Überzeugungslosigkeit ist der Nahrboden für die Schwindelkrankheit. Der eine wird schließlich wegen Unterschlagungen verhaftet, der andere als Betrüger und Falscher eingebracht, und so stürzt das symmetrische Liebeskunstwerk elend zusammen. Die Töchter lassen sich scheiden, die Mutter Weidelich muß ihre Affenliebe mit gebrochenem Herzen bezahlen.

Trotz aller Warnung ist unterdessen Salander nochmals dem schlauen Wohlwend ins Garn gegangen: er hat sich mit seinen 55 Jahren noch heftig, aber pedantisch in dessen Schwägerin, eine wunderschone Griechin, verliebt, was die kluge Gattin mit fraulich überlegenem Humor hinnimmt. Aber diese Liebelei verscheidet ohne Umstande, als der aus Amerika heimgekehrte, sichere und tuchtige Sohn Arnold nichtsahnend beiläufig von seiner Begegnung mit der Schönen spricht, die er als schwach- oder blodsinnig erkannt hat. Arnold ist der Vertreter einer neuen Zeit. Was dem Vater abging, das macht seinen Wert aus: er ist geräuschlos und solid, sachlich und kritisch, sein Kern ist gediegene Realitat. Der Sohn der Mutter sollte über die Sohne der Mama siegen, d. h. wenn der Schwindel ausgetobt hat, kommt das Echte aus dem Volksgrund wieder zur Wirkung. Aber sonderlich überzeugend klingt der Schluß nicht, weil Keller selbst von einer solchen Regeneration nur halbwegs uberzeugt war; auch hat der bei aller Tüchtigkeit karge und nüchterne Arnold nicht das Vollmaß, daß wir ihn gefühlsmaßig als den Träger einer Aufstiegsbewegung empfinden konnten.

Keller war sich lange über den Schluß nicht klar, er hat eine Krönung geplant, die zwar kühner, aber auch fragwurdiger gewesen wäre: die Darstellung einer symbolischen Naturkatastrophe. Das aber mochte als ein zu gewagter Aufschwung über den bürgerlich sachlichen Ton des Buches erscheinen. Keller hatte den Glauben: «Die Korruption, der sittliche Verfall des Volksstaates ist so gut der Regeneration fahig, wie das Korperliche des Volks, durch Reaktion seiner Kräfte, natürliche Polizei, Ausruhen; es ist ja überall in der Geschichte dieser Rhythmus von Sinken und Erheben». Es gibt zu denken, daß die in einer Fortsetzung des Romans geplante Darstellung dieser Erhebung, deren Mittelpunkt Arnold Salander gewesen wäre, nicht zur Ausführung kam.

*

Indem Schweizertum und bürgerliche Lebensform zu Kellers Zeit sich in hohem, noch höherem als dem heutigen Maße deckten, war es ihm vergönnt, zugleich ein schweizerischer und ein bürgerlicher Klassiker zu sein. Die Verwandtschaft von Schweizertum und Bürgertum ist ein Ergebnis der eidgenössischen Geschichte. Bauerntum und Bürgerschaft sind die beiden Elemente, die die Eidgenossenschaft im Kampf gegen den Adel auferbauten. Das Bürgertum dominierte in allen Jahrhunderten; es hat vor allem die zivilisatorischen und kulturellen Werte geschaffen. Selbst die Patrizier des 17. und 18. Jahrhunderts bewahrten bürgerliches Gepräge, wogegen das höfische Element in Frankreich und Deutschland viel stärker in diese Tradition einbrach. Und die Mächte, die dem altbürgerlichen Geist im 19. Jahrhundert gefährlich wurden, das kapitalistische, internationale und großstädtische Element, setzten hier langsamer und schwächer ein infolge der staatlichen Abgeschlossenheit und Kleinheit der Verhältnisse, der Stärke der Tradition, der Enge und Festigkeit der Gemeinwesen, dem Fehlen großer Gegensätze.

Es ist kein Zufall, daß auf diesem Boden sich der bürgerliche Dichter zu seiner vollen Größe und scharfen Prägung auswuchs. Allerdings war auch im Deutschland jener Jahrzehnte das Bürgertum der führende Stand, der bürgerliche Dichtertypus – man denke an Freytag und Storm, an Raabe und Fontane – der tonangebende und eigentlich produktive. Aber in kaum einem Dichter seines Ranges waren die Bürgertugenden so rein und stark ausgeprägt wie in Keller. In kaum einem erfuhr die altehrwürdige Überlieferung der Zucht und Sitte, der Lebenshaltung und Kultur des noch im Volkstum verwurzelten Bürgertums einen so angemessenen und überzeugenden Ausdruck.

Zu diesem Bürgertum gehört seine nüchterne, fast hausbackene Solidität, seine Gediegenheit in Gesinnung und Ausübung der Kunst, seine anspruchslose, fast unscheinbare Ehrbarkeit, sein wackeres sich Rühren und nutzbar Machen,

sein Verantwortungsgefühl gegenüber der Öffentlichkeit, seine maßvolle Begrenzung der Anschauungen und Lebensweise.

Er ist ein echter poetischer Realist, dem ein Schuß Romantik zugute kommt, um den an sich etwas sproden Stoff zu würzen und zu beleben. Der eigne Gefühlsanteil gibt seinen Schilderungen bürgerlichen Lebens die Wärme; das deutsche Gemüt entfaltet in ihm noch einmal seine liebenswürdige, innige, schlichte und gütige Schönheit. Aber es ist kein Zufall, daß er wie die anderen bürgerlichen Meister das Antlitz eher zur Vergangenheit als in die Zukunft wendet, und daß der Leser unwillkürlich seine Erzählungen noch weiter zeitlich zurückverlegt als der Dichter selbst es getan. Denn die wesentlichen Werte dieses Bürgertums wurden bereits durch die technisch-kapitalistischen Mächte bedroht. Die Entartung des kulturellen Bürgertums in zivilisatorische Bourgeoisie, die Spaltung der Gesellschaft in feindliche Klassen, die Abschwächung der volkhaften Werte vollzog sich mit beängstigender Unwiderstehlichkeit, so daß Keller in seinem Altersroman zum Warner der bürgerlichen Welt hat werden müssen.

Eines Dichters Stellung zu seinem Vaterland kann nicht sinnvoller, bedeutsamer und mannigfaltiger sein als die Gottfried Kellers, dieses Verklärers und Sängers, Tadlers und Warners, Erziehers und Kämpfers, Politikers und Staatsbeamten.

Kein neuerer europäischer Dichter ist wie er bis in die Wortwahl, bis in den Tonfall hinein so sehr der Mund seiner Volksgemeinschaft. Kaum ein anderer Eidgenosse hat so viel dazu beigetragen, daß die Schweiz zum vollen Bewußtsein ihrer eigenen Art durchgedrungen ist. Er hat das Nationalgefühl mächtig gefördert, und selbst das Ausland, das deutschsprechende zumal hat die Schweiz im verklärenden Spiegel seines Werks kennen und lieben gelernt.

Wenn einer, ist er der schweizerische Homer, der ein lange-

hin gultiges, erhohtes Bild seines Volkes geschaffen hat, und das ist freilich das beneidenswerteste Los, das einem Dichter fallen kann. Keller fiel es in einer Zeit zu, wo die europaische Kunst schon daran krankte, daß ihre Vertreter abgesonderte, auf sich selbst gestellte Individuen, Einzelne, Einsame geworden waren.

Selten erscheint der Genius, der gelöst von Erdenschwere selbstherrlich schwebt im Reich der Einbildungskraft. Selten der strengere und rauhere, der mit seinem Abbild der Wirklichkeit die Wirklichkeit umbilden möchte. Aber vollends ist es als unvergleichlicher Glücksfall zu preisen, wenn in einem Genius das Spiel der Kunst und der Ernst der Lebensfuhrung, der schone Schein und die nahrkräftige Substanz, die hochstpersönliche Originalitat und die allgemeine Mustergültigkeit sich so vollkommen das Gleichgewicht halten. Mehr als das, denn sie sind nicht auf die zwei Wagschalen verteilt, vielmehr durchdringen sie sich innigst als ungeschiedene Zweiheit dermaßen, daß im unbefangenen Fabulieren noch die Ehrfurcht und das Verantwortungsbewußtsein vor den Gesetzen der mütterlichen Natur und des bruderlichen Menschtums waltet, daß der sprodeste Stoff – ein bürgerlicher Alltag, eine nüchterne Ratssitzung – von Glanzlichtern überspielt, vom Duft der Anmut durchhaucht scheint, daß Kellers erdnächsten, schlichtesten Gestalten noch die Würde freien Menschentums auf der Stirn geschrieben und in ihnen das vorgebildet ist, dem das Volk sich nachbilden soll.

Dieser Glücksfall der Vermählung des Poetischen mit dem Volkstum war vielleicht nur möglich in einem so eng begrenzten, aber reich gegliederten Staatsgebilde wie dem schweizerischen, das den Individualitäten seiner Bundesglieder so viel Wert beimißt und zu dessen Bestehen von jeher die freie Selbstbestimmung und Würde des Einzelnen Voraussetzung war. Dieser Dichter mußte im Gesetz der Eidgenossenschaft aufwachsen, um so groß zu werden als Bildner des schweizerischen Menschen und Wesens.

Die veredelnde, volksbildende Schönheit, die er in seinem gedankenvollen Festgedicht an Schiller pries, ist auch seine eigene, – jene wahre Schonheit,

« Die das Gewordene als edles Spiel verklart,
Das seelenstarkend neuem Wesen ruft,
Daß Dichtung sich und kraft'ge Wirklichkeit
In reger Gegenspieglung so durchdringen... »

GEDICHTE

BUCH DER NATUR

SPIELMANNSLIED

Im Frührot stand der Morgenstern
Vor einem hellen Fruhlingstag,
Als ich, ein flüchtig Schülerkind,
Im silbergrauen Felde lag;
Die Wimper schwankte falterhaft,
Und ich entschlief an Ackers Rand,
Der Sämann kam gemach daher
Und streute Körner aus der Hand.

Gleich einem Fächer warf er weit
Den Samen hin im halben Rund,
Ein kleines Trüppchen fiel auf mich
Und traf mir Augen, Stirn und Mund;
Erwachend rafft ich mich empor
Und stand wie ein verbluffter Held.
Vorschreitend sprach der Bauersmann:
«Was bist du für ein Ackerfeld?»

« Bist du der steinig harte Grund,
Darauf kein Sämlein wurzeln kann?
Bist du ein schlechtes Dorngebüsch,
Das keine Halme laßt hinan?
Du bist wohl der gemeine Weg,
Der wilden Vögel offner Tisch!
Bist du nicht dies und bist nicht das,
Am End nicht Vogel und nicht Fisch? »

Unfreundlich schien mir der Gesell
Und drohend seiner Worte Sinn;
Ich ging ihm aus den Augen sacht
Und floh behend zur Schule hin.
Dort gab der Pfarr den Unterricht
Im Bibelbuch zur frühen Stund;
Von Jesu Gleichnis eben sprach
Erklärend sein beredter Mund. –

Die Jahre schwanden und ich zog
Als Zitherspieler durch das Land,
Als ich in einer stillen Nacht
Die alte Fabel wieder fand
Vom Sämann, der den Samen warf;
Da ward mir ein Erinnern licht,
Ich spürte jenen Körnerwurf
Wie Geisterhand im Angesicht.

«Was bist du für ein Ackerfeld?»
Hort wieder ich, als war's ein Traum;
Ich seufzte, sann und sagte dann:
O Mann, ich weiß es selber kaum!
Ich bin kein Dornbusch und kein Stein
Und auch kein fetter Weizengrund;
Ich glaub, ich bin der offne Weg,
Wo's rauscht und fliegt zu jeder Stund.

Da wachst kein Gras, gedeiht kein Korn,
Statt Furchen ziehn Geleise hin,
Von harten Rädern ausgehöhlt,
Und nackte Füße wandern drin;
Das kommt und geht, doch fällt einmal
Ein irrend Samenkörnlein drauf,
So fliegt ein hungrig Vöglein her
Und schwingt sich mit zum Himmel auf.

AM HIMMELFAHRTSTAGE 1846

Mit den ersten Gedichten

Ausgestorben scheint die Stadt,
Weil, was sich des Lebens freut
Und den Bund mit ihm erneut,
Sich hinaus begeben hat
Auf die Hügel, auf die Berge;
Angefullt wird jedes Tal,
Ruhren wird sich Wirt und Ferge
In dem warmen Maienstrahl.

Von dem höchsten Giebel schau
Ich hinaus, o welch Gewimmel!
Ja, die Erde trägt gen Himmel
Menschenherz und grüne Au!
Und wie ferne Kirchenfahnen,
Flattert's von der Burg Gelandern
Bunt von seidnen Lenzgewändern
Unter grünenden Platanen.

Einsam wehen hier die Linden
Dieser Stadt um stille Dächer –
Ach, wie einen leeren Becher
Muß ich die verlaßne finden,
Einen Becher, dessen Schein
Wird geflohn von jedem Munde
Und auf dessen dunklem Grunde
Ich der letzte Tropfen Wein!

In die kühle Dämmernacht
Meines Hauses steig ich nieder,
Wo mir meine jungen Lieder
Schlummern, bis ihr Tag erwacht;

Wo ein Strauß von Fliederzweigen
Druber nickt mit stillem Neigen,
Mit erwartungsvollem Schweigen
Wilde Röschen halten Wacht.

Nun in tiefer Einsamkeit
Schreib ich, eh für immer schied
Mir die lange Morgenzeit,
Meiner Jugend letztes Lied;
Und der Hoffnung sei's geweiht!
Was ich hoffe, hofft die Welt;
Ist sie nur zur Fahrt bereit,
Wird sie selbst ihr Himmelszelt!

Tu dich auf, o schöner Schrein,
Lasse deine Schätze funkeln!
Laß sie, blitzend hell, verdunkeln
Der Martyrer blaß Gebein! –
Weihrauch sind die Frühlingsdüfte,
Und auch du, mein Schwalbenzug,
Flattre, leichter Liederflug,
Aufwärts in die freien Lüfte!

STILLE DER NACHT

Willkommen, klare Sommernacht,
Die auf betauten Fluren liegt!
Gegrüßt mir, goldne Sternenpracht,
Die spielend sich im Weltraum wiegt!

Das Urgebirge um mich her
Ist schweigend, wie mein Nachtgebet;
Weit hinter ihm hör ich das Meer
Im Geist und wie die Brandung geht.

Ich hore einen Flotenton,
Den mir die Luft von Westen bringt,
Indes herauf im Osten schon
Des Tages leise Ahnung dringt.

Ich sinne, wo in weiter Welt
Jetzt sterben mag ein Menschenkind –
Und ob vielleicht den Einzug halt
Das viel ersehnte Heldenkind.

Doch wie im dunklen Erdental
Ein unergründlich Schweigen ruht,
Ich fühle mich so leicht zumal
Und wie die Welt so still und gut.

Der letzte leise Schmerz und Spott
Verschwindet aus des Herzens Grund;
Es ist, als tät' der alte Gott
Mir endlich seinen Namen kund.

NACHTLIED

Von Keller nicht veroffentlichtes Gedicht aus dem Jahre 1844

O ew'ge Nacht! o blaue klare Nacht,
Und doch so schwer, so undurchdringlich dunkel!
Du reicher tiefer fabelhafter Schacht
Voll Sonnenerz, Sterndiamantgefunkel!
Bald wie Kristall, so heiter und so licht,
Glaub deinen tiefsten Grund ich zu durchschaun,
Bis plötzlich dann mein schwaches Auge bricht,
Erdrückt von deinem bittern Todesgraun!

Dein Schweigen tönt wie Donner meinem Ohr,
Dein leises Lispeln ist ein endlos Tosen.
Wie Orgelklang, ein Riesenglockenchor,
Umwogt mich deiner Lüfte stilles Kosen!
Und ich allein in diesem Wehn und Braus,
Dir tiefem Rätsel ankerlos zum Raub!
Mahnst zum Gebet du, finstres Gotteshaus?
Ich werfe schluchzend mich vor dir in Staub.

Ich werf mein blutend Herz in diesen Schlund,
Ins Meer der Nacht, und angle nach dem Gotte!
Doch hungerig Gewürm wühlt auf dem Grund
Und schlingend Meergewächs, der Zweifel Rotte!
Und ziehe meinen Köder ich zurück,
So ist er angenagt und voller Schlamm;
Kaum bleibt mir meines Herzens bestes Stück,
Der urgewesne reine Kern und Stamm!

Doch schlägt er schon in neue Reiser aus,
Und diese pflanz ich in das luftig blaue
Erdreich der Nacht, wo bald ein wehend Haus
Von grünen Zederkronen ich erschaue.
Aus meinen Blicken sprossen Palmen an,
Ich wandle singend drunter hin und her,
Mit Schild und Schwerte bin ich angetan,
Zu wahren mein Palladium hoch und hehr:

Der reine Zweifel ist mein Schatz und Hort!
Er ist das Salz von meinem Seelenleben!
Er ist die Kraft, das schöpferische Wort,
Die meinem Blutschlag seinen Umschwung geben!
Und ist gelöst mein letzter Zweifel einst,
O dann ist auch mein Glaube ab und tot!
Die du ein unauflösbar Rätsel scheinst,
Urdunkle Nacht, in dir ist Morgenrot.

UNRUHE DER NACHT

Nun bin ich untreu worden
Der Sonn und ihrem Schein;
Die Nacht, die Nacht soll Dame
Nun meines Herzens sein!

Sie ist von düstrer Schonheit,
Hat ein bleiches Nornengesicht,
Und eine Sternenkrone
Ihr dunkles Haupt umflicht.

Heut ist sie so beklommen,
Unruhig und voller Pein;
Sie denkt wohl an ihre Jugend –
Das muß ein Gedächtnis sein!

Es weht durch alle Täler
Ein Stöhnen, so klagend und bang;
Wie Tränenbäche fließen
Die Quellen vom Bergeshang.

Die schwarzen Fichten sausen
Und wiegen sich her und hin,
Und über die wilde Haide
Verlorene Lichter fliehn.

Dem Himmel bringt ein Ständchen
Das dumpf aufrauschende Meer,
Und über mir zieht ein Gewitter
Mit klingendem Spiele daher.

Es will vielleicht betäuben
Die Nacht den uralten Schmerz?
Und an noch ältere Sünden
Denkt wohl ihr reuiges Herz?

Ich mochte mit ihr plaudern,
Wie man mit dem Liebchen spricht –
Umsonst, in ihrem Grame
Sie sieht und hort mich nicht!

Ich mochte sie gern befragen
Und werde doch immer gestort,
Ob sie vor meiner Geburt schon
Wo meinen Namen gehort?

Sie ist eine alte Sibylle
Und kennt sich selber kaum;
Sie und der Tod und wir alle
Sind Träume von einem Traum.

Ich will mich schlafen legen,
Der Morgenwind schon zieht –
Ihr Trauerweiden am Kirchhof,
Summt mir mein Schlummerlied!

UNTER STERNEN

Wende dich, du kleiner Stern,
Erde! wo ich lebe,
Daß mein Aug, der Sonne fern,
Sternenwärts sich hebe!

Heilig ist die Sternenzeit,
Öffnet alle Grüfte;
Strahlende Unsterblichkeit
Wandelt durch die Lüfte.

Mag die Sonne nun bislang
Andern Zonen scheinen,
Hier fuhl ich Zusammenhang
Mit dem All und Einen!

Hohe Lust, im dunklen Tal,
Selber ungesehen,
Durch den majestät'schen Saal
Atmend mitzugehen!

Schwinge dich, o grünes Rund,
In die Morgenrote!
Scheidend ruckwarts singt mein Mund
Jubelnde Gebete!

DREI STANDCHEN

I

Vor einem Luftschlosse

Schöne Bürgerin, sieh, der Mai
Flutet um deine Fenster!
Alle Seelen sind nun frei
Und es zerfließen der Tyrannei
Grämliche Gespenster!

In die Tiefe tauche kuhn,
Ewige Jugend zu werben,
Wo die Bäume des Lebens blühn
Und die Augen wie Sterne glühn;
Droben bei dir ist Sterben!

Löse der Krone güldenen Glanz
Aus den Lockenringen!
Wirf sie herab! Im klingenden Tanz
Einen duftigen Rosenkranz
Wollen wir froh dir schlingen!

Fuhle, du Engel, dies heilige Wehn,
Das allmächtige Treiben!
Ja, dein Himmel wird untergehn
Und ein schönerer auferstehn –
Willst du ein Engel bleiben?

Nicht wie Luna in schweigender Nacht
Küßte den träumenden Schläfer;
Komm, wenn der sonnige Tag uns lacht,
Daß das alte Lied erwacht:
Königstochter und Schafer!

2

Einer Verlassenen

Wir haben deinen tiefen Gram vernommen
Und sind in deinen Garten still gekommen,
Wir stimmen unsere Saiten mit Bedacht,
Erwartend lauscht die laue Maiennacht.

Zu deines Ungetreuen Reu und Leide,
Zu deiner Nachbarinnen bitterm Neide,
Zu deiner Mutter Stolz und stiller Lust,
So wollen singen wir aus voller Brust!

Zünd an dein Licht, daß unser Lied dich ehre
Und vor dem Sternenzelt dein Leid verkläre!
Noch gibt's manch Auge, das in Treuen blitzt,
Manch Herz, das noch an rechter Stelle sitzt!

Wohl selig sind, die in der Liebe leiden,
Und ihrer Augen teure Perlen kleiden
Die weißen Wangen mehr als Morgentau
Die Lilienkelche auf der Sommerau.

Die Liebe, die um Liebe ward betrogen,
Glanzt hoch und herrlich gleich dem Regenbogen;
Zu seinen Fußen, die in Blumen stehn,
Da liegen goldne Schüsseln ungesehn.

3
Schifferliedchen

Schon hat die Nacht den Silberschrein
Des Himmels aufgetan;
Nun spult der See den Widerschein
Zu dir, zu dir hinan!

Und in dem Glanze schaukelt sich
Ein leichter dunkler Kahn;
Der aber trägt und schaukelt mich
Zu dir, zu dir hinan!

Ich höre schon den Brunnen gehn
Dem Pfortlein nebenan,
Und dieses hat ein gütig Wehn
Von Osten aufgetan.

Das Sternlein schießt, vom Baume fällt
Das Blust in meinen Kahn;
Nach Liebe dürstet alle Welt –
Nun, Schifflein, leg dich an!

NACHTFALTER

Ermattet von des Tages Not und Pein,
Die nur auf Wiedersehen von mir schied,
Saß ich und schrieb bei einer Kerze Schein,
Und schrieb ein wild und gottverleugnend Lied.
Doch draußen lag die klare Sommernacht,
Mild grüßt mein armes Licht der Mondenstrahl,
Und aller Sterne volle goldne Pracht
Schaut hoch herab auf mich vom blauen Saal.
Am offnen Fenster blühen dunkle Nelken
Vielleicht die letzte Nacht vor ihrem Welken.

Und wie ich schreib an meinem Hollenpsalter,
Die süße Nacht im Zorne von mir weisend,
Da schwebt herein zu mir ein grauer Falter,
Mit blinder Hast der Kerze Docht umkreisend;
Wohl wie sein Schicksal flackerte das Licht,
Dann züngelt' seine Flamme still empor
Und zog wie mit magnetischem Gewicht
Den leichten Vogel in sein Todestor.

Ich schaute lang und in beklommner Ruh
Mit wunderlich neugierigen Gedanken
Des Falters unheilvollem Treiben zu.
Doch als, zu nah der Flamme schon, fast sanken
Die Flügel, faßt ich ihn mit schneller Hand,
Zu seiner Rettung innerlich gezwungen,
Und trug ihn weg. Hinaus ins dunkle Land
Hat er auf raschem Fittich sich geschwungen.

Ich aber hemmte meines Liedes Lauf
Und hob den Anfang bis auf weitres auf.

NACHTFAHRER

Es wiegt die Nacht mit himmelweiten Schwingen
Sich auf der Südsee blauen Wassergarten,
Daraus zurück wie Silberlilien springen
Die Sterne, die in tiefer Flut verklarten.

Wie ein entschlummert Kind an Mutterbrusten
Ruht eine Insel selig in den Wogen,
So weich und weiß ist um die grünen Küsten
Die Brandung rings, ein Mutterarm, gezogen.

Ich wollt, es wär mein Herz so dicht umflossen
Von einem Meer der Ruhe und der Klarheit,
Und druberhin ein Himmel ausgegossen,
Des einz'ges Licht das Sonnenlicht der Wahrheit!

Und schöne Menschen schlafen in den Büschen,
Wie Bildwerk in ein Blumentuch gewoben;
Was ein erstorbnes Auge kann erfrischen,
Das hat ein Gott hier sorglich aufgehoben. –

Ein Blitz – ein Krach! – die stille Luft erzittert,
Dicht wälzt ein Rauch sich auf gekräustem Spiegel –
Ein Wasserdrache, der den Raub gewittert,
So naht es pfeilschnell mit gespreiztem Flügel!

Wach auf, wach auf, du stiller Menschengarten!
Gib deine Blüte hin für Glaskorallen!
Sieh, deines unschuldvollen Fleisches warten,
Du sanftes Volk, Europas scharfe Krallen!

Die Anker rasseln und die Segel sinken.
Wie schneidend schallt das Wort der fremden Ferne!
Vielhundert Bleichgesichter lustern blinken
Im fahlen Schein der trüben Schiffslaterne.

Zuvorderst aus des Schiffes schwarzen Wanden
Ragt schwärzer in der giererfullten Rotte
Der Christenpriester, schwingend in den Händen
Das Marterholz mit dem gequalten Gotte.

SOMMERNACHT

Es wallt das Korn weit in die Runde
Und wie ein Meer dehnt es sich aus;
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm noch andrer Graus;
Da träumen Blumen nur von Kranzen
Und trinken der Gestirne Schein.
O goldnes Meer, dein friedlich Glanzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grunen Talen,
Da herrscht ein alter schöner Brauch:
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch,
Dann geht ein Flustern und ein Winken,
Das sich dem Ährenfelde naht,
Da geht ein nachtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Bursche jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zuhauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß –
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben fest gebunden
Und rasch in einen Ring gebracht;
Wie lieblich flohn die kurzen Stunden,
Es war ein Spiel in kuhler Nacht!
Nun wird geschwarmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenluft
Die nimmermuden braunen Jungen
Zur eignen schweren Arbeit ruft.

TROST DER KREATUR

1

Wie schlafend unterm Flügel ein Pfau den Schnabel hält,
Von luft'gen Vogeltraumen die blaue Brust geschwellt,
Geduckt auf einem Fuße, dann plotzlich oft einmal
Im Traume phantasierend das Funkelrad er stellt:
So hing betaubt und trunken, ausreckend Berg und Tal,
Der große Wundervogel in tiefem Schlaf, die Welt;
So schwoll der blaue Himmel von Traumen ohne Zahl,
Mit leisem Knistern schlug er ein Rad, das Sternenzelt.

2

Und als die Schöpfung bleischwer das Haupt im Schlafe wog
Und sie ein quälend Traumbild, daß sie nicht sei, betrog,
Und Gott im Himmel selber schlief, vergessend Meer und Land,
Worüber hin kein Lufthauch, ein Gräslein rührend, zog,
Da wacht' die schönste Lilie auf, die einsam, einsam stand,
Und die den fernen Sternglanz mit bangem Atem sog;
Da sank ein Falter tief in sie mit dunklem Schwingenrand,
Der durch den kalten Nachttau mit Mühe zitternd flog.
Die Flugel schmiegte bebend er an ihres Kelches Wand,
Die, auch erbebend, ob ihm sich eng zusammenbog.

WETTERNACHT

Der Sturm erwacht, es dunkelt allerenden,
Jetzt eben, hinter jenen Wolkenwanden,
Dort muß die Sonne untergehn;
Dort ist es abendklar und goldenhelle
Und sind nun Lilie, Rosenhag und Quelle
Im Einen seligroten Glanz zu sehn.

Hier aber ist ein kaltes Wehn und Brausen,
In dunkler Luft die hohen Walder sausen,
Die Bache toben durchs Gestein;
Des Windes Peitsche fuhlt die Haide streichen,
Asketisch beugen sich die ernsten Eichen,
Die Nacht wankt finster in das Land herein.

Ich spahe kaum den Grund zu meinen Füßen,
Doch hör ich rings die Regenstrome gießen,
Es weint das schwarz verhullte Land;
In meinem Herzen hallt die Klage wider,
Und es ergreift mich, wirft mich jach darnieder,
Und meine Stirne preßt sich in den Sand.

O reiner Schmerz, der von den Hohn gewittert,
Du heil'ges Weh, das durch die Tiefen zittert,
Ihr schließt auch mir die Augen auf!
Ihr habt zu mir das Zauberwort gesprochen
Und meinen Hochmut wie ein Rohr gebrochen,
Und ungehemmt fließt meiner Tränen Lauf!

Du süßes Leid hast ganz mich überwunden!
Welch dunkle Lust, die ich noch nie empfunden,
Ist mit der Demut angefacht!
Wie reich bist, Mutter Erde! du zu nennen,
Ich glaubte deine Herrlichkeit zu kennen,
Nun schau ich erst in deiner Tiefe Schacht!

Und leise schallen hor ich ferne Tritte,
Es naht sich mir mit leicht beschwingtem Schritte
Durch die geheim erhellte Nacht;
Weiß, wie entstiegen einem Marmorgrabe,
So wandelt her ein schoner schlanker Knabe,
Einsamer Bergmann in dem lichten Schacht.

Willkommen, Tod! Dir will ich mich vertrauen,
Laß mich in deine treuen Augen schauen
Zum ersten Male fest und klar!
Wie wenn man einen neuen Freund gefunden,
Kaum noch von der Verlassenheit umwunden,
So wird mein Herz der Qual und Sorge bar.

Tief schau ich dir ins Aug, das sternenklare.
Wie stehn dir gut die schwarzgelockten Haare,
Wie sanft ist deine kühle Hand!
O lege sie in meine warmen Hände,
Dein heil'ges Antlitz zu mir nieder wende!
Wohl mir, daß ich dies traute Wissen fand!

Ob mir auch noch beglückte Stunden schlagen,
Ich will dich heimlich tief im Herzen tragen,
Und wo mich einst dein Ruf ereilt:
Im Blutenfeld, im festlich bunten Saale,
Auf dürft'gem Bett, im schlachterfüllten Tale,
Ich folge dir getrost und unverweilt. –

Die Nacht vergeht, die grauen Wolken fliegen,
Der Tag erwacht und seine Strahlen siegen,
Im Osten steigt der Sonnenschild empor,
Es blitzt sein Schein auf meinen alten Wegen;
Ein andrer aber tret ich ihm entgegen,
Der ich die Furcht des Todes still verlor.

EINE NACHT

Von Keller nicht veroffentlichte Terzinen aus dem Jahre 1843

I

Aus wilder Liebesträume wirrem Treiben
War ich erschöpft, beklommen aufgewacht;
Ausruhend mußt ich auf dem Lager bleiben,

Mich zu erholen von so banger Nacht.
Und wie mir leichter ward, sandt ich mein Denken
Zurücke in des Schlafes dunklen Schacht

Und suchte sinnend an das Licht zu lenken,
Was die entbundne Seele so erschreckt,
In Todesangst vermochte zu versenken.

Doch formlos, schattenhaft, was ich entdeckt,
Und nur verworren ist es mir geblieben:
Entschlafne Kinderjahre, aufgeweckt

Und weinend in des Traumes Sturm getrieben,
Sah ich in scheuer Flucht vorüberfliehn.
Ich sah sie alle, jene guten, lieben,

Verschollnen Tage, sah dahin sie ziehn
Mit ihren kleinen Freuden, kleinen Sünden –
Ach! warum mußtet ihr so schnell verglühn,

Ihr bleichen Sternlein, nimmer zu entzünden?
Mir schienen jene Jahre bang und leis
Und kaum vernehmbar also zu verkünden:

« O weh dir, wehe! Deines Lebens Kreis,
Er hat sein Mittel und sein Maß verloren!
Du bist ein wurzellos, zerknicktes Reis,

Dem Wintersturm zum leichten Spiel erkoren!
Der seines Lebens Grundstein nicht gelegt,
Dir ware besser, wenn du nie geboren!

Der seine Jugendzeit nicht zart gepflegt,
Wirst nimmermehr die Zeit der Tat genießen!
Wie kann dem Baum, der keine Bluten trägt,

Dereinst die segensvolle Frucht entsprießen?
Und, dessen Quell verschuttet ist im Sand,
Kann frisch der Strom durch die Gefilde fließen?

Die einst dein rauher Lenz zum Opfer fand,
Wir sind die Bluten, deine Kinderjahre!
Der klare Quell, versiegt am öden Strand,

Es ist die Jugend dein, die unfruchtbare!
Was schaust uns nach betranten Angesichts?
Sturzt schon von deines Herzens Hochaltare

Der Hoffnung Bild? In Staub und Kot zerbrichts!
Drum reiß den welken Kranz aus deinen Locken
Und folg uns nach ins leere graue Nichts! »

Das Blut in meinen Adern wollte stocken,
Als ich die Lieben mir entfliehen sah;
Und meine Augen, sonst so starr und trocken,

Sie fullten sich mit heißen Tränen da,
Wie ich so hoffnungslos zum zweiten Male
Verlieren sollt', die mir so deutlich nah!

Sie schienen in des Traumes Zauberstrahle
Wie eine führerlose, wilde Kinderschar,
Die, kaum entronnen aus des Lehrers Saale,

Ins Feld sich warf, der Zucht und Ordnung bar.
Auf weiter Haide nun sie sich zerstreuten
Und ich sah ihnen nach und ward gewahr,

Wie diese unfruchtbaren, heißbereuten,
Die Kinderjahre mein, im wilden Sumpf
– Der mochte meinen Lebenslauf bedeuten –

Versanken. Ein Gewimmer, fern und dumpf,
Klang hilferufend noch zu mir herüber.
Ich horchte schmerzzerrissen, starr und stumpf,

Gepackt von der Verzweiflung eis'gem Fieber.
Erbleichend fiel die Sonne nun hinab,
Das Dammergrau umfloß mich trub und truber;

Ein matter Stern vom Himmel schoß herab,
Ein leis Gelachter überstrich die Haide,
Ein Irrlicht tanzt' auf meiner Jugend Grab –

Bewußtlos sank ich hin mit meinem Leide.

2

Und wieder däuchte mir, daß alt und krank,
Gefurchter Stirn, gebeugt, mit grauem Haar,
Der Letzte auf der allerletzten Bank

Ich in der längst vergessnen Schule war.
So saß ich da, ein abgelebter Greis
Inmitten einer frischen Knabenschar;

Ein scheuer Fremdling in dem fremden Kreis,
Den um mich her ein neu Geschlecht nun zog.
Der alte Lehrer aber streng und weis,

Doch milden Sinns, der ernsten Lehre pflog.
Ich horchte auf, gar sorglich, still und bang,
Worum verfehltes Leben mich betrog,

Wornach ich später oft vergeblich rang,
Zu lernen jetzt. O es war wohl zu spät!
In meinem Ohr des Lehrers Wort verklang,

Wie wirkungslos ein Hauch vorüberweht!
Und, was der Frühling rings ergriff mit Lust,
War mir, dem Winter, auf das Eis gesat!

Wie sollten auch in meiner kalten Brust
Die zarten Pflanzen wieder duftend bluhn,
Die mir erfroren langst schon unbewußt?

Vergeblich war und blieb mein angstvoll Mühn.
Des Lehrers Nachsicht ging nun endlich aus,
Auf mich begann sein Aug voll Zorn zu sprühn:

Was willst du Alter in der Jugend Haus,
Verpestend meinen schönen Maienflor?
Du grauer Junge, mache dich hinaus!

Hinaus mit dir, du unbrauchbarer Tor!
Und, wie man einen bösen Geist verbannt,
So stimmt' er an der Jugend zarten Chor;

Ein altes Kirchenlied, mir wohlbekannt,
Schlug seine frommen Töne an mein Herz!
Da hab ich zitternd mich hinausgewandt

Und schlich gebückt mit meinem heißen Schmerz
Davon; und zu entrinnen dem Gesang
Strebt ich mit schwanken Schritten feldauswärts.

Doch wie ich auch ihm zu entfliehen rang,
Die schwachen Fuße widersetzten sich,
In meinen Ohren stets das Lied noch klang

Und jeder Ton traf wie ein blut'ger Stich
Mein Innerstes. Denn einem Urteilsspruch
Das friedenvolle, heil'ge Lied ja glich

Und einem lächelnden Verbannungsfluch
Aus dieser Erde zu der Toten Ruh!
Es deckten, wie ein blumig Leichentuch,

Die holden Kinderstimmen fest mich zu.

3

Es ist ein schöner Trost in banger Zeit,

Daß, wenn für eines Traumes Angst und Not
Der graue Tag uns keine Lindrung beut,
Im Traume selbst ein lieblich Morgenrot

Uns wieder Hoffnung, neuen Mut verleiht,
Als frische Blumen mitgibt auf den Weg,
Versüßend unsrer Fahrt Mühseligkeit.

So ward auch ich im Traume wieder reg
Und schien es mir, ich hätte bloß geträumt.
Die bleichen Schrecken schwanden scheu hinweg;

Der blaue Morgenhimmel, goldbesäumt,
Goß in mein Herz erneute Lebensglut;
Von reinem Silber klingend uberschaumt

Glanzt' von den Bergen klarer Quellen Flut.
Es war ein Herbsttag, heiter, frisch und rein!
Die Winzer sangen hell und wohlgemut

Von allen Hügeln in das Land hinein!
Die Walder schimmerten von rotem Gold
Weit weit umher in jungen Sonnenschein,

Und die Natur hing ihren Liebessold
In reichen Fruchtgewinden labend aus.
Sie lächelte so mütterlich und hold

Zu ihrer Kindlein lautem Saus und Braus.
Ich aber sprang und eilte wie ein Reh,
Vom letzten Schauer noch gejagt, feldaus,

Durch all den Glast, und über Tal und Hoh,
Bis mich ein dämmerndes Gehölz umgab.
Da lag in Waldesnacht ein tiefer See,

Doch klar und still, wie ein kristallen Grab.
Kein Laut ertönt', nur leise dann und wann
Von welker Birken Rauschgold löst' sich ab

Ein Tropfen Tau, der silbern niederrann
Zum Wasserspiegel, fein, wie Elfensang!
Auch mich die tiefe Ruhe überspann;

Ich setzte mich an grünen Ufers Hang
Und sah hinunter auf den dunkeln Grund,
Der spiegelnd mit des Himmels Bläue rang.

Da schaute, wie ein zweifelhafter Fund,
Aus feuchtem Grab mein eigen Bild empor;
Mir bebt' der Mund, dem Bilde bebt' der Mund,

Aus unsern Augen stürzten Tranen vor,
Und durch die Tränen sahen wir uns tief,
O tief ins Eine arme Herz, und ich beschwor

Mein eigen Bild, laut, laut, und rief:
« Hast du nun wirklich keine Hoffnung mehr? » –
Ein Seufzer jetzt das Wasser uberlief

Und jagt's in Zitterwellen vor sich her,
Daß ob dem Flimmern bald mein Bild verschwand.
So war nun der Pandora Büchse leer!

Doch schrie ich noch verzweifelnd: « Halte Stand,
Du falscher Schatten, und entflieh mir nicht! »
Und als der See die Ruhe wieder fand,

Mein Aug zur Tiefe wieder war gericht,
Konnt ich auch meinen Schatten wieder sehn,
Und dicht daneben, wunderbar Gesicht!

Schien mir sein bleiches Doppelbild zu stehn.
Doch etwas Fremdes in dem Blicke lag,
Und mich durchrieselte ein graulich Wehn.

Ich rief: «Wie kommt mir dies Gespenst zu Tag? »
Und sah empor, da ward es mir entdeckt:
An meiner Seite, wie ich selber pflag,

Lag ich noch einmal ruhend ausgestreckt;
Doch reiche Kleider schmückten die Gestalt.
Und, was mich da am meisten noch erschreckt:

Es war ein Jüngling und doch schon so alt,
Weit bleicher noch von innerlichem Gram
Als ich bislang in meinen Augen galt;

Und seine Rede ich also vernahm:
«Wer von uns beiden nun der Rechte sei,
Der hier das großre Leid zu klagen kam,

Das stell ich dir jetzt zu entscheiden frei.
Ich bin geboren in des Glückes Schoß;
Mir wurden der Talente mancherlei

Und tiefe Sorgfalt zog sie mit mir groß.
Ich habe jede Blume früh gepfluckt
Am Lebensstrom, der heiter vor mir floß;

Das Schwerste ist mir leicht und schnell geglückt,
Ich grub mit Eifer in des Wissens Schacht.
Kein Tag ward mir je ungenützt entrückt,

Zu eigen hab ich alles mir gemacht,
Was nur der Mensch begierig lernen kann:
Das hat mir frühe Fruchte eingebracht,

Und so ward ich, ein Knabe noch, zum Mann!
Zum Mann? – O ein verlorner Sohn bin ich,
Der all sein Sein verpraßt, eh es begann!

In meinem übersatten Aug verblich
Des Lebens wechselvolles Farbenspiel!
Und kaltes, totes Grau umhüllet mich.

Ich hab in vollem Lauf verfehlt mein Ziel,
So daß ich taumelnd und der Kraft beraubt
Weit über seinen Marken niederfiel.

Und ich lag da mit tief gebeugtem Haupt,
Verschmachtend in des Wissens üpp'gem Land,
An das ich Tor mit eitlem Sinn geglaubt.

Voll ernsten Spottes ich die Lehre fand:
Nicht aus der Schule strömt der Taten Kraft,
Eh wachst sie aus der Wüste heißem Sand!

Und nicht von nervenschwacher Kennerschaft
Strahlt aus des Schonen hoher Himmelsglanz!
Was feine, heuchlerische Sitte schafft,

O das ist nicht der Tugend Sternenkranz,
Und aus dem Ungluck nur entspringt das Glück,
Der Irrtum erst macht unser Leben ganz –

Zum zweimal zwölften Mal vor meinem Blick
Nun raschelt da das vorwurfsvolle Laub:
Enttäuscht und schaudernd schaue ich zurück

In meiner Jugend aufgewühlten Staub.
Es martert mich der Langenweile Pein;
Ich bin im Fruhling schon des Winters Raub.

Ich bin zu stolz für ein behaglich Sein,
Ich bin zu feige fur das Ungemach!
Verwohnt von der Erziehung Lampenschein,

Ist für den hellen Tag mein Aug zu schwach!
Ich kann nicht handeln und kann doch nicht ruhn,
Ich flieh den Reichtum wie der Armut Schmach;

Ich kann nicht sünd'gen und nicht Gutes tun,
Mich dürstet nach des Unglücks Feuerweih
Und möchte sanft in seinen Stürmen ruhn,

Doch fühl ich, daß ich schon verdorben sei
Zu reiner Leiden jungfräulicher Qual.
So fluch ich nun dem ew'gen Einerlei!

So fluch ich nun des Tages mildem Strahl!
So lock ich fluchend mir den Tod ans Herz
Und bau von Flüchen mir ein Leichenmal! »

So sprach der Trug und schwang sich niederwärts,
Und über ihm schloß sich die kalte Flut!
Mir aber war, als ob mein alter Schmerz

Nun bei dem Toten auf dem Grunde ruht'.
Indessen war es rauhe Winterszeit
Geworden rings umher; der Sonne Glut

War ausgelöscht und Dunkel weit und breit.
Doch in mir war ein heller Tag erwacht;
Ich sprang empor in frischer Fröhlichkeit:

Wie Morgenrot, vom Ostwind angefacht,
Wie einen taubesprengten Blütenkranz
Trug ich mein Unglück singend durch die Nacht

Und reiht' mich in des Lebens wilden Tanz!

MORGEN

So oft die Sonne aufersteht,
Erneuet sich mein Hoffen
Und bleibet, bis sie untergeht,
Wie eine Blume offen;
Dann schlummert es ermattet
Im dunklen Schatten ein,
Doch eilig wacht es wieder auf
Mit ihrem ersten Schein.

Das ist die Kraft, die nimmer stirbt
Und immer wieder streitet,
Das gute Blut, das nie verdirbt,
Geheimnisvoll verbreitet!
Solang noch Morgenwinde
Voran der Sonne wehn,
Wird nie der Freiheit Fechterschar
In Nacht und Schlaf vergehn!

SONNENAUFGANG

Fahre herauf, du kristallener Wagen,
Klingender Morgen, so frisch und so klar!
Seidene Wimpel, vom Oste getragen,
Flattre, du rosige Wölkleinschar!

Siehe die Meere, sie wogen und branden,
Aber still das Gebirge steht,
Tau ist gesprengt auf den funkelnden Landen,
Weihbrunn zum heiligen Sonnengebet.

Tausendfach wollen die Blumen entriegeln
Aus ihrer Brust den gefangenen Gott;
Doch die vergoldeten Kreuze bespiegeln
Sich auf den Domen mit gleißendem Spott.

Singen nicht Lerchen dort hoch in den Luften,
Schwenkend in freiem und fröhlichem Zug?
Nein, aber aufwärtsgeschwungen aus Kluften,
Sonnt sich ein kreischender Rabenflug.

Springt nicht ein Fischlein aus silberner Welle,
Das sich am lieblichen Lichte erfreut?
Ja, 's ist der Hecht, der bewehrte Geselle,
Der den alltaglichen Raub erneut.

Fahre hinuber auf drehenden Speichen,
Schimmernder Morgen, noch ist es nicht Zeit;
Rosige Wimpel, auch ihr mögt erbleichen –
Weh mir, schon weht ihr so blaß und so weit!

Fahr! Ein Josua träumet auf Erden,
Dem es schon ahnend in Ohren erklingt;
Auf springt er einst, in die Zugel den Pferden,
Welche zum Stehn der Gewaltige zwingt!

MORGENLIED

Ältere Fassung des vorstehenden Gedichtes aus dem Jahre 1844, die von Keller nicht veroffentlicht wurde.

Fahre herauf, du kristallener Wagen,
Klingender Morgen, so frisch und so klar!
Seidene Wimpel, vom Ostwind getragen:
Flattre, du rosige Wolkenschar!

Unter dir flutet und duftet die Erde,
Brausende Woge von Blute und Staub!
Asche und Glut auf zerfallendem Herde,
Leben und Tod unter grünendem Laub!

Reinigend, segnend liegt Tau auf den Landen,
Weihbrunn zum heiligen Sonnengebet!
Ach aber trocken, versengt und in Banden
Liegen die Volker dazwischen gesät!

Wie sich die schimmernden Kreuze bespiegeln
Hoch auf den Domen Land auf und Land ab,
Könntest du, blitzender Morgen, entriegeln
Drunter das Alles verschlingende Grab!

Schwebt nicht ein Phonix dort hoch in den Lüften,
Tummelnd sich freudig im goldenen Saal?
Ach, nur ein Rabe aus nächtlichen Kluften
Sonnt sein Gefieder am feurigen Strahl!

Springt nicht ein Fischlein aus silberner Welle,
Das sich am lieblichen Lichte erfreut?
Ja, 's ist ein Hecht, ein ergrauter Geselle,
Der seinen täglichen Mord nur erneut!

Welches ist Lüge und welches ist Wahrheit,
Ist es das Leben hier oder der Tod?
Ist es die Finsternis, ist es die Klarheit,
Ewige Täuschung das Morgenrot?

Beides ist Wahrheit und beides ist Lüge,
Je nachdem eines das andre bezwingt!
Hilf du dem Leben, o Morgen, zum Siege
Und daß die Klarheit die Krone erringt!

MORGEN

Die mittlere Fassung vom Jahre 1845, die Keller in seiner Gedichtsammlung vom Jahre 1846 veröffentlichte:

Fahre herauf, du kristallener Wagen,
Klingender Morgen, so frisch und so klar!
Seidene Wimpel, vom Ostwind getragen,
Flattre, du rosige Wölkleinschar!

Siehe die Meere, sie schaukeln und branden,
Frohlich die Brise vom Morgenland weht,
Suhnend erfunkelt der Tau auf den Landen,
Weihbrunn zum heiligen Sonnengebet.

Tausendfach wollen die Blumen entriegeln
Aus ihrer Brust den gefangenen Gott;
Doch die vergoldeten Kreuze bespiegeln
Sich auf den Domen mit gleißendem Spott!

Singen nicht Lerchen dort hoch in den Lüften,
Schwenkend und ziehend im freudigen Zug?
Nein, aber aufwàrtsgeschwungen aus Grüften,
Sonnt sich ein kreischender Rabenflug!

Springt nicht ein Fischlein aus silberner Welle,
Das sich am lieblichen Lichte erfreut?
Ja, 's ist ein Hecht, der mit tuckischer Schnelle
Seinen täglichen Raub nur erneut!

Fahre hinüber auf klingenden Speichen,
Glänzender Morgen! noch ist es nicht Zeit;
Rosige Wimpel, und ihr mögt erbleichen!
Weh mir! schon weht ihr so blaß und so weit!

Fahre! – es träumet ein Riese auf Erden,
Dem es gar ahnend im Ohre erklingt.
Auf springt er einst, in den Zügel den Pferden,
Die zum Stehn der Gewaltige zwingt.

Heißt dann die Freiheit dem Wagen entsteigen
Mit ihrer ganzen herrlichen Fracht.
Mag sich die Sonne nur heben und neigen:
Schön ist der Tag dann und glücklich die Nacht!

GRUSS DER SONNE

Aus den braunen Schollen
Springt die Saat empor,
Grune Knospen rollen
Tausendfach hervor.

Und es ruft die Sonne:
Fort den blassen Schein!
Wieder will ich Wonne,
Glut und Leben sein!

Wieder wohlig zittern
Auf dem blauen Meer,
Oder zu Gewittern
Führen das Wolkenheer!

In den Frühlingsregen
Sieben Farben streun
Und auf Weg und Stegen
Meinen goldnen Schein!

Ruhn am Felsenhange,
Wo der Adler minnt,
Auf der Menschenwange,
Wo die Trane rinnt!

Dringen in der Herzen
Kalte Finsternis,
Blenden alle Schmerzen
Aus dem tiefsten Riß!

Bringt – ich bin die Sonne –
An das Kerkertor,
Was ihr habt gesponnen
Winterlang, hervor!

Alle finstern Hutten
Sollen Mann und Maus
Auf die Aue schütten,
An mein Licht heraus!

Mit all euren Schätzen
Lagert euch herum,
Wendet eure Fetzen
Vor mir um und um!

Daß durch jeden Schaden
Leuchten ich und dann
Mit dem goldnen Faden
Ihn verweben kann!

AM BRUNNEN

Wie strahlet ihr im Morgenschein,
Du rosig Kind, der Blutenbaum
Und dieser Brunnen frisch und rein –
Ein schonres Kleeblatt gibt es kaum.

Wie dreifach lieblich hat Natur
In euch sich lachelnd offenbart!
Aus deinem Aug grüßt ihre Spur
Des Wandrers stille Morgenfahrt.

Es ist, als käm' aus deinem Mund
Das Lied, das dort die Quelle singt,
Es ist, als tät' der Brunnen kund,
Was tief in deiner Seeele klingt!

Und wie der weiße Apfelbaum
Mit seinen Zweigen euch umweht,
Dies Bild, zart wie ein Morgentraum,
Ist ein geschautes Frühgebet!

Reich' einen Trunk, du klare Maid,
Vom Quell, der deine Kindheit sah!
Sein Rauschen sei dir allezeit,
Die Klarheit deinem Herzen nah!

Ich wünsche Segen deiner Hand
Zur Arbeit, wie zum Liebesbund,
Dem brävsten Burschen hie zu Land
Das keusche Ja von deinem Mund!

SONNENUNTERGANG

In Gold und Purpur tief verhüllt
Willst du mit deiner Leuchte scheiden,
Und ich, noch ganz von dir erfullt,
Soll, Sonne, dich nun plotzlich meiden?
Du hast mein Herz mit Lust entzundet,
Du allerschonste Konigin,
Wenn mir dein Strahlenantlitz schwindet,
Ist nicht das Leben tot und hin?

O reiche mir noch Einen Strahl
Des Lichtes, daß er auf mich falle
Und ich aus diesem Dämmertal
An deiner Hand hinüberwalle!
Laß mich an deinem Hofe weilen
Als lichte leichte Wolke nur,
Vor deinem Zuge kündend eilen
Als deines Glanzes schwächste Spur!

Sie geht, ich wende bang mich ab,
Es dunkt die Welt mich eine Kohle;
Was jungst nur Klarheit widergab,
Stäubt, Asche, unter meiner Sohle. –
Doch schau, wie ich gen Osten kehre,
Taucht mir ein neues Wunder auf:
Im rosig milden Nebelmeere
Beginnt der Silbermond den Lauf!

Der nach verlornen Strahlen jagt,
Ist er der Sonne Ährenleser?
Ist er, bis sie im Osten tagt,
Der goldnen Herrin Reichsverweser?
Ach, unsrer armen Mutter Erde
Ist er ja nur ein Lehenmann;
Und seht, mit glänzender Gebärde
Tut er die Lehnspflicht, wie er kann!

Er trägt das Licht durch Nacht und Graun
Getreu auf sanft erhellten Wegen,
Bis wir den Morgen wieder schaun
Und frisch die Erde taut im Segen.
Die Liebe wird den Ruhm nicht mindern,
Wenn Kleine mit den Kleinern gehn:
Die Sonne selbst samt ihren Kindern
Muß sich um größre Sterne drehn.

ABEND

Erste Fassung des Gedichtes «Sonnenuntergang» vom Jahre 1844
In «Gedichte» Heidelberg 1846.

In Gold und Purpur eingehüllt,
O Sonne! willst du scheiden?
Und ich, von Freuden überfüllt,
Soll plötzlich dich nun meiden?
Du hast mein Herz mit Lust entzündet,
Du allerschönste Konigin!
Wenn mir dein strahlend Antlitz schwindet,
Ist nicht das Feuer tot und hin?

O reiche mir noch einen Strahl,
Der bindend, helfend auf mich falle,
Daß ich aus diesem Dammertal
An deiner Hand hinuber walle!
Ich will dein treuer Page bleiben,
Dein Spiegel, wie das klare Meer,
Als Schafer deine Lämmer treiben,
Die Morgenwolken, vor dir her.

Als leichte, leichte Wolke nur
Laß mich an deinem Hofe weilen,
Als deines Glanzes schwächste Spur
Vor deinem Zuge kündend eilen!
Ich prag als Lehrer neue Lieder
Den Lerchen, deinen Kindern, ein.
Du willst mich nicht? du tauchest nieder?
Ich bin im Schatten und allein!

Ich wende mich verlassen ab,
Die Welt ist eine tote Kohle!
Was sonst die Klarheit widergab,
Stäubt, Asche, unter meiner Sohle.
Doch wie ich mich gen Osten kehre,
Steigt mir ein Wunder zaubrisch auf:
In einem weichen Rosenmeere
Beginnt der Mond den Elfenlauf.

Groß, magisch, wie ein Riesenstern,
Seh ich ihn überm Grünen hangen:
Er ist nicht kalt, er ist nicht fern,
Nein, warm und nah, wie zum Erlangen!
Ist er der Sonne Ährenleser,
Der nach verlornen Strahlen jagt?
Ist er der Sonne Reichsverweser,
Bis wieder sie im Osten tagt?

Es webt von Silber und Kristall
Ein Netz sich über alle Räume,
Wie feiner Elfenglöcklein Schall
Erklingt das sprode Laub der Bäume:
Das sind des Mondes Zitterstrahlen,
Die schlagen an die Blatter an –
Auf all dem Meer von Schein und Strahlen
Mein Auge schifft als leichter Kahn.

Und weil mein Herz am Westen noch,
Am Abendrote hängt mit Sehnen,
Fühl ich ein neues süßes Joch
Von Osten über mich sich dehnen.
Ich schwebe zwischen toten Wonnen
Und neuem Hoffen wunderbar
Wie eine Knospe eingesponnen,
Die erst noch am Ersterben war!

Es ist auf Erden keine Nacht,
Die nicht noch ihren Schimmer hatte!
So groß ist keines Unglücks Macht:
Ein Blumlein hangt in seiner Kette.
Und ist das Herz vom rechten Schlage,
So baut es sich ein Sternenhaus
Und macht die Nacht zum hellen Tage,
Wo sonst nur Asche, Schutt und Graus!

Der du im Unsichtbaren schwebst,
Doch immer in mir widerklingend!
Der du die goldnen Brücken webst,
Von Welten sie zu Welten schwingend,
Du hast ein Liebesband gewoben
Mir um das Herz so alt und krank,
Du hast mich aus dem Staub erhoben –
Du großer Weber, habe Dank!

ABENDREGEN

Langsam und schimmernd fiel ein Regen,
In den die Abendsonne schien;
Der Wandrer schritt auf schmalen Wegen
Mit dustrer Seele drunter hin.

Er sah die großen Tropfen blinken
Im Fallen durch den goldnen Strahl;
Er fühlt es kühl aufs Haupt ihm sinken
Und sprach mit schauernd süßer Qual:

Nun weiß ich, daß ein Regenbogen
Sich hoch um meine Stirne zieht,
Den auf dem Pfad, so ich gezogen,
Die heitre Ferne spielen sieht.

Und die mir hier am nächsten stehen,
Und wer mich wohl zu kennen meint,
Sie konnen selber doch nicht sehen,
Wie er versöhnend ob mir scheint.

So wird, wenn andre Tage kamen,
Die sonnig auf dies Heute sehn,
Um meinen fernen blassen Namen
Des Friedens heller Bogen stehn.

GEWITTERABEND

Es dämmert und dämmert den See herab,
Die Wasser sind gar so dunkel;
Doch wenn ob den Bergen der Blitzstrahl zuckt,
Was ist das für ein Gefunkel!

Dann tun dem Schiffer die Augen weh,
Er sputet sich ängstlich zu Lande,
Wo gaffend der Feierabend steht
Am grell erleuchteten Strande.

Die Leute freuen und furchten sich
Und wünschen ein gutes Ende
Und daß der Herr kein Hagelgericht
In ihren Krautgarten sende.

Jetzt zischt der Strahl in die laue Flut,
Rings spannen sich feurige Ketten;
Der blode Haufen ergreift die Flucht,
Sie verkriechen sich in die Betten.

Wenn Gott einen guten Gedanken hat,
Dann raunt man: « Es wetterleuchtet! »
Paß auf, Gesindel, daß nicht einmal
Er in die Wirtschaft dir leuchtet!

ABENDLIED AN DIE NATUR

Hüll ein mich in die grünen Decken,
Mit deinem Sauseln sing mich ein,
Bei guter Zeit magst du mich wecken
Mit deines Tages jungem Schein!
Ich hab mich müd in dir ergangen,
Mein Aug ist matt von deiner Pracht;
Nun ist mein einziges Verlangen,
Im Traum zu ruhn, in deiner Nacht.

Des Kinderauges freudig Leuchten
Schon fingest du mit Blumen ein,
Und wollte junger Gram es feuchten,
Du scheuchtest ihn mit buntem Schein.
Ob wildes Hassen, maßlos Lieben
Mich zeither auch gefangen nahm:
Doch immer bin ich Kind geblieben,
Wenn ich zu dir ins Freie kam!

Geliebte, die mit ew'ger Treue
Und ew'ger Jugend mich erquickt,
Du einz'ge Lust, die ohne Reue
Und ohne Nachweh mich entzuckt –
Sollt ich dir jemals untreu werden,
Dich kalt vergessen, ohne Dank,
Dann ist mein Fall genaht auf Erden,
Mein Herz verdorben oder krank!

O steh mir immerdar im Rücken,
Lieg ich im Feld mit meiner Zeit!
Mit deinen warmen Mutterblicken
Ruh auf mir auch im scharfsten Streit!
Und sollte mich das Ende finden,
Schnell decke mich mit Rasen zu;
O selig Sterben und Verschwinden
In deiner stillen Herbergsruh!

ABEND AUF GOLGATHA

Eben die dornige Krone geneiget, verschied der Erlöser,
Weißlich in dammernder Luft glänzte die Schulter des Herrn;
Siehe, da schwebte, vom tauigen Schimmer gelockt, die Phalane
Flatternd hernieder, zu ruhn dort, wo gelastet das Kreuz.
Langsam schlug sie ein Weilchen die sammtenen Flügel zusammen,
Breitet' sie aus und entschwand fern in die sinkende Nacht.
Nicht ganz blieb verlassen ihr Schopfer: den Pfeiler des Kreuzes
Hielt umfangen das Weib, das er zur Mutter sich schuf.

ROSENWACHT

Im Glase blüht ein frischer Rosenstrauß,
Daneben webt ein Jünglingsleben aus;
Ins Zimmer bricht der volle Abendglanz –
Welch schönes Bild in einen Totentanz!

Von rotem Golde taut das Sommerland,
Die Reb am Fenster und die Kammerwand,
Der Sterbenskranke und sein Linnentuch,
Das Kirchenmannlein und sein schwarzes Buch.

Du armer Dunkelmann, was suchst du hier?
Die Menschen nicht, noch Blumen lauschen dir!
Nach Westen neigen sie sich insgesamt:
Die Sonne halt das heil'ge Totenamt.

Wie abendschön des Kranken Antlitz glüht,
Daß kaum man ahnt, wie weiß der Tod da bluht!
Sein Nachtmahlkelch ist flüssig Sonnengold,
Wie durstig trinkt er diesen Liebessold!

Und scheidend winkt der letzte Sonnenstrahl,
Erkaltet und verglüht sind Berg und Tal,
Das junge Menschenkind ist bleich und tot,
Die Rosen sind geblieben frisch und rot.

So halten die Verganglichen die Wacht
Beim stillen Manne bis zur dritten Nacht;
Dann legen sie bescheiden ihr Gewand
Dem Herrn des Lebens in die Vaterhand.

ABENDLIED

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Loscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh,
Legt sich auch in ihre finstre Truh.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn,
Wie zwei Sternlein innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!

FRÜHLINGSBOTSCHAFT

Zum Gerichte rief der Frühling,
Und mit Strenge zu verfahren
Gegen ketzerisch verstockte
Übelsinnige Verzweiflung
Haben seine Heiligkeit
Bei der Sonne Glanz geschworen.

Und in grünem Feuer flammen
Alle Bäume nun auf Erden;
Jeder Baum ist eine Flamme!
Und geschürt sind alle Gluten,
Angefacht glühn alle Rosen,
Während die schismatisch grauen
Aufgelösten Nebelflocken
Klagend durch die Lüfte flattern,

Gleich verbrannter Ketzer Asche;
Doch der heilig ernste Himmel
Läßt sie ohne Spur verschwinden,
Und er schaut ins grune Feuer
Mit erbarmungsloser Bläue.

Habt ihr jetzo unter euch
Einen schlimmen und verschraubten,
Heuchlerischen und verstockten
Und verbohrten Hypochonder,
Der da zwischen Gut und Böse
Eigensinnig schwankt und zweifelt,
Weder warm noch kalt kann werden
Oder zu gerechtem Argwohn
Grund gibt, daß sein schwarzes Innres
Wohl ein ungeheures hohles
Aufgeblasnes Schisma berge:
Diesen legt nun auf die Folter,
Diesen lasset nun bekennen!
Bindet ihn mit jungem Efeu,
Werft ihn nieder auf die Rosen!
Gießt ihm Wein auf seine Zunge,
Tropfen flussig heißen Goldes,
Das den Mann zum Beichten zwingt,
Glas auf Glas, bis er bekennt!

Zeiget sich ein Hoffnungsfunke,
Nur ein Fünklein heitern Glaubens,
Nur ein Strahl des guten Geistes,
O so stellt ihn auf zur Linken,
Zur Belehrung und zur Beßrung!
O so stellt ihn, wo das Herz schlägt,
Auf der Menschheit frohe Linke,
Auf des Frühlings große Seite!

Sollt es sich jedoch ereignen,
Daß das peinliche Verfahren
Nichts enthullte, nichts ergäbe,
Was da nur der Rede wert,
Das Delirium des Rausches
Selbst nur eine dunkle Leere
Vor den Richtern offenbarte:
Schleunig laßt den Sunder laufen,
Jagt ihn stracks zur schnoden Rechten,
Wo Geheul und Zähneklappen,
Dummheit und Verdammnis wohnen!

FRÜHLINGSGLAUBE

Es wandert eine schone Sage
Wie Veilchenduft auf Erden um,
Wie sehnend eine Liebesklage
Geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Volkerfrieden
Und von der Menschheit letztem Glück,
Von goldner Zeit, die einst hienieden,
Der Traum als Wahrheit, kehrt zurück,

Wo einig alle Völker beten
Zum Einen Kónig, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wird's nur Eine Schmach noch geben,
Nur Eine Sünde in der Welt:
Des Eigen-Neides Widerstreben,
Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
Und boslich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren:
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

WIEDER VORWÄRTS!

Berghinan vom kuhlen Grund
Durch den Wald zum Felsenknauf
Haucht des Fruhlings holder Mund,
Tausend Augen tun sich auf.

Sachte zittert Reis an Reis,
Langt hinaus, noch halb im Traum,
Langt und sucht umher im Kreis
Fur drei grüne Blättlein Raum.

Doch mit lautem Wellensang
Weckt der Bach die Waldesruh,
Mitten drin am jahen Hang
Schläft ein Trumm von einer Fluh.

Das einst hoch am Silberquell
In des Berges Krone lag,
Nieder führt' an diese Stell
Es ein solcher Fruhlingstag.

Wo es hundert Jahre blieb
Hangen an der Eschenwurz;
Heute reißt der junge Trieb
Weiter es im Wassersturz.

Dröhnend springt's von Stein zu Stein,
Trunken von der wilden Flut,
Bis es dort am Wiesenrain
Schwindelnd unter Blumen ruht.

Du versteinte Herrlichkeit,
O wie tanzest du so schwer
Mit der tollen Fruhlingszeit –
Hinter dir kein Rückweg mehr!

BERGFRÜHLING

Der Lenz ist da, die Lauine fallt,
Sie rollt mit Tosen und Sausen ins Tal;
Ich hab mein Hüttlein daneben gestellt
Auf grünende Matten am sonnigen Strahl.

Und ob auch die Laue mein Hüttchen trifft
Und nieder es führt im donnernden Lauf –
Sobald wieder trocken die Alpentrift,
Bau ich mir singend ein neues auf.

Doch wenn in meines Landes Bann
Der Knechtschaft verheerende Löwin fällt,
Dann zünd ich selber die Heimstatt an
Und ziehe hinaus in die weite Welt!

Hinaus in die Welt, in das finstere Reich,
Zu dienen im Dunkel dem fremden Mann,
Ein armer Gesell, der die Sterne bleich
Der Heimat nimmer vergessen kann!

FRÜHLING DES ARMEN

Der Lenzwind tanzt auf Berg und Heide,
Jung Jvo taumelt wie im Traum,
Und zierlich schürzt die Birk' den Saum
An ihrem grunen Seidenkleide.
Sein Bundelchen im tollen Reigen
Wirft er empor zum lust'gen Ritt:
«O Birke! wieg auf deinen Zweigen
Mein armes Ranzel freundlich mit!

«Was macht der Haide Glanz so traurig
Mein arm unwissend Bubenherz?
Was bettelt es und was begehrt's,
Das mich durchwallt so suß und schaurig?
Tief möcht ich in den Himmel greifen,
Und meine Lippen zucken leis –
O könnt ich singen oder pfeifen,
Was mir im Blute gart so heiß!

«Am Bach sah ich mein Madchen stehen,
O traute Birk! im Morgenstrahl,
Dann aber froh aus unserm Tal
Mit Wanderschritten eilend gehen.
Sie ist dies Jahr so schon geworden,
Ich sah's mit jahem Schrecken ein!
Was aber soll im Bettlerorden
Der reichen Schonheit Prunk und Schein!

«Was schiert mich all dies stolze Blühen?
Beschränke dich, du eitle Brust;
Umsonst! mich will die fremde Lust
Weit in die dunkle Ferne ziehen!
Du liebe Schwester Birke, senke
Mein Säcklein wieder frei herab
Und einen deiner Äste schenke
Mir noch zum grünen Bettelstab!

« Ich wandre, bis das Land ich finde,
Das beßre, wo der armste Mann
Ein Quentlein Hoffnung kaufen kann
Fur einen Deut von Birkenrinde.
Dann wird mein Stecken bald zu Golde,
Das schonste Schloß ersturm ich frisch,
Drin sitzt als Gluck mein Kind, das holde,
Und winkt mir lachelnd an den Tisch! »

GEWITTER IM MAI

In Blüten schwamm das Frühlingsland,
Es wogte weiß in schwuler Ruh;
Der dunkle feuchte Himmel band
Mir schwer die feuchten Augen zu.

Voll Reu und Leid hatt ich den Mai
Gegrußt und seinen bunten Flor;
Nun zog er mir im Schlaf vorbei,
Vertraumt von dem vergrämten Tor!

Da war ein Donnerschlag geschehn,
Ein einziger; den Berg entlang
Hört ich Erwachender vergehn
Erschrocken seinen letzten Klang:

« Steh auf! steh auf! entraffe dich
Der trägen tatenlosen Reu! »
Durch Tal und Herz ein Schauer strich,
Das Leben blühte frisch und neu.

ZUR ERNTEZEIT

1

Das ist die üppige Sommerzeit,
Wo alles so schweigend blüht und glüht,
Des Juli stolzierende Herrlichkeit
Langsam das schimmernde Land durchzieht.

Ich hör ein heimliches Dröhnen gehn
Fern in des Gebirges dämmerndem Blau;
Die Schnitter so stumm an der Arbeit stehn,
Sie schneiden die Sorge auf brennender Au.

Sie sehnen sich nach Gewitternacht,
Nach Sturm und Regen und Donnerschlag,
Nach einer wogenden Freiheitsschlacht
Und einem entscheidenden Völkertag!

2

Es deckt der weiche Buchenschlag
Gleich einem grünen Sammtgewand,
Soweit mein Auge reichen mag,
Das hügelübergoßne Land.

Und sachte streicht darüber hin
Mit linder Hand ein leiser West,
Der Himmel hoch mit stillem Glühn
Sein blaues Aug drauf ruhen läßt.

Mir ist, ich trag' ein grünes Kleid
Von Sammet und die weiche Hand
Von einer schweigsam holden Maid
Strich' es mit ordnendem Verstand.

Wie sie so freundlich sich bemüht,
Duld ich die leichte Unruh gern,
Indes sie mir ins Auge sieht
Mit ihres Auges blauem Stern.

Uns beiden ist, dem Land und mir,
So innerlich, von Grund aus, wohl –
Doch schau, was geht im Feldweg hier,
Den Blick so scheu, die Wange hohl?

Ein Heimatloser sputet sich
Waldeinwärts durch den grunen Plan –
Das Menschenelend krabbelt mich
Wie eine schwarze Wolfsspinn' an!

WALDLIEDER

I

Arm in Arm und Kron an Krone steht der Eichenwald verschlungen,
Heut hat er bei guter Laune mir sein altes Lied gesungen.

Fern am Rande fing ein junges Bäumchen an sich sacht zu wiegen,
Und dann ging es immer weiter an ein Sausen, an ein Biegen;

Kam es her in mächt'gem Zuge, schwoll es an zu breiten Wogen,
Hoch sich durch die Wipfel wälzend kam die Sturmesflut gezogen.

Und nun sang und pfiff es graulich in den Kronen, in den Luften,
Und dazwischen knarrt' und drohnt' es unten in den Wurzelgruften.

Manchmal schwang die hochste Eiche gellend ihren Schaft alleine,
Donnernder erscholl nur immer drauf der Chor vom ganzen Haine!

Einer wilden Meeresbrandung hat das schöne Spiel geglichen;
Alles Laub war, weißlich schimmernd, nach Nordosten hingestrichen.

Also streicht die alte Geige Pan der Alte laut und leise,
Unterrichtend seine Walder in der alten Weltenweise.

In den sieben Tönen schweift er unerschopflich auf und nieder,
In den sieben alten Tonen, die umfassen alle Lieder.

Und es lauschen still die jungen Dichter und die jungen Finken,
Kauernd in den dunklen Büschen sie die Melodien trinken

2

Aber auch den Föhrenwald
Laß ich mir nicht schelten,
Wenn mein Jauchzen widerhallt
In dem sonnerhellten!

Heiter ist's und aufgeräumt
Und das Wehn der Fohren,
Wenn die Luft in ihnen träumt,
Angenehm zu hören!

Schlanken Riesenkindern gleich
Stehn sie da im Bunde,
Jedes erbt ein kleines Reich
Auf dem grünen Grunde.

Aber oben eng verwebt,
Eine Bürgerkrone
Die Genossenschaft erhebt
Stolz zum Sonnenthrone.

Schmach und Gram umfängt sie nie,
Nimmer Lebensreue;
Schnell und mutig wachsen sie
In des Himmels Bläue.

Wenn ein Stamm im Sturme bricht,
Halten ihn die Brüder;
Und er sinkt zur Erde nicht,
Schwebend hangt er nieder.

Lieg ich so im Farrenkraut,
Schwindet jede Grille,
Und es wird das Herz mir laut
In der Fohrenstille.

Weihrauchwolken ein und aus
Durch die Räume wallen –
Bin ich ein Gotteshaus
Etwan eingefallen?

Doch der Unsichtbare läßt
Lächelnd es geschehen,
Wenn mein wildes Kirchenfest
Hier ich will begehen!

AM FLIESSENDEN WASSER

1

Hell im Silberlichte flimmernd
Zieht und singt des Baches Welle,
Goldengrün und tiefblau schimmernd
Kußt sie flüchtig die Libelle;
Und ein drittes kommt dazu,
Eine Blute hergeschwommen:
Alle haben drauf im Nu
Heitern Abschied schon genommen.

Und die Esche beugt sich druber,
Schaut in Ruh das holde Treiben,
Denkt: Ihr Lieben, zieht vorüber,
Ich will grünen hier und bleiben!
Und ich unterm Eschenbaum:
Was soll denn mit mir geschehen
In dem reizend leichten Traum?
Soll ich bleiben? Soll ich gehen?

2

Ich liege beschaulich
An klingender Quelle
Und senke vertraulich
Den Blick in die Welle;
Ich such in den Schaumen,
Weiß selbst nicht, wonach?
Verschollenes Träumen
Wird in mir wach.

Da kommt es gefahren
Mit lächelndem Munde
Vorüber im klaren
Kristallenen Grunde
Das alte vertraute,
Das Weltangesicht!
Sein Aug auf mich schaute
Mit äth'rischem Licht.

Wohin ist's geschwommen
Im Wellengewimmel?
Woher ist's gekommen?
Vom blauenden Himmel!
Denn als ich ins Weben
Der Wolken gesehn,
Da sah ich noch eben
Es dort vergehn.

Ich seh es fast immer,
Wenn's windstill und heiter,
Und stets macht sein Schimmer
Die Brust mir dann weiter;
Doch wenn sein Begegnen
Der Seele Bedarf,
Im Stürmen und Regnen
Auch seh ich es scharf.

3

Ein Fischlein steht am kühlen Grund,
Durchsichtig fließen die Wogen,
Und senkrecht ob ihm hat sein Rund
Ein schwebender Falk gezogen.

Der ist so lerchenklein zu sehn
Zuhochst im Himmelsdome;
Er sieht das Fischlein ruhig stehn,
Glanzend im tiefen Strome!

Und dieses auch hinwieder sieht
Ins Blaue durch seine Welle;
Ich glaube gar, das Sehnen zieht
Eins an des andern Stelle!

4

Sah ich eine junge Welle,
Die durch Alpenrosen floß
Und sich rauschend mit der Quelle,
Mit dem Strom ins Tal ergoß.

Schien der Himmel drin versunken,
Und war doch so leicht und klar,
Und ich hab davon getrunken,
Wie so frisch und rein sie war!

Bin dann auf dem Meer gelegen,
Wo das Kreuz am Himmel steht;
Nicht konnt unser Schiff sich regen,
In der Glut kein Lüftchen weht'!

Schaut' ich in die Wasser nieder,
In die Tiefen unverwandt,
Und sah meine Welle wieder
Aus den Bergen, wohlbekannt.

Von dem heißen Strahl durchzittert,
Ja, sie war es, deutlich, nah!
Doch versalzen und verbittert,
Still und mutlos lag sie da.

REGENSOMMER

Nasser Staub auf allen Wegen!
Dorn und Distel hangt voll Regen
Und der Bach schreit wie ein Kind!
Nirgends blüht ein Regenbogen!
Ach, die Sonn ist weggezogen
Und der Himmel taub und blind!

Traurig ruhn des Waldes Lieder,
Alle Saat liegt siech darnieder.
Fröstelnd schläft der Wachtel Brut.
Jahreshoffnung – fahler Schimmer!
Mit den Menschen steht's noch schlimmer:
Kalt und träge schleicht ihr Blut!

Krankes Weib am Findelsteine
Mit dem Saugling, weine! weine
Trostlos oder hoffnungsvoll:
Nicht im Feld und auf den Bäumen –
In den Herzen muß es keimen,
Wenn es besser werden soll!

Fleh zu Gott, der ja die Saaten
Und das Menschenherz beraten,
Bete heiß und immerdar,
Daß er, unsre Not zu wenden,
Wolle Licht und Wärme senden
Und ein gutes Menschenjahr!

IN DUFT UND REIF

Im Herbst verblichen liegt das Land,
Und durch die grauen Nebel bricht
Ein blasser Strahl vom Waldesrand,
Den Mond doch selber sieht man nicht.

Doch schau! der Reif wird Blütenstaub,
Ein Lorbeerhain der Tannenwald,
Das falbe, halb erstorbne Laub
Wie bunte Blumenwogen wallt!

Ist es ein Traumbild, das mir lacht?
Ist's Frühlingstraum vom neuen Jahr?
Die Freiheit wandelt durch die Nacht
Mit wallend aufgelöstem Haar!

Und wandelnd späht sie rings und lauscht,
Die bleiche, hohe Konigin,
Und ihre Purpurschleppe rauscht
Leis über dunkle Gräber hin.

Sie hat gar eine reiche Saat
Verborgen in der Erde Schoß;
Sie forscht, ob die und jene Tat
Nicht schon in grüne Halme sproß.

Sie drückt ein Schwert an ihre Brust,
Das blinkt im weißen Dämmerlicht;
Sie bricht in wehmutvoller Lust
Manch blutiges Vergißmeinnicht. –

Es ist auf Erden keine Stadt,
Es ist kein Dorf, dess stille Hut
Nicht einen alten Kirchhof hat,
Darin ein Freiheitsmärt'rer ruht.

GHASEL

Herbstnächtliche Wolken, sie wanken und ziehn
Gleich fieberisch träumenden Kranken dahin;
Auf Bergwald und Seele die Dusternis ruht,
Ob kalt sie auch Wind und Gedanken durchfliehn.
Klar strahlend jedoch tritt hervor nun der Mond,
Und weithin die Nebel entschwanken um ihn;
Geh auf auch im Herzen mir, lieblicher Stern,
Dem immer die Schatten noch sanken dahin!

HERBSTNACHT

Als ich, ein Kind, am Strome ging,
Wie ich da fest am Glauben hing,
Wenn ich den Wellen Blumen gab,
So zogen sie zum Meer hinab.

Nun hält die schwarz verhüllte Nacht
Erschauernd auf den Wäldern Wacht,
Weil bald der Winter, kalt und still,
Doch tödlich mit ihr ringen will.

Schon rauscht und wogt das weite Land
Geschüttelt von des Sturmes Hand,
Es braust von Wald zu Wald hinauf,
Entlang des Flusses wildem Lauf.

Da schwimmt es auf den Wassern her;
Wie ein ertrunknes Völkerheer
Schwimmt Leich an Leiche, Blatt an Blatt,
Was schon der Streit verschlungen hat.

Das ist das tote Sommergrun,
Das zieht zum fernen Weltmeer hin –
Ade, ade, du zarte Schar,
Die meines Herzens Freude war!

Sing's in die Niedrung, dunkle Flut:
Hier oben glimmt ein heißes Blut,
Wie Haidefeuer einsam gluht,
An dem die Welt vorüber zieht!

SONNTAGSJÄGER

Es lässet sich mit aller Kraft
Ein Horn im Walde hören;
Ich krieg ein altes Rohr beim Schaft
Und schlendre in die Föhren.

Der Wald, der macht mir vielen Spaß,
Er flunkert in der Sonnen;
Der Reif hat wie mit Jungfernglas
Die Nadeln übersponnen.

Da hüpft ein junger Has daher
Und spielt vor mir im Grase;
Ich brenne so von ungefähr
Mein Schrot ihm auf die Nase.

Es ist, als schrie' er: « Gott vergelt's! »
Mit kläglicher Gebärde;
Sein rotes Blütlein färbt den Pelz
Und macht sich in die Erde.

Was stierst du so, du Haidekind,
Im Sterben immer dümmer?
Du siehst mich, wie die andern sind,
Nicht besser und nicht schlimmer!

Und als das Haslein ausgeschnappt,
Hab ich es heimgetragen –
Doch freilich schon genug gehabt
Von Weidmanns Heil und Jagen!

FELDBEICHTE

Im Herbst, wenn sich der Baum entlaubt,
Nachdenklich wird und schweigend,
Mit Reif bestreut sein welkes Haupt,
Fromm sich dem Sturme neigend:

Da geht das Dichterjahr zu End,
Da wird mir ernst zu Mute;
Im Herbst nehm ich das Sakrament
In jungem Traubenblute.

Da bin ich stets beim Abendrot
Allein im Feld zu finden,
Da brech ich zag mein Stücklein Brot
Und denk an meine Sünden.

Ich richte mir den Beichtstuhl ein
Auf odem Haideplatze;
Der Mond, der muß mein Pfaffe sein
Mit seiner Silberglatze.

Und wenn er grämlich zögern will,
Der Last mich zu entheben,
Dann ruf ich: « Alter, schweig nur still,
Es ist mir schon vergeben!

Ich habe längst mit Not und Tod
Ein Wörtlein schon gesprochen! »
Dann wird mein Pfaff vor Ärger rot
Und hat sich bald verkrochen.

TRÜBES WETTER

Es ist ein stiller Regentag,
So weich, so ernst, und doch so klar,
Wo durch den Dammer brechen mag
Die Sonne weiß und sonderbar.

Ein wunderliches Zwielicht spielt
Beschaulich uber Berg und Tal;
Natur, halb warm und halb verkühlt,
Sie lachelt noch und weint zumal.

Die Hoffnung, das Verlorensein
Sind gleicher Stärke in mir wach;
Die Lebenslust, die Todespein,
Sie ziehn auf meinem Herzen Schach.

Ich aber, mein bewußtes Ich,
Beschau das Spiel in stiller Ruh,
Und meine Seele rüstet sich
Zum Kampfe mit dem Schicksal zu.

STILLER AUGENBLICK

Fliehendes Jahr, in duftigen Schleiern
Streifend an abendrötlichen Weihern
Wallest du deine Bahn;
Siehst mich am kühlen Waldsee stehen,
Wo an herbstlichen Uferhohen
Zieht entlang ein stummer Schwan.

Still und einsam schwingt er die Flügel,
Tauchet in den Wasserspiegel,
Hebt den Hals empor und lauscht;
Taucht zum andern Male nieder,
Richtet sich auf und lauschet wieder,
Wie's im flüsternden Schilfe rauscht.

Und in seinem Tun und Lassen
Will's mich wie ein Traum erfassen,
Als ob's meine Seele wär,
Die verwundert über das Leben,
Über das Hin- und Widerschweben,
Lugt' und lauschte hin und her.

Atme nur in vollen Zügen
Dieses friedliche Genügen
Einsam auf der stillen Flur!
Und hast du dich klar empfunden,
Mögen enden deine Stunden,
Wie zerfließt die Schwanenspur!

HERBSTLIED

Laßt uns auf alle Berge gehen,
Wo jetzt der Wein zu Tale fließt,
Und uberall am nachsten stehen,
Wo sich der Freude Quell ergießt,
Uns tief in allen Augen spiegeln,
Die durch das Rebenlaub erglühn!
Laßt uns das letzte Lied entriegeln,
Wo noch zwei rote Lippen bluhn!

Seht, wie des Mondes Antlitz gluhend
Im Rosenscheine aufersteht,
Indes die Sonne, freudesprühend,
Den Leib im Westmeer baden geht!
Wie auf der Jungfraun einer Wange
Der Widerschein des Mondes ruht,
Dieweil, erhöht vom Niedergange,
Erglänzt der andern Purpurblut.

O küsset schnell die Himmelszeichen,
Eh sich verdunkelt die Natur!
Mag dann der Abglanz auch erbleichen,
Im Herzen loht die schönre Spur!
Mag sich, wer zu dem süßen Leben
Der Lieb im Lenz das Wort nicht fand,
Der holden Torheit nun ergeben,
Den Brausebecher in der Hand!

Wohl wird man edler durch das Leiden
Und strenger durch erlebte Qual;
Doch hoch ergluhn in guten Freuden,
Das adelt Seel und Leib zumal.

Und liebt der Himmel seine Kinder,
Wo Tranen er durch Leid erpreßt,
So liebt er jene drum nicht minder,
Die er vor Freude weinen laßt!

Und sehnen blasse Gramgenossen
Sich nach dem Grab in ihrer Not,
Wem hell des Lebens Born geflossen,
Der scheut noch weniger den Tod!
Taucht euch ins Bad der Lust, ins klare,
Das euch die kurze Stunde gönnt,
Daß auch für alles heilig Wahre
Ihr jede Stunde sterben konnt!

LAND IM HERBSTE

Die alte Heimat seh ich wieder,
Gehullt in herbstlich feuchten Duft;
Er träufelt von den Baumen nieder,
Und weithin dammert grau die Luft.

Und grau ragt eine Flur im Grauen,
Drauf geht ein Mann mit weitem Schritt
Und streut, ein Schatten nur zu schauen,
Ein graues Zeug, wohin er tritt.

Ist es der Geist verschollner Ahnen,
Der kaum erstrittnes Land besät,
Indes zu Seiten seiner Bahnen
Der Speer in brauner Erde steht?

Der aus vom Kampf noch blut'gen Handen
Die Korner in die Furche wirft,
So mit dem Pflug von End zu Enden
Ein jungst vertriebnes Volk geschurft?

Nein, den Genossen meines Blutes
Erkenn ich, da ich ihm genaht,
Der langsam schreitend, schweren Mutes
Die Flur bestaubt mit Aschensaat.

Die mude Scholle neu zu starken,
Laßt er den toten Staub verwehn;
So seh ich ihn in seinen Werken
Gedankenvoll und einsam gehn.

Grau ist der Schuh an seinem Fuße,
Grau Hut und Kleid, wie Luft und Land;
Nun reicht er mir die Hand zum Gruße
Und farbt mit Asche mir die Hand.

Das alte Lied, wo ich auch bliebe,
Von Mühsal und Verganglichkeit!
Ein wenig Freiheit, wenig Liebe,
Und um das Wie der arme Streit!

Wohl hör ich grüne Halme flüstern
Und ahne froher Lenze Licht;
Wohl blinkt ein Sichelglanz im Düstern,
Doch binden wir die Garben nicht!

Wir dürfen selbst das Korn nicht messen,
Das wir gesät aus toter Hand;
Wir gehn und werden bald vergessen,
Und unsre Asche fliegt im Land!

FAHREWOHL

Den Linden ist zu Fußen tief
Das dürre Laub geblieben;
Am Himmel steht ein Scheidebrief
Ins Abendrot geschrieben.

Die Wasser glanzen still und kühl,
Ein Jahr ist drin ertrunken;
Mir ist ein schauernd Grabgefuhl
Ins warme Herz gesunken.

Du schöne Welt! muß wohl ich bald
In diese Blätter sinken,
Daß andres Herz und andrer Wald
Die Frühlingslüfte trinken?

Wenn du für meines Wesens Raum
Ein Beßres weißt zu finden,
Dann laß mich aus dem Lebenstraum
Rasch und auf ewig schwinden!

ERSTER SCHNEE

Wie nun alles stirbt und endet
Und das letzte Lindenblatt
Müd sich an die Erde wendet
In die warme Ruhestatt,
So auch unser Tun und Lassen,
Was uns zügellos erregt,
Unser Lieben, unser Hassen
Sei zum welken Laub gelegt.

Reiner weißer Schnee, o schneie,
Decke beide Gräber zu,
Daß die Seele uns gedeihe
Still und kühl in Wintersruh!
Bald kommt jene Frühlingswende,
Die allein die Liebe weckt,
Wo der Haß umsonst die Hande
Dräuend aus dem Grabe streckt.

IM SCHNEE

Wie naht das finster türmende
Gewölk so schwarz und schwer!
Wie jagt der Wind, der stürmende,
Das Schneegestöber her!

Verschwunden ist die blühende
Und grüne Weltgestalt;
Es eilt der Fuß, der fliehende,
Im Schneefeld naß und kalt.

Wohl dem, der nun zufrieden ist
Und innerlich sich kennt!
Dem warm ein Herz beschieden ist,
Das heimlich loht und brennt!

Wo, traulich sich dran schmiegend, es
Die wache Seele schürt,
Ein perlend, nie versiegendes
Gedankenbrauwerk rührt!

WINTERSPIEL

Verschlossen und dunkel ist um und um
Mein winterlich Herz zu schauen;
Doch innen, da ist es leuchtend und hell
Und dehnen sich grunende Auen.

Da stell ich den Frühling im kleinen auf
Mit Rosengarten und Bronnen,
Und spann ich ein zierliches Himmelsgezelt
Mit Regenbogen und Sonnen.

Da entzund ich Morgen- und Abendrot
Und lasse die Nachtigall schlagen,
Schlank gehende, bluhende Jungfraulein
Meergrüne Gewänder tragen.

Dann ändr ich die Szene, dann laß ich mit Macht
Den gewaltigen Sommer ergluhen,
Die Schnitter auf goldenen Garben ruhn,
Blutrot das Mohnfeld blühen.

Dann plötzlich erhell ich mit Wetterschein
Mein Herz und füll es mit Stürmen,
Laß Schiffe und Männer zu Grunde gehn,
Dann « Feuer » auf Bergen und Türmen!

Hei! Revolution und Mordgeschrei
Mit Galgen und Guillotinen!
Gekopfte Könige, wahnsinnig Volk,
Konvente und Höllenmaschinen!

Nun ist mein Busen der Greveplatz
Voll Pobels und blutiger Leichen;
Ich sehe mich selber im dicksten Gewühl
Entsetzt und todblaß schleichen.

Es wird mir so bang, kaum find ich die Kraft,
Den Greuel noch wegzuhauchen;
Braun dammert ein Moor, ich liege tot,
Wo verlassene Trummer rauchen.

Wie alles so stumm und erstorben ist,
So trag ich mich schweigend zu Grabe
Und pflanz ein schwarzes Kreuz darauf,
Das ich selber gezimmert habe.

Ich schreibe darauf: « Hier ist ins Gras
Ein spielender Traumer gekrochen;
Wohl ihm und uns: war die Welt von Glas,
Er hatte sie lange zerbrochen! »

WINTERNACHT

Nicht ein Flugelschlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weiße Schnee.
Nicht ein Wolklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror;
An den Ästen klomm die Nix herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied;
Dicht ich unter meinen Füßen sah
Ihre weiße Schonheit Glied um Glied.

Mit ersticktem Jammer tastet' sie
An der harten Decke her und hin –
Ich vergeß das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn!

ERSTES LIEBEN

JUGENDGEDENKEN

Ich will spiegeln mich in jenen Tagen,
Die wie Lindenwipfelwehn entflohn,
Wo die Silbersaite, angeschlagen,
Klar, doch bebend, gab den ersten Ton,
Der mein Leben lang,
Erst heut noch, widerklang,
Ob die Saite längst zerrissen schon;

Wo ich ohne Tugend, ohne Sünde,
Blank wie Schnee vor dieser Sonne lag,
Wo dem Kindesauge noch die Binde
Lind verbarg den blendend hellen Tag:
Du entschwundne Welt
Klingst uber Wald und Feld
Hinter mir wie ferner Wachtelschlag.

Wie so fabelhaft ist hingegangen
Jener Zeit bescheidne Fruhlingspracht,
Wo, von Mutterliebe noch umfangen,
Schon die Jugendliebe leis erwacht,
Wie, vom Sonnenschein
Durchspielt, ein Edelstein,
Den ein Glucklicher ans Licht gebracht.

Wenn ich scheidend einst muß überspringen
Jene Kluft, die keine Brucke tragt,
Wird mir nicht ein Lied entgegenklingen,
Das bekannt und ahnend mich erregt?
O die Welt ist weit!
Ob nicht die Jugendzeit
Irgendwo noch an das Herz mir schlagt?

Träumerei! Was sollten Jene hoffen,
Die nie sahn der Jugend Lieblichkeit,
Die ein unnaturlich Loos getroffen,
Frucht zu bringen ohne Blutenzeit?
Ach, was man nicht kennt,
Danach das Herz nicht brennt
Und bleibt kalt dafur in Ewigkeit!

In den Waldeskronen meines Lebens
Atme fort, du kuhles Morgenwehn!
Heiter leuchte, Frühstern guten Strebens,
Laß mich treu in deinem Scheine gehn!
Rankend Immergrun
Soll meinen Stab umblühn,
Nur noch Ein Mal will ich rückwarts sehn!

DER NACHTSCHWÀRMER

Von heißer Lebenslust entglüht,
Hab ich das Sommerland durchstreift,
Daruber ist der Tag verblüht
Und zu der schonsten Nacht gereift.
Ich steige auf des Berges Rücken
Zur Kanzel von Granit empor
Und beuge mich mit trunknen Blicken
In die entschlafne Landschaft vor.

Am andern Berge drüben steht
Im Sternenschein der Liebe Haus,
Aus seinem offnen Fenster weht
Ein Vorhang in die Nacht hinaus;
Das ist fürwahr ein luftig Gitter,
Das mir das Fräulein dort verschließt,
Nur schade, daß mir armen Ritter
Der tiefe Strom dazwischen fließt!

So will ich ihr ein Standchen bringen,
Das weithin durch die Lufte schallt,
Und spiele du zu meinem Singen,
O Geist der Nacht, auf Tal und Wald!
Den Wind laß mit den Tannen kosen,
Die wie gespannte Saiten stehn,
Und mit der Wellen fernem Tosen
Der Nachtigallen Chor verwehn!

Im Osten zieht ein Wetter hin,
Das stellen wir als Helfer an:
Wie leuchtend schwingt sein Tamburin
Am Horizonte der Titan!
Die Muhlen sind die Zitherschläger
Beim Wassersturz im Felsengrund;
Im Wagen fahrt mein Fackelträger
Hoch vor mir her am Himmelsrund!

Nun will ich singen überlaut
Vor allem Land, das grünt und blüht,
Es ist kein Turm so hoch gebaut,
Daruberhin mein Sang nicht zieht!
So eine kuhne Brücke schlagend,
Such ich zu ihrem Ohr den Weg:
Betritt im Traum das Seelchen zagend
Des wilden Lärmers schwanken Steg?

DIE MITGIFT

Ich ging am grunen Berge hin,
wo sich der Weih im Äther wiegt
Und reisemud der Sonnenstrahl
ausruhend auf der Quelle liegt,
Wo wilde Rosen einsam bluhn,
die Fohre hoch den Gipfel kränzt
Und druberhin noch eine Burg
von weißen Sommerwolken glanzt.

Und wie in solcher Weihezeit
der Herr der Welt schon zu mir trat,
Erschien er jetzo in des Bergs
noch frisch ergrunter Eichensaat;
Der jungen Stamme schlanke Schar
umschwankte sauselnd seine Knie,
So groß und herrlich ging er her
vor meiner regen Phantasie!

Sein Haupthaar war wie Morgengold
und wallte gar so reich und schwer,
Und in den klaren Augen ruht'
ein ätherblaues Liebemeer;
Ein Regenbogen gürtete
sein Kleid mit edler Farbenlust;
Er trug 'nen duft'gen Blütenstrauß
von jungen Linden an der Brust.

Es traf mich seiner Augen Licht
wie wolkenlos ein Tag im Mai,
Und als er meinen Namen sprach,
erhob mein Haupt ich stolz und frei.

Ich wuchs und rankte rasch empor,
daß ich mir selbst ein Wunder schien,
Und wandelte mit leichtem Schritt
an Gottes hoher Seite hin.

Und nun erzählte plaudernd ich
dem Herrn mein irdisch Tun und Sein;
Doch alles dies besteht ja nur
in dir, du gutes Kind, allein!
Aus vollem Herzen sprach ich drum
von dir, von dir die ganze Zeit;
Er aber spiegelt' lachelnd sich
in meiner frohen Seligkeit.

Dann trug ich ihm auch klagend vor,
wie ich so sehr ein armes Blut,
Und bat darauf um Haus und Hof,
um Tisch und Schrein, um Geld und Gut,
Um Garten, Feld und Rebenland,
um eine ganze Heimat traut,
Darin ich dich empfangen könnt
als myrtenschone Schleierbraut.

Es mußte doch einmal geschehn,
drum schilt mich nicht und werd nicht rot!
Hör an, was mir der Herr fur dich
für eine wackre Mitgift bot!
Er sprach: « Zu wenig und zu viel
hast du verlangt, mein lieber Sohn!
Drum tu ich dir noch viel dazu
und nehm ein wenig auch davon.

Nicht Haus und Hof verleih ich euch,
doch meine ganze große Welt,
Darinnen ihr euch lieben könnt,
wie's euren Herzen wohlgefallt;

Zwei jungen Seelen ist zu eng
das große Haus, sei's noch so weit;
Doch finden sie noch eben Raum
in meiner Schopfung Herrlichkeit.

Der ganze Lenz soll euer sein,
so weit nur eine Blume blüht,
Doch nicht das allerkleinste Land,
um das sich eine Hecke zieht.
Kein Prunkgetafel geb ich euch,
kein Silberzeug, kein Kerzenlicht,
Weil sich ob Silberbronnenglanz
Goldstern an Stern zum Kranze flicht.

Und alles soll besonders blühn
für euch und schoner, wo ihr geht,
Dieweil euch in mein Paradies
ein eigen Pfortlein offen steht.
So führe deine junge Braut
getrost in deine Wirtschaft ein,
Brautführer soll mein lieblichster
und allerschönster Fruhling sein!

Hofjungfer soll die Anmut sein
bei deines Herzens Königin,
Ihr hübscher flinker Page sei
ein immergrüner Jugendsinn!
Zum Haushofmeister geb ich euch
ein unvergänglich Gottvertraun,
Es ist ein klug erfahrner Mann,
und Felsen dürft ihr auf ihn baun! »

Ist unser Haus nicht gut bestellt
und auserlesen das Gesind?
So zaudre nun nicht länger mehr
und folge mir, du blödes Kind!

Ich glaub, auf deinen Wangen spielt
vom Morgenrot ein Widerschein:
Sobald die Sonn am Himmel steht,
will ich als Freier bei dir sein.

LIEBCHEN AM MORGEN

Die Sonne fahrt durchs Morgentor
Goldfunkelnd über den Bergen,
Und wie zwei Veilchen im frühen Mai,
Zwei blaue Augen klar und frei,
Die lachen auf ihren Wegen
Geöffnet ihr entgegen.

Glück auf, mein Liebchen ist erwacht
Mit purpurroten Wangen!
Ihr Fenster glitzert im Morgenstrahl
Und alle Blumen in Garten und Tal
Erwarten sie mit Sehnen,
Die Äuglein voller Tränen.

Es ist nichts Schöneres in der Welt
Als diese grüne Erde,
Wenn man darauf ein Schätzlein hat,
Das still und innig, früh und spat,
Für einen lebt und blühet,
Ein heimlich Feuerlein, glühet.

« Hallo, du später Jägersmann,
Was reibst du deine Augen? »
Ich hab die ganze Nacht geschwärmt
Und mich am Mondenschein gewärmt,
Und steige frisch und munter
Vom hohen Berg herunter.

Mein Madchen durch den Garten geht
Und singt halblaute Weisen;
Mich dünkt, ich kenne der Lieder Ton.
Was gilt's, ich habe sie alle schon
Heut nacht dort oben gesungen!
Sie sind heruber geklungen.

HIMMELSLEITER

Müde saß ich in der Dammrung
Von des Tages Larm und Staube,
Eingelullt von Abendsauseln,
Schlummernd in der Rebenlaube;
Da begann von Licht und Blumen
Gar ein seltsam schimmernd Weben
Und ein Spielen vor den Augen
Gleich dem Ranken goldner Reben.

Rote Rosen, weiße Rosen,
Primeln, Tulpen und Narzissen,
Sterne, Kelche hundertfarbig
Sah ich durcheinander sprießen.
Purpur, Gold, Azur und Silber
Flimmerten in Wechseltonen,
Lila, Rosa, zartes Laubgrün
Mußten Glanz mit Glanz versohnen.

O, das war ein schöner Reigen,
Wie die Farben all ihn tanzten,
Wie die Blütenstern' und Glocken
Kreisend sich in Beete pflanzten!
Aber in den Wundergarten
Senkte eine Jakobsleiter
Von zwei Strahlen sanft sich nieder
Aus zwei Sternen bläulich heiter!

Kleine blonde Liebesengel
schwebten daran auf und nieder,
Stiegen in den blauen Himmel,
Kehrten in mein Herze wieder,
Weckten andre Engelknaben,
Welche träumend drinnen schliefen
Und darauf, mit jenen spielend,
Kosend durch die Blumen liefen.

Und die aus dem Himmel kamen,
Wollten meines Herzens Kinder
Ringend mit sich aufwarts ziehen;
Aber diese auch nicht minder
Hielten stand und kämpften wacker,
Bis sie jene bald umschlangen,
Hielten sie in meines Herzens
Beiden Kammerlein gefangen.

Oben auf der Himmelsleiter
Eine klare Seele schwebte,
Die halb scheltend, halb mit Lächeln
Sie zurückzulocken strebte;
Doch es schien mir im Gefangnis
Ihnen leidlich zu gefallen,
Denn ich sah, der Herrin trotzend,
Bunt sie durcheinander wallen.

Und sie mußte sich bequemen,
Endlich selbst herabzusteigen,
Sah sich plötzlich bang umschlossen
Mitten in dem frohen Reigen.
Doch für all den Kinderjubel
Ward das Herz zu eng und nieder:
Klingend sprangen auf die Pforten
Sprangen auf die Augenlider.

Sieh! da standest du, auf meine
Schlaferaugen schweigsam schauend,
Vorgeneigt und unbefangen,
Auf den festen Schlaf vertrauend;
Wurdest rot und flohst vorüber,
Fast wie Schwalbenflügel summend
Und vergeblich dein Geheimnis
In der Dämmerung vermummend!

Fliehe nur, verratne Seele,
Trostlos durch des Gartens Blüten!
Suche stärkre Zauberdrachen,
Deines Busens Schatz zu huten!
Töricht Kind! nun magst du immer
Dreifach deinen Mund verschließen,
Unerbittlich aus den Augen
Seh ich Liebesengel grüßen!

NIXE IM GRUNDQUELL

Nun in dieser Frühlingszeit
Ist mein Herz ein klarer See,
Drin versank das letzte Leid,
Draus verflüchtigt sich das Weh.

Spielend meine Seele ruht,
Von der Sonne überhaucht,
Und mit Lieb umschließt die Flut,
Was sich in dieselbe taucht.

Aber auf dem Grunde sprüht
Überdies ein Quell hervor,
Welcher heiß und perlend glüht
Durch die stille Flut empor.

Und im Quelle badest du,
Eine Nix mit goldnem Haar;
Oben deckt den Zauber zu
Das Gewässer tief und klar.

DER KIRCHENBESUCH

Wie ein Fischlein in dem Garn
Hat der Dom mich eingefangen,
Und da bin ich festgebannt –
Warum bin ich dreingegangen?
Ach, wie unter breiten Malven
Taubesprengt ein Roslein blitzt,
Zwischen guten Bürgerfrauen
Hier mein feines Liebchen sitzt!

Die Gemeinde schnarcht so sanft,
Wie das Laub im Walde rauschet,
Und der Bettler an der Tür
Als ein Räuber guckt und lauschet;
Doch wie eines Bächleins Faden
Murmelnd durchs Gebüsche fließt,
So die lange dünne Predigt
Um die Pfeiler sich ergießt.

Eichenbäume, hoch und schlank,
All die gotischen Pfeiler ragen;
Ein gewölbtes Blätterdach
Ihre krausen Äste tragen;
Untenher spielt hin und wieder
Dämmerhaft ein Sonnenschein;
Wachend sind in dieser Stille
Nur mein Lieb und ich allein.

Zwischen uns webt sich ein Netz
Von des Lichts gebrochnem Strahle,
Drin der Taufstein, grün und rot,
Wandelt sich zur Blumenschale;
Ein geflugelt Knablein flattert
Auf des Deckels altem Knauf,
Und es gehen uns im Busen
Auch der Sehnsucht Rosen auf.

Weit hinaus, ins Morgenland,
Komm, mein Kind, und laß uns fliegen,
Wo die Palmen schwanken am Meer
Und die sel'gen Inseln liegen,
Flutend um die große Sonne,
Grundlos tief die Himmel blaun:
Angesichts der freien Wogen
Unsre Seelen frei zu traun!

HÖR AN, MEIN KIND

Gedicht X aus «Siebenundzwanzig Liebeslieder» vom Jahre 1845
In der Sammlung «Gedichte», Heidelberg 1846.

Hör an, mein Kind, was ich dir kosend sage,
Wie mich ein Traum betrog so wunderbar:
Es war an einem stillen Feiertage,
Als ich mit dir bei Gott im Himmel war.
Er schaute eben noch vom Taubenschlage
Aus in die Sonntagswelt, so weit und klar,
Und ob dem fernen Glockenklang allmählig
Entschlief er auf ein Stundchen sanft und selig.

Man horte kaum die Menschen unten singen,
Im Himmel aber war es still und leer;
Nur an der Sternenuhr das Pendelschwingen
Klang langsam und gemessen hin und her,
Und mäuschenstill, in seligem Umschlingen,
Sah ich in deines Augs urtiefes Meer;
Da hatte plotzlich ich den Mut gefunden:
Bat um den ersten Kuß dich unumwunden!

« Um dreie von den Sternen, die dort schweben,
Geb ich dir, Lieber, meinen ersten Kuß! »
So sagtest lachelnd du, mein sußes Leben;
Ich aber eilte, schon im Vorgenuß,
Die Goldnen aus den Angeln zu erheben,
Und brachte sechse dir zum Überfluß;
Du aber drauf: «Wie mich die Dinger laben!
Um noch zwolf andre sollst den Kuß du haben! »

So ging es fort; verdoppelt immer wieder
Erhohtest du den teuren Liebespreis;
Und zwiefach durstend holte ich hernieder
Dir Stern um Stern aus ihrer Brüder Kreis.
Du schmücktest emsig deine schonen Glieder,
Verlachend heimlich meinen heißen Fleiß;
Und zu erkaufen meine hochste Wonne,
Blieb mir am Ende nur noch Mond und Sonne!

Ich brachte sie; und um die Stirne hingest
Die helle Sonne du mit stolzer Lust,
Mit Sternen du den Schwanenhals umfingest,
Der Mond erstrahlte mild an deiner Brust;
Dann himmelauf und ab du dich ergingest,
All deiner Schönheit siegreich dir bewußt!
Von dir allein nun strömte alle Helle,
Ich lag vor dir als vor des Lichtes Quelle!

Der Himmel ruhte noch im tiefsten Schweigen,
Wie vor dem jungsten Tag ein stilles Grab;
Und eben wolltest du dich selig neigen,
Gerührt, bezwungen, sanft auf mich herab,
Die süße Gunst mir endlich zu erzeigen,
Wofür ich Sterne, Sonn und Mond dir gab:
Da brach ein Angstschrei durch des Himmels Hallen,
Als wollt' die Welt aus ihren Fugen fallen.

Indem ich dir den Sternenschmuck errungen,
Hatt ich die Welt um Licht und Zeit gebracht;
Deß hatte sich die Klage aufgeschwungen,
Und schreiend lag die Erde in der Nacht.
Der erst so friedlich in den Schlaf gesungen,
Gott Vater ist da zornig aufgewacht,
Verweisend mich an meiner Schulter rüttelnd;
Du flohst davon, den Schimmer von dir schüttelnd!

Du flohst davon und lachtest mit Behagen,
Indessen ich mit saurem Schweiß begann
Die Sterne wieder alle fortzutragen
Und sie zu ordnen muhsam mich besann.
So hatte sich der Handel schon zerschlagen,
Von welchem ich so bösen Lohn gewann!
Heut ist an dir das Träumen und das Dichten:
Willst du mir nun die süße Schuld entrichten?

TAGELIED

Du willst dich freventlich emanzipieren
Und aufstehn wider mich mit keckem Sinn,
Ein rotes Mützlein und die Zügel führen,
Du schöne kleine Jakobinerin?

Zur Politik nun auch dein Wortlein sagen,
Die Spindel meidend in den Ratsaal fliehn?
Wohl gar mit weißer Hand die Trommel schlagen,
Wann einst wir gegen die Tyrannen ziehn?

Berufest dich auf meine eignen Lehren
Von Freiheit, Gleichheit und von Menschenrecht?
O laß, mein Kind, mit Küssen dich bekehren,
Dies eine Mal errietest du mich schlecht!

Die Ketten all, von denen ich entbinden
Die Volker möchte, o Geliebte mein!
Als Blumenketten eng dir umzuwinden
Wird einzig nur mein Tun und Trachten sein.

Ich will dir einen festen Turm erbauen
Und drin ein Kämmerlein von Seide weich;
Da sollst du nur des Himmels Sterne schauen
Und mich, den Kerkermeister froh und reich!

Nie laß ich dich dein langes Haar beschneiden,
Damit dein Denken um so kürzer sei;
So räch ich an dem Weibe Simsons Leiden
Und bleibe ungeschoren, stark und frei!

Solang die lieben Nachtigallen schlagen,
Leb ich in dir ein Stück Unendlichkeit;
Doch flieht die Nacht und will's auf Erden tagen,
Eil ich für dich und mich zum Kampf der Zeit.

DIE BEGEGNUNG

Schon war die letzte Schwalbe fort
Und wohl seit manchen Tagen auch
Die letzte Rose abgedorrt,
Nach altem Erdenbrauch.

Es flimmerte der Buchenhain
Wie Rauschgold rot im Abendlicht;
Herbstsonne gibt gar sondern Schein,
Der in die Herzen sticht.

Ich traf sie da im Walde an,
Nach der allein mein Herz begehrt,
Mit Tuch und Hut weiß umgetan,
Vom guldnen Schein verklart.

Sie war allein; doch grüßt ich sie
Verschüchtert kaum im Weitergehn,
Weil ich so feierlich sie nie,
So still und schon, gesehn.

Es blickt' aus ihrem Angesicht
Ein vornehm Etwas neu hervor,
Und ihrer Augen Veilchenlicht
Glomm hinter einem Flor.

Ein fremder Hirt, ein blasser, ging
Im Schatten dieser Huldgestalt;
Im Gurt ein silbern Sichlein hing,
Das klang: Ich schneide bald!

Es scheint mir ein Rival erwacht!
Sprach ich und schaut ins Abendrot,
Bis es erlosch und bis die Nacht
Die dunkle Hand mir bot.

TRAUERWEIDE

I

Es schneit und eist den ganzen Tag,
Der Frost erklirret scharf und blank,
Und wie ich mich gebarden mag –
Es liegt ein Magdlein ernstlich krank.

Das Rosengärtlein ist verschneit,
Das bluhte als ihr Angesicht,
Noch glimmt, wie aus der Ferne weit,
Der Augen mildes Sternenlicht.

Noch ziert den Mund ein blasses Rot
Und immer eines Kusses wert;
Sie laßt's geschehen, weil die Not
Die Menschenkinder beten lehrt.

Ich lieb auch deinen lieben Mund,
Lieb deine Seele nicht allein –
Im Frühling wollen wir gesund
Und beide wieder fröhlich sein!

Ich lieb auch deiner Füße Paar,
Wenn sie in Gras und Blumen gehn;
In einem Bächlein sommerklar
Will ich sie wieder baden sehn!

Auf dem besonnten Kieselgrund
Stehn sie wahrhaftig wie ein Turm,
Obgleich der Knochel zartes Rund
Bedroht ein kleiner Wellensturm!

Da scheint die Wintersonne bleich
Durchs Fenster in den stillen Raum,
Und auf dem Glase, Zweig an Zweig,
Erglanzt ein Trauerweidenbaum!

2

O Erde, du gedrängtes Meer
Unzahliger Gräberwogen,
Wie viele Schifflein kummerschwer
Hast du hinuntergezogen,
Hinab in die wellige grunende Flut,
Die reglos starrt und doch nie ruht!

Ich sah einen Nachen von Tannenholz,
Sechs Bretter von Blumen umwunden,
Drin lag eine Schifferin bleich und stolz,
Sie ist versunken, verschwunden!
Die Leichte fuhr so tief hinein,
Und oben blieb der schwere Stein!

Ich wandle wie Christ auf den Wellen frei,
Als die zagenden Jünger ihn riefen;
Ich senke mein Herz wie des Lootsen Blei
Hinab in die schweigenden Tiefen;
Ein schmales Gitter von feinem Gebein,
Das liegt dort unten und schließt es ein.

Die Trauerweide umhüllt mich dicht,
Rings fließt ihr Haar aufs Gelände,
Verstrickt mir die Füße mit Kettengewicht
Und bindet mir Arme und Hände:
Das ist jene Weide von Eis und Glas,
Hier steht sie und würgt mich im grünen Gras.

DIE ENTSCHWUNDENE

Es war ein heitres goldnes Jahr,
Nun rauscht das Laub im Sande,
Und als es noch im Knospen war,
Da ging sie noch im Lande.

Besehen hat sie Berg und Tal
Und unsrer Strome Wallen;
Es hat im jungen Sonnenstrahl
Ihr alles wohlgefallen.

Ich weiß in meinem Vaterland
Noch manchen Berg, o Liebe,
Noch manches Tal, das Hand in Hand
Uns zu durchwandern bliebe.

Noch manches schöne Tal kenn ich
Voll dunkelgrüner Eichen; –
O fernes Herz, besinne dich
Und gib ein leises Zeichen!

Da eilte sie voll Freundlichkeit,
Die Heimat zu erlangen –
Doch irrend ist sie allzu weit
Und aus der Welt gegangen.

SCHEIDEN UND MEIDEN

Ja, das ist der alte Kirchhof,
Der in blauer Flut sich spiegelt,
Offen steht sein morsches Gitter,
Niemand ist, der es verriegelt!
Hier der kleine Berg voll Rosen
Dicht und üppig aufgesprossen,
Drunter liegt die weiße Lilie,
Eine Sage schon, verschlossen.

Um die Sage, um ein Märchen,
Um den Tod hab ich geworben,
Und so sei mein treues Hoffen
Fürhin tot und abgestorben!
Zitternd reiß ich aus dem Busen
Noch die letzten zarten Bluten,
Gebe sie dem toten Liebchen
Bis zum Jüngsten Tag zu huten!

Schwarzer Gartner, Grabespfleger,
Laß, o laß das Grab verwildern!
Seine wermutbittern Schauer
Soll kein Lenz mehr freundlich mildern!
Binde nicht mehr diese Zweige,
Tränke nicht mehr diese Rosen!
Und mit dem verdorrten Kranze
Mag der kalte Nordwind kosen!

Gegen Morgen, gegen Morgen
Schau ich trotzig in die Sonne;
Wie erglänzt sie wild und feurig,
Lächelnd in Gewitterwonne!

Kuhn gewappnet um die Heldin
Sich die Wetterwolken scharen,
Wie auf weitem Ozeane
Drohende Armaden fahren!

Vor mir liegt das rauhe Leben,
Schlagt die Zeit die hohen Wogen,
Kreist die Welt mit ihren Sternen,
Mutig bin ich ausgezogen,
Biete Stirn und Herz den Stürmen,
Lasse meine Wimpel wehen,
Und beim Kreuzen ruhlos denk ich
Kaum noch an ein Wiedersehen!

NACHHALL

Sieh den Abendstern erblinken
Tief im Westen, schon und hell!
Lieblich ist und gut zu trinken
Dieser Nachtluft lauer Quell!

Komm heraus, du junges Leben!
Komm, so leis dein Fuß dich tragt!
Recht in Lieb und Traum zu schweben,
War ich jetzund aufgelegt.

Und ich habe, dir zu Ehren,
Einen guten Freund gebracht;
Minnesang will der uns lehren
Durch die kurze Sommernacht.

Liebeslieder sollen schallen,
Die vor alten Zeiten schon
Schonen Frauen wohl gefallen,
Und er weist uns ihren Ton!

Laß uns einmal rückwärts fliegen
In die Welt, so jugendfern!
Solcher Schwärmerei dich schmiegen,
Weiß ich, mochtest sonst du gern.

« Sie kommt nicht? » fragt mein Begleiter,
« Und schon wird es morgenrot? »
Wahr ist es! so sag ich weiter,
Denn sie ist, wie du, schon tot!

Armer Ritter, laß uns gehen,
Hurtig such dein kühles Haus,
Denn des Morgenwindes Wehen
Lacht uns große Kinder aus!

SONETTE

DER SCHULGENOSS

Wohin hat dich dein guter Stern gezogen,
O Schulgenoß aus ersten Knabenjahren?
Wie weit sind auseinander wir gefahren
In unsern Schifflein auf des Lebens Wogen!

Wenn wir die Untersten der Klasse waren,
Wie haben wir treuherzig uns betrogen,
Erfinderisch und schwarmrisch uns belogen
Von Aventüren, Liebschaft und Gefahren!

Da seh ich just, beim Schimmer der Laterne,
Wie mir gebuckt, zerlumpt ein Vagabund
Mit einem Hascher scheu vorübergeht –!

So also wendeten sich unsre Sterne?
Und so hat es gewuchert, unser Pfund?
Du bist ein Schelm geworden – ich Poet!

VIER JUGENDFREUNDE

I

Du, der so lang im Herzen mich geborgen,
Mit allen meinen grämlichen Gebrechen,
Mit meinen hastig immer neuen Schwachen,
Mit allen meinen wunderlichen Sorgen;

Die Hand vergessend botest jeden Morgen,
Wenn ich die Nacht vorher mit blindem Stechen,
Mit ungerechtem oder bittrem Sprechen
Dir schnitt ins Herz, so treu und unverborgen;

Nicht um zu spahn nach Tadel oder Lobe,
Will ich dir diese Lieder ubersenden,
Eh unsre Jugendtage ganz erblassen:

Nein, nur zur letzten schwersten Freundesprobe!
Ich muß mich gegen deinen Glauben wenden –
Wirst du mich darum endlich doch verlassen?

2

Ich sehe dich mit lassig sichrer Hand
Die Schulterlinien einer Gottin schreiben,
Dazu den Hohn um deine Lippen treiben:
« 's ist nichts dahinter! » oder « eitler Tand! »

Seh dich zuhinterst an der Schenke Wand
Bis Mitternacht bei den Gesellen bleiben;
Dein Schwarzaug sucht des Witzes breite Scheiben,
Jedoch dein schoner Mund des Bechers Rand.

Du schlenderst heim, ein leichtes Liedchen pfeifend,
Drückst in die Kissen deine dunklen Locken,
Bald steigt im Traum dir neuer Schwank empor.

Zeigt er dir mich, in wachen Träumen schweifend,
Begeistert uber hundert Buchern hocken?
Schon schwirrt dein Traumgelächter mir im Ohr!

3

Da liegt vor mir dein unglücksel'ger Brief,
Und weder Rat, noch Hilfe seh ich winken;
Schwer ist das Aufstehn wohl nach solchem Sinken,
Du aber, Freund, du sankest fast zu tief!

Der Lenz, der dich von Blum' zu Blume rief,
Erloschen ist jetzt seiner Sonne Blinken;
Den du so sinnlos hastig mußtest trinken,
Siehst du, was auf des Bechers Grunde schlief?

Ich aber steh in Ohnmacht, in der Ferne,
Und fluch der Kraft, die dich von mir getrieben,
Die nur zu wirren weiß und nie zu losen.

Am Ende preis' ich meine dürft'gen Sterne;
Im Guten träge und zu blöd im Bosen,
Bin ich ein stilles Kind im Land geblieben!

4

Ans Fenster schlägt ein unerschopfter Regen,
Her rauscht die Mitternacht auf feuchten Schwingen,
Und mit dem Dunkel muß das Lämplein ringen –
Wie bin ich müd, ich will zu Bett mich legen!

Was sinn ich noch zu meinem Abendsegen? –
In meinem Ohre summt ein leises Klingen
Und widerhallet ein verschollnes Singen:
Mein denket einer auf entfernten Wegen.

Bist du's, o Freund? Auch ich gedenke dein!
Sei mir gegrüßt im unsichtbaren Raume
Nach Jahren voll Vergessenheit und Leiden!

Bei unsrer Jugend bleichem Sternenschein
Sehn wir uns fluchtig fragend an im Traume,
Um wieder lang, auf immer wohl zu scheiden.

EIN FRÜH GESCHIEDENER

Er war geschaffen, durch das All zu schweifen
Mit hellem Mute und gestahlten Sinnen,
Zu lauschen, wo des Lebens Quellen rinnen,
Und forschend jeden Abgrund zu durchstreifen.

Hinaus, hinuber, wo die Palmen reifen,
Zog es ihn machtig jeden Lenz von hinnen;
Von des Planeten hochsten Gletscherzinnen
Gelüstet's ihn, den Ather zu ergreifen.

Er blieb gefesselt an das tiefe Moor
Theologie, die Notdurft zu erwerben,
Im Nacken hart der Armut scharfe Klauen.

Da offnet ihm der Tod das Sonnentor,
Der Jüngling säumte nicht, das Licht zu schauen
Und jungfraulichen Geistes hier zu sterben.

SCHEIN UND WIRKLICHKEIT

I

Im Mittagsglast, auf des Gebirges Grat
Schlief unter alten Fichten mud ich ein;
Ich schlief und traumte bis zum Abendschein
Von leerem Hoffen und verlorner Tat.

Schlaftrunken und verwirrt erwacht ich spat;
Gerötet war ringsum Gebüsch und Stein,
Des Hochgebirges Eishaupt und Gebein,
Der Horizont ein sprühend Feuerrad.

Und rascher fuhlt ich meine Pulse gehen,
Ich hielt die Glut fur lichtes Morgenrot,
Erharrend nun der Sonne Auferstehen.

Doch Berg um Berg versank in Schlaf und Tod,
Die Nacht stieg auf mit frostig rauhem Wehen,
Und mit dem Mond des Herzens alte Not.

2

So manchmal werd ich irre an der Stunde,
An Tag und Jahr, ach, an der ganzen Zeit;
Es gart und tost, doch mitten auf dem Grunde
Ist es so still, so kalt, so zugeschneit!

Habt ihr euch auf ein neues Jahr gefreut,
Die Zukunft preisend mit beredtem Munde?
Es rollt heran und schleudert, o wie weit!
Euch rückwärts. – Ihr versinkt im alten Schlunde.

Doch kann ich nie die Hoffnung ganz verlieren,
Sind auch noch viele Nächte zu durchträumen,
Zu schlafen, zu durchwachen, zu durchfrieren!

So wahr erzürnte Wasser müssen schäumen,
Muß, ob der tiefsten Nacht, Tag triumphieren,
Und sieh: Schon bricht es rot aus Wolkensäumen!

IN DER STADT

I

Wo sich drei Gassen kreuzen, krumm und enge,
Drei Zuge wallen plotzlich sich entgegen
Und schlingen sich, gehemmt auf ihren Wegen,
Zu einem Knäul und larmenden Gedrange.

Die Wachtparad' mit gellen Trommelschlägen,
Ein Brautzug kommt mit Geigen und Geprange,
Ein Leichenzug klagt seine Grabgesänge;
Das alles stockt, es kann kein Glied sich regen.

Verstummt sind Geiger, Pfaff und Trommelschläger;
Der dicke Hauptmann flucht, daß niemand weiche,
Gelächter schallet aus dem Freudenzug.

Doch oben, auf den Schultern schwarzer Träger
Starrt in der Mitte kalt und still die Leiche
Mit blinden Augen in den Wolkenflug.

2

Was ist das für ein Schrein und Peitschenknallen?
Die Fenster zittern von der Hufe Klang,
Zwolf Rosse keuchen an dem straffen Strang,
Und Fuhrmannsfluche durch die Gasse schallen.

Der auf den freien Bergen ist gefallen,
Dem toten Waldeskonig gilt der Drang;
Da schleifen sie, wohl dreißig Ellen lang,
Die Rieseneiche durch die dumpfen Hallen.

Der Zug hält unter meinem Fenster an,
Denn es gebricht zum Wenden ihm an Raum;
Verwundert drängt sich alles Volk heran.

Sie weiden sich an der gebrochnen Kraft;
Da liegt entkrönt der tausendjahr'ge Baum,
Aus allen Wunden quillt der edle Saft.

REFORMATION

Im Bauch der Pyramide tief begraben,
In einer Mumie schwarzer Totenhand
War's, daß man alte Weizenkorner fand,
Die dort Jahrtausende geschlummert haben.

Und prüfend nahm man diese seltnen Gaben
Und warf sie in lebendig Ackerland,
Und siehe da! die goldne Saat erstand,
Des Volkes Herz und Auge zu erlaben!

So blüht die Frucht dem spaten Nachweltskinde,
Die mit den Ahnen schlief in Grabes Schoß;
Das Sterben ist ein endlos Auferstehn.

Wer hindert nun, daß wieder man entwinde
Der Kirche Mumienhand, was sie verschloß,
Das Korn des Wortes, neu es auszusä'n?

VON KINDERN

I

Man merkte, daß der Wein geraten war:
Der alte Bettler wankte aus dem Tor,
Die Wangen gluhend, wie ein Rosenflor,
Mutwillig flatterte sein Silberhaar.

Und vor und hinter ihm die Kinderschar
Umdrängt' ihn, wie ein Klein-Bacchantenchor,
Draus ragte schwank der Selige empor,
Sich spiegelnd in den hundert Auglein klar.

Am Morgen, als die Kinderlein noch schliefen
Von jungen Traumen drollig angelacht,
Sah man den braunen Wald von Silber triefen.

Es war ein Reif gefallen über Nacht;
Der Alte lag erfroren in dem tiefen
Gebüsch, vom Rausch im Himmel aufgewacht.

2

Die Abendsonne lag am Bergeshang,
Ich stieg hinan und auf den goldnen Wegen
Kam weinend mir ein zartes Kind entgegen,
Das, mein nicht achtend, schreiend abwärts sprang.

Ums Haupt war duftig ihm ein Schein gelegen
Von Abendgold, das durch die Löcklein drang.
Ich sah ihm nach, bis ich den Gramgesang
Des Kleinen nur noch horte aus den Hagen.

Zuletzt verstummte er; denn freundlich Kosen
Hort ich den Schreihals liebevoll empfangen;
Dann tont' empor der Jubelruf des Losen.

Ich aber bin vollends hinauf gegangen,
Wo oben blühten just die letzten Rosen,
Fern, wild und weh der Falken Stimmen klangen.

3

Ich sah jüngst einen Schwarm von frischen Knaben,
Gekoppelt und gezäumt wie ein Zug Pferde;
Sie wieherten und scharrten an der Erde
Und taten sonst, was Pferde an sich haben.

Und mehr noch; was sonst diesen ist Beschwerde,
Das schien die Buben kostlich zu erlaben;
Denn lustig sah ich durch die Gasse traben
Auf einen Peitschenknall die ganze Herde.

Das Leitseil war in eines Knirpses Händen,
Der, klein und schwach, nicht sparte seine Hiebe
Und launisch das Gespann ließ gehn und wenden.

Wenn nur dies frühe Sinnbild niedrer Triebe,
Anstatt mit schlimmer Wirklichkeit zu enden,
Einst mit den Kinderschuhn verloren bliebe!

JEDER SCHEIN TRÜGT

Ich weiß ein Haus, das ragt mit stolzen Zinnen,
Frei spielt das Licht in allen seinen Salen.
Sein Giebel schimmert frei von allen Fehlen,
Kein Neider schilt's, nicht außen und nicht innen.

Nur wer es weiß mit Klugheit zu beginnen,
In seine Grundgewölbe sich zu stehlen,
Sieht uppig feuchten Moder dort verhehlen
Von dicken Schlangen wahre Koniginnen.

Doch würde der sich auch betrogen haben,
Der rasch empor die Treppen wollte steigen,
Die Feinde mit der Kunde zu erlaben:

Denn tiefer noch, im allertiefsten Schweigen,
Da liegt ein ungehobner Schatz begraben,
Der niemals wird dem Tage wohl sich zeigen.

WINTERABEND

Schneebleich lag eine Leiche und es trank
Bei ihr der Totenwachter unverdrossen,
Bis endlich ihm der Himmel aufgeschlossen
Und er berauscht zu ihr aufs Lager sank.

Von rotem Wein den Becher voll und blank
Bot er dem Toten; bald war übergossen
Das Grabgesicht und purpurn uberflossen
Das Leichenhemd; so trieb er tollen Schwank.

Die trunkne rote Sonne ubergießt
Im Sinken dieses schneeverhullte Land,
Daß Rosenschein von allen Hügeln fließt;

Von Purpur trieft der Erde Grabgewand,
Doch die verblaßte Leichenlippe tut
Erstarrt sich nimmer auf der roten Flut.

NATIONALITAT

Volkstum und Sprache sind das Jugendland,
Darin die Volker wachsen und gedeihen,
Das Mutterhaus, nach dem sie sehnend schreien,
Wenn sie verschlagen sind auf fremden Strand.

Doch manchmal werden sie zum Gängelband,
Sogar zur Kette um den Hals der Freien;
Dann treiben Längsterwachsne Spielereien,
Genarrt von der Tyrannen schlauer Hand.

Hier trenne sich der lang vereinte Strom!
Versiegend schwinde der im alten Staube,
Der andre breche sich ein neues Bette!

Denn Einen Pontifex nur faßt der Dom:
Das ist die Freiheit, der polit'sche Glaube,
Der löst und bindet jede Seelenkette!

EIDGENOSSENSCHAFT

Wie ist denn einst der Diamant entstanden
Zu unzerstörlich alldurchdrungner Einheit,
Zu ungetrubter, strahlenheller Reinheit,
Gefestiget von unsichtbaren Banden?

Wenn aus der Volker Schwellen und Versanden
Ein Neues sich zu einem Ganzen einreiht,
Wenn Freiheitslieb' zum Volke dann es einweiht,
Wo Gleichgesinnte ihre Heimat fanden:

Wer will da wohl noch rutteln dran und feilen?
Zu spat, ihr Herrn! schon ist's ein Diamant,
Der nicht mehr ist zu truben und zu teilen!

Und wenn, wie man im Edelstein erkannt,
Darin noch kleine dunkle Korper weilen,
So sind sie fest umschlossen und gebannt.

ALLES ODER NICHTS

Ja, du bist frei, mein Volk, von Eisenketten,
Frei von der Horigkeiten alter Schande;
Kein Hochgeborner schmiedet dir die Bande,
Und wie du liegen willst, darfst du dir betten!

Doch nicht kann dies dich vor der Herrschaft retten,
Die ohne Grenzen schleicht von Land zu Lande;
Ein grimmer Wolf in weichem Lammsgewande,
Schafft sie zum Lehn sich all' bewohnte Statten.

Wenn du nicht völlig magst den Geist entbinden
Von ihres Dunstes todlicher Umhüllung,
Nicht tapfer um der Seele Freiheit ringen:

So wird der Feind stets offne Tore finden,
All deinem Werke rauben die Erfullung
Und jede Knechtschaft endlich wiederbringen!

DIE TELLENSCHÜSSE

Ob sie geschehn? Das ist hier nicht zu fragen;
Die Perle jeder Fabel ist der Sinn,
Das Mark der Wahrheit ruht hier frisch darin,
Der reife Kern von allen Volkersagen.

Es war der erste Schuß ein Alleswagen,
Kind, Leib und Gut, an kostlichen Gewinn:
« Blick her, Tyrann! was ich nur hab und bin,
Will ich beim ersten in die Schanze schlagen!

« Und du stehst leer und heillos, wie du bist,
Und lassest fuhllos dir am Herzen rutteln,
Und spiegelst lachelnd dich in meinem Blut?

« Und immer: Nein? – Verlaufen ist die Frist!
Verflucht sei deines Hauptes ewig Schutteln!
O zweiter, heil'ger Schuß, nun triff mir gut! »

AUF DIE MOTTEN

«Wo ist ein Volk, so frei von allen Plagen,
Die andrer Volker traurig Erbteil sind,
Ein glücklicher nutznießrisch Heldenkind,
Als unser Schweizervólklein zu erfragen?

« Und doch, wie fiebernd seine Pulse schlagen!
Fur seiner Freiheit Überfülle blind,
Hascht übermütig es nach leerem Wind!
Wann enden seine undankbaren Klagen? »

So sprechen jene flink gelenken Motten,
Die so gemütlich in dem Rauchwerk nisten,
Dem warmen, kostlichen, und es zernagen.

« Nur eben euch gilt es noch auszurotten
(So sprechen wir, die radikalen Christen),
Mit lindem Klopfen aus dem Pelz zu jagen! »

DIE HEHLER

Ihr nennt uns Träumer, Schächer, blinde Toren,
Wenn redlich wir die Möglichkeit erstreben!
Ja, eure Namen habt ihr uns gegeben,
So merket auf mit hochgehobnen Ohren!

Wir haben uns bescheidentlich erkoren,
Zu lichten dieses dornenvolle Leben;
Ihr laßt verschmachtend uns gen Himmel schweben,
Wo ihr schon lang das Bürgerrecht verloren!

Und wenn die Sterne uns geheim erzählen
Von neuem Leben und Unsterblichkeit,
Was geht das euch denn an zu dieser Zeit?

Braucht ihr darum gestohlnes Öl zu hehlen,
Das unsrer Tage Dämmerung erhellt,
Indes den Fuß ihr setzt auf diese Welt?

DIE GOETHE-PEDANTEN

1845

« Nur Ordnung, Anmut! » Tont es immerdar.
Wer spricht von Ordnung, wo die Berge wanken?
Wer spricht von Anmut, wahrend die Gedanken
Noch schutzlos irren mit zerrauftem Haar?

Noch kämpfen wir, durchringend Jahr um Jahr,
Noch tut uns not ein scharf, ob unschon Zanken;
Durch dieses Zeitenwaldes wirre Ranken
Lacht eine Zukunftsau noch nicht uns klar.

Und Goethe ist ein Kleinod, das im Kriege
Man still vergräbt im sichersten Gewolbe,
Es bergend vor des rauhen Feindes Hand;

Doch ist der Feind verjagt, nach heißem Siege
Holt man erinnrungsfroh hervor dasselbe.
Und läßt es friedlich leuchten durch das Land.

AN A. A. L. FOLLEN

1847

Nimm diese Lieder, Lobgesang und Klagen,
Wie sie die bunte Jahreszeit gebracht!
Wie mir der Himmel wechselnd weint' und lacht',
Hab ich die Lyra regellos geschlagen.

Im Sande knarrt der Freiheit goldner Wagen,
Es ist ein müßig Schreien Tag und Nacht;
Betäubt, verworren von der Zungenschlacht,
Zeigt sich der Beste schwach in diesen Tagen.

Uns mangelt des Gefühles edle Feinheit,
So Schwung und Schärfe leiht dem Schwert im Fechten,
Das hohe Wollen und des Herzens Reinheit.

Klar sind sich nur die Schlimmen und die Schlechten,
Sie suchen sich und scharen sich in Einheit,
Entsagend dumpf der Ehre und dem Rechten!

CLEMENS BRENTANO, KERNER UND GENOSSEN

«Was sind das für possierliche Gesellen
In weißen Laken und mit Raucherpfannen?
Ob sie nach Schatzen graben? Geister bannen?
Sie lassen sonderbare Töne gellen!

« Sahst du dem einen rotes Blut entquellen,
Indes dem andern große Tränen rannen?
Sie huschen sacht, gespensterhaft von dannen
Auf dieser Zeiten grundempörten Wellen.

« Auch scheinen Schild' und Schwerter sie zu tragen
Von Holz und um die Stirn ein durr Geflecht
Von Reisig, draus die feinsten Rosen ragen? »

Sie ziehen gen die Sonne ins Gefecht;
Poeten sind's, so laß sie ungeschlagen!
Denn solche, weißt du, haben immer recht.

HERWEGH

Schäum brausend auf! – Wir haben lang gedürstet,
Du Goldpokal, nach einem jungen Wein,
Da traf in dir ein guter Jahrgang ein,
Wir haben was getrunken, was gebürstet!

Noch immer ragt Zwing-Uri hoch gefirstet,
Noch ist die Zeit ein stummer Totenschrein,
Der Schläfer harrt auf seinen Osterschein –
Zum Wecker bist vor Vielen du gefurstet!

Doch wenn nach Sturm der Friedensbogen lacht,
Wenn der Dämonen finstre Schar bezwungen,
Zurückgescheucht in ihres Ursprungs Nacht:

Dann soll dein Lied, das uns nur Sturm gesungen,
Erst voll erblühn in reicher Frühlingspracht:
Nur durch den Winter wird der Lenz errungen!

ZUR VERSTANDIGUNG

«Du bist ein Schreier, bist ein frecher Prahler,
Ein Drescher mehr auf abgedroschnen Halmen,
Ein Rauchlein mehr in der Emporung Qualmen,
Ein Vielversprecher und ein Wenigzahler!»

Gemach, o du Philisterschwarm, du kahler!
Bei dir nicht such und find ich meine Palmen;
Sang' ich, ein David, dir die hehrsten Psalmen,
Sie deuchten durch dein Lob mir so viel schaler.

Ich geb es zu, ich habe laut geschrieen,
Ein rauhes Echo von geweihtern Tonen,
Und nur die gute Sache mag ich tragen!

Doch ist's mein Herzblut, das ich ausgespieen,
Der Schlachtschrei, der beim Angriff muß erdröhnen;
Auf diesen folgt ein regelrechtes Schlagen!

DEN ZWEIFELLOSEN

I

Wer ohne Leid, der ist auch ohne Liebe,
Wer ohne Reu, der ist auch ohne Treu,
Und dem nur wird die Sonne wolkenfrei,
Der aus dem Dunkel ringt mit heißem Triebe.

Bei euch ist nichts, als larmendes Geschiebe,
In wildem Tummel trollt ihr euch herbei,
Meßt aus und schließt den Zirkel sonder Scheu,
Als ob zu hoffen kein Kolumb mehr bliebe!

Euch ist der eigne Leichnam noch nicht klar,
Ihr kennet nicht den Wurm zu euren Füßen,
Des Halmes Leben nicht auf eurem Grab;

Und dennoch kränzt ihr schon mit Stroh das Haar,
Als Eintagsgötter stolz euch zu begrußen –
Der Zweifel fehlt, der alte Wanderstab.

2

Es ist nicht Selbstsucht und nicht Eitelkeit,
Was sehnend mir das Herz grabüber tragt;
Was mir die kühngeschwungne Brücke schlägt,
Ist wohl der Stolz, der mich vom Staub befreit.

Sie ist so eng, die grüne Erdenzeit,
Unendlich aber, was den Geist bewegt!
Wie wenig ist's, was ihr im Busen hegt,
Da ihr so satt hier, so vergnüglich seid!

Und wenn auch einst die Freiheit ist errungen,
Die Menschheit hoch wie eine Rose glüht,
Ihr tiefster Kelch vom Sonnenlicht durchdrungen:

Das Sehnen bleibt, das uns hinüberzieht,
Das Nachtigallenlied ist nicht verklungen,
Bei dessen Ton die Knospen sind erbluht!

DANKBARES LEBEN

Wie schon, wie schon ist dieses kurze Leben,
Wenn es eroffnet alle seine Quellen!
Die Tage gleichen klaren Silberwellen,
Die sich mit Macht zu uberholen streben.

Was gestern freudig mocht das Herz erheben,
Wir mussen's lachelnd heute rückwärts stellen;
Wenn die Erfahrungen des Geistes schwellen,
Erlebnisse gleich Blumen sie durchweben.

So mag man breiter stets den Strom erschauen,
Auch tiefer mahlig sehn den Grund wir winken
Und lernen taglich mehr der Flut vertrauen.

Nun zierliche Geschirre, sie zu trinken,
Leiht, Götter! uns, und Marmor, um zu bauen
Den festen Damm zur Rechten und zur Linken!

ERKENNTNIS

Willst du, o Herz! ein gutes Ziel erreichen,
Mußt du in eigner Angel schwebend ruhn;
Ein Tor versucht zu gehn in fremden Schuhn,
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen!

Ein Tor, der aus des Nachbars Kinderstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne schwache Tun,
Der immer um sich spaht und lauscht und nun
Sich seinen Wert bestimmt nach falschen Zeichen!

Tu frei und offen, was du nicht willst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
Und lerne früh nur deine Fehler hassen!

Und ruhig geh den Anderen entgegen;
Kannst du dein Ich nur fest zusammenfassen,
Wird deine Kraft die fremde Kraft erregen.

EITLES LEBEN

I

«Geh auf, o Sonn! und öffne mir die weiten
Kristallnen Tore dieser weiten Welt!
Mein Sinn ist auf den goldnen Ruhm gestellt,
Zu ihm sollst du mich unaufhaltsam leiten!

« Nicht kann uns Hebe reinern Trank bereiten,
Der lieblicher uns in die Seele quellt
Und froher, als der Ruhm, die Adern schwellt
Und sichrer hilft den Abgrund überschreiten!

« Der Frauen Gunst vermag er zuzuwenden
Und macht uns leicht dereinst das letzte Scheiden,
Da wir zur Hälfte nur das Dasein enden.

« Er lautert besser als die Glut der Leiden:
Wer wird, bekranzt, mit ungewaschnen Handen,
Mit Lorbeer und mit Staub zugleich sich kleiden? »

2

« Seid mir gesegnet, meiner Heimat Gründe,
Die in des Niederganges Rote strahlen!
Glimmt mir die Liebe noch in diesen Talen,
An der sich neu mein kaltes Herz entzunde?

« Nun schließ ich mit dir ewig feste Bünde!
Kann ich mit einem großern Ruhme prahlen,
Der Nachwelt schöner alle Schulden zahlen,
Als wenn ich deine Treue laut verkunde?

« Du wandelst still auf trauten Schattenwegen
Mit keines Schirms bedürft'gem Schritt, du Reine!
O führe mich Ermüdeten und Trägen!

« Und meinen Kranz sollst du in deinem Schreine
Zu abgelegtem Zeug und Bändern legen,
Daß nimmer er vor Augen mir erscheine! »

3

Seht da den Vogel mit gerupften Schwingen!
Halb flattert er, halb läuft er hin zum Neste,
Sich einzubaun in weicher Arme Veste,
Wohin kein rauhes Luftchen mehr soll dringen!

Doch war er frech und mochte Ruhm erringen;
Sein Reisig grunt' und bluhte schon aufs beste,
In seinen Schatten lud er stolz die Gäste
Und war so recht ein Thema zum Besingen.

Nur als den Zweig dem freien Feld er raubte,
Aus Luft und Licht, darin er aufgeschossen,
Und sachte mit sich zu salvieren glaubte:

Da war der Traum bald wie ein Schaum zerflossen;
Das Reis verdorrt', das schon so nett belaubte –
Nun zieht er ab, unfertig und verdrossen.

KRIEGE DER UNFREIEN

Du tapfres Volk in deinem Löwenzorn,
Wie kuhn du schwingst dich uber Zaun und Planken,
Voll Wut die Feinde greifst in deinen Flanken,
Begeistert aus der Freiheit Feuerborn;

Ein Sankt Georg mit eingedrücktem Sporn
Sie all' zurückwirfst über ihre Schranken,
In großer Heldeneintracht sonder Wanken
Doch tief im Herzen lassest deinen Dorn:

Wie hoch wir um dein Heldenblut dich ehren,
Doch mahnst du uns an jenen narr'schen Tropf,
– Laß dir's gesagt sein lachend und mit Zahren –

Der, als die Laus ihn biß in seinem Schopf,
Sich gegen solche Plackerei zu wehren,
Mit Ingrimm kratzte auf des Nachbars Kopf.

NACH DEM SIEGE

Laßt rot vor Scham ergluhen eure Wangen,
Die ihr mit eurer Reime leerem Beten
Euch anschickt, vor ein tapfres Volk zu treten,
Das eben kommt von Tat und Sieg gegangen!

Des Trommlers Schlegel, die im Wirbel sprangen,
Der rauhste Tagruf gellender Trompeten,
Sie gelten jetzo mehr, ihr Nach-Propheten!
Als all eur unnütz eitles Versefangen!

Der letzte schlichte Wächter vor dem Heere,
Der, Treu und Pflicht im Herzen, hat getragen
In kalter Sternennacht die blanke Wehre,

Und jeder, der nur Einen Streich geschlagen,
Ist nun ein Konig von lebend'ger Ehre –
Was soll ihm unser Singen noch und Sagen?

LEBENDIG BEGRABEN

I

Wie poltert es! – Abscheuliches Geroll
Von Schutt und Erde, modernden Gebeinen!
Ich kann nicht lachen und kann auch nicht weinen,
Doch nimmt's mich wunder, wie das enden soll!

Nun wird es still. – Sie trollen sich nach Haus
Und lassen mich hier sieben Fuß tief liegen:
Nun, Phantasie! laß deine Adler fliegen,
Hier schwingen sie wohl nimmer mich hinaus!

Das ist jetzt eine wunderliche Zeit!
Im dunklen Grab kein Regen und kein Rühren,
Indes der Geist als Holzwurm mag spazieren
Im Tannenholz – ist das die Ewigkeit?

Die Menschen sind ein lugnerisch Geschlecht
Und haben in das Grab hineingelogen,
Den ernsten Moder schnod mit mir betrogen –
Weh, daß die Lüge an sich selbst sich rächt!

Die Lügner gehn von hinnen ungestraft,
Ach, aber ich, die Lüge, muß bekleiben,
Daß sich der Tod ergrimmt an mir kann reiben,
In Tropfen trinkend meines Lebens Kraft!

2

Da lieg ich denn, ohnmachtiger Geselle,
Ins Loch geworfen, wie ein Straßenheld,
Ein larmender, von der Emporung Welle;
Ein blinder Maulwurf im zerwühlten Feld!

Wohlan, ich will, was kommen soll, erwarten,
Es ist am End ein friedlich Wohnen hier;
Ich fuhle nicht die Glieder, die erstarrten,
Doch heiter glimmt die stille Seele mir!

Hatt ich nun einen ewigen Gedanken,
An dem man endlos sich erproben mag,
So mocht ich liegen in den engen Schranken,
Behaglich sinnend bis zum Jungsten Tag.

Vielleicht, wer weiß, wuchs' er zu solcher Große,
Daß er, in Kraft sich wandelnd, ein Vulkan,
Im Flammenausbruch dieses Grab erschlosse
Vorleuchtend mir auf neuer Lebensbahn!

Wie wundersam, wenn uber meinem Haupte
Der Abendtau die matten Blumen kühlt,
Ob wohl lustwandelnd dann der Pfarrherr glaubte,
Daß unter ihm ein Wetterleuchten spielt?

Daß glanzend in des eignen Lichtes Strahlen
Hier unten eine Menschenseele denkt?
Vielleicht sind dieses der Verdammung Qualen:
Geheim zu leuchten, ewiglich versenkt!

3

Ha! was ist das? Die Sehnen zucken wieder,
Wie Frühlingsbronn quillt neu erweckt das Blut!
Es dehnen sich die aufgetauten Glieder,
Und in der Brust schwillt junger Lebensmut!

Nun ist's geschehn, nun bricht herein der Jammer!
Die Späne knirschen unter dem Genick,
Ich messe tastend meine Totenkammer
Und messe aus mein grausiges Geschick!

Halt ein, o Wahnsinn! denn noch bin ich Meister
Und bleib es bis zum letzten Odemzug!
So scharet euch, ihr armen Lebensgeister,
Treu um das Banner, das ich ehrlich trug!

So öffnet euch, krampfhaft geballte Fäuste,
Und faltet euch ergeben auf der Brust!
Wenn zehnfach mir die Qual das Herz umkreiste,
Fest will ich bleiben, meiner selbst bewußt!

Von Erdenduldern ein verlorner Posten,
Will ich hier streiten an der Holle Tor;
Den herbsten Kelch des Leidens will ich kosten.
Halt mir das Glas, o Seelentrost Humor!

4

Läg' ich, wo es Hyänen gibt, im Sand,
Wie wollt' ich hoffnungsvoll die Nacht erharren,
Bis hungrig eine käme hergerannt,
Mich heulend aus der lockern Gruft zu scharren!

Wie wollt' ich freudig mit dem gier'gen Tier
Dann um mein Leben, unermudlich, ringen!
Im Sande balgt' ich mich herum mit ihr,
Und weiß gewiß, ich würde sie bezwingen.

Und auf den Rücken schwäng' die Bestie ich
Und sprang' im Leichentuch, wie neugeboren,
Und singend heimwärts und schlüg' wonniglich
Dem Arzt den Leichengräber um die Ohren!

5

Horch! Stimmen und Geschrei, doch kaum zu hören;
Dumpf und verworren tönt es, wie von ferne,
Und ich erkenne, die allnächtlich stören
Der Toten Schlaf, den stillen Gang der Sterne:

Der trunkne Küster, aus der Schenke kommen,
Setzt sich noch in den Mondschein vor dem Hause,
Kräht einen Psalm; doch kaum hat sie's vernommen,
So stürzt sein Weib hervor, daß sie ihn zause,

Heißt ihn hineingehn und beschilt ihn grimmig,
Hell kraht und unverdrossen der Geselle;
So mischen sich geübt und doppelstimmig
Ihr Katzmiaulen und sein Mondsgebelle.

Sie muß ganz nah sein, da ich es kann hören,
Die überkommne alte Pfründerhöhle;
Laß sehn, ob das Gesindel ist zu stören:
Schrei, was du kannst, o du vergrabne Seele!

Die Tür schlägt zu – der Lärm hat sich verloren,
Es hülfe nichts, wenn ich zu Tod mich riefe!
Sie stopfen furchtsam ihre breiten Ohren
Vor jedem Ruf des Lebens aus der Tiefe.

6

Als endlich sie den Sarg hier abgesetzt,
Den Deckel hoben noch zu guter Letzt,
In jenem Augenblick hab ich gesehn,
Wie just die Sonne schied im Untergehn.

Beleuchtet von dem abendroten Strahl
Sah ich all die Gesichter noch einmal,
Den Turmknopf oben in der goldnen Ruh –
Es war ein Blitz, sie schlossen wieder zu.

Ich sah auch zwischen Auf- und Niederschlag,
Wie Marzenschnee rings auf den Gräbern lag;
Das Wetter muß seither gebrochen sein,
Denn feucht dringt es in diesen leichten Schrein.

Ich hör ein Knistern, wie wenn sacht und leis
Sich Schollen lösen von des Winters Eis;
Ich armster Lenzfreund bin ja auch erwacht
Und kann nicht regen mich in dunkler Nacht!

Wie jeglich Samenkorn sich mächtig dehnt,
Der junge Halm ans warme Licht sich sehnt,
So reck ich den gefangnen, meinen Leib,
Doch ist's ein fruchtlos grimmer Zeitvertreib!

Hört man nicht klopfen laut da obenwärts
Hier mein zum Blühen so bereites Herz?
Sie wissen nicht, wie es da unten tut,
Und keine Wünschelrute zeigt dies Blut!

Käm' auch geschlichen so von ungefähr
Ein alter Schatz- und Quellengräber her,
Sein Stäblein, nur auf Geld und Gut gericht',
Es spürt' das warme rote Brünnlein nicht.

7

Horch – endlich zittert es durch meine Bretter!
Was fur ein zauberhaft metallner Klang,
Was ist das für ein unterirdisch Wetter,
Das mir erschutternd in die Ohren drang?

Jach unterbrach es meine bangen Klagen,
Ich lauschte zahlend, still, fast hoffnungsvoll:
Eilf – zwolf – wahrhaftig, es hat zwolf geschlagen,
Das war die Turmuhr, die so drohnend scholl!

Es ist die große Glock', das Kind der Lüfte,
Das klingt ins tiefste Fundament herab,
Bahnt sich den Weg durch Mauern und durch Grufte
Und singt sein Lied in mein verlaßnes Grab.

Gewiß sind jetzt die Dacher warm beschienen
Vom sonnigen Lenz, vom lichten Ätherblau;
Nun krauselt sich der Rauch aus den Kaminen,
Die Leute lockend von der grünen Au.

Was höhnst du mich, du Glockenlied, im Grabe,
Du Rufer in des Herrgotts Speisesaal!
Mahnst ungebeten, daß ich Hunger habe
Und nicht kann hin zum ärmlich stillen Mahl? –

8

Da hab ich gar die Rose aufgegessen,
Die sie mir in die starre Hand gegeben!
Daß ich noch einmal würde Rosen essen,
Hätt nimmer ich geglaubt in meinem Leben!

Ich mocht nur wissen, ob es eine rote,
Ob eine weiße Rose das gewesen?
Gib taglich uns, o Herr! von deinem Brote,
Und wenn du willst, erlos' uns von dem Bosen!

9

Zwölf hat's geschlagen – warum denn Mittag?
Vielleicht der Mitternacht ja galt der Schlag,
Daß oben nun des Himmels Sterne gehn:
Ich weiß es nicht und kann es ja nicht sehn!

Ha, Mitternacht! Ein heller Hoffnungsstrahl!
Der nächtlich wohl schon manches Grab bestahl,
Der Totengraber schleicht vielleicht herbei
Und macht erschrocken mich Lebend'gen frei!

Doch was fur Kleinod sollt er suchen hier?
Er weiß zu gut, er findet nichts bei mir!
Ein golden Ringlein nun erlöste mich,
Jedoch umsonst ist nur der Tod fur dich!

10

Ja, hätt ich ein verlaßnes Liebchen nun,
Das vor dem Morgenrot zu klagen kame,
Auf meinem frischen Pfuhle auszuruhn,
Und meinen Ruf mit süßem Graun vernähme!

Warum hab ich der einen nicht gesagt,
Daß junge Liebe mir im Herzen sprosse?
Ich zauderte und hab es nicht gewagt –
Die Krankheit kam und diese tolle Posse!

Wenn einsam sie vielleicht und ungeliebt,
Nachdenklich manchmal ihre Augen senkt,
O wußte sie dann, daß ein Herz es gibt,
Das, unterm Rasen schlagend, an sie denkt!

11

Wie herrlich wär's, zerschnittner Tannenbaum,
Du ragtest als ein schlanker Mast empor,
Bewimpelt, in den blauen Himmelsraum,
Vor einem sonnig heitern Hafentor!

Da, müssen wir einmal beisammen sein,
Lehnt' ich an dir im schwanken Segelhaus;
Du aus dem Schwarzwald, drüben ich vom Rhein,
Kamraden, reisten wir aufs Meer hinaus.

Und brach' das Schiff zu Splittern auseinand',
Geborsten du und über Bord gefallt,
Umfaßt' ich dich mit eisenfester Hand,
So schwämmen beide wir ans End der Welt.

Am besten wär's, du stündest hoch und frei
Im Tannenwald, das Haupt voll Vogelsang,
Ich aber schlenderte an dir vorbei,
Wohin ich wollt, den grünen Berg entlang!

12

Der erste Tannenbaum, den ich gesehn,
Das war ein Weihnachtsbaum im Kerzenschimmer;
Noch seh ich lieblich glimmend vor mir stehn
Das grüne Wunder im erhellten Zimmer.

Da war ich täglich mit dem frühsten wach,
Den Zweigen gläubig ihren Schmuck zu rauben;
Doch als die letzte süße Frucht ich brach,
Ging es zugleich an meinen Wunderglauben.

Dann aber, als im Lenz zum erstenmal
In einen Nadelwald ich mich verirrte,
Mich durch die hohen stillen Saulen stahl,
Bis sich der Hain zu jungem Schlag entwirrte:

O Freudigkeit! wie ich da ungesehn
In einem Forst von Weihnachtsbäumchen spielte,
Dicht um mein Haar ihr zartes Wipfelwehn,
Das überragend mir den Scheitel kuhlte.

Ein kleiner Riese in dem kleinen Tann,
Sah ich vergnugt, wo Weihnachtsbäume sprießen;
Ich packte keck ein winzig Tännlein an
Und bog es mächtig ringend mir zu Fußen.

Und über mir war nichts als blauer Raum;
Doch als ich mich dicht an die Erde schmiegte,
Sah unten ich durch dünner Stämmchen Saum,
Wie Land und See im Silberduft sich wiegte.

Wie ich so lag, da rauscht' und stob's herbei,
Daß mir der Lufthauch durch die Locken sauste,
Und aus der Höh schoß senkrecht her der Weih,
Daß seiner Schwingen Schlag im Ohr mir brauste.

Als schwebend er nah ob dem Haupt mir stand,
Funkelt' sein Aug gleich dunklen Edelsteinen;
Zu äußerst an der Flügel dünnem Rand
Sah ich die Sonne durch die Kiele scheinen.

Auf meinem Angesicht sein Schatten ruht'
Und ließ die gluhen Wangen mir erkalten –
Ob welchem Inderfurst von heißem Blut
Ward solch ein Sonnenschirm emporgehalten?

Wie ich so lag, erschaut ich plotzlich nah,
Wie eine Eidechs mit neugier'gem Blicke
Vom nachsten Zweig ins Aug mir niedersah,
Wie in die Flut ein Kind auf schwanker Brücke.

Nie hab ich mehr solch guten Blick gesehn
Und so lebendig ruhig, fein und gluhend;
Hellgrün war sie, ich sah den Odem gehn
In zarter Brust, blaß wie ein Roschen bluhend.

Ob sie mein blaues Auge niederzog?
Sie ließ vom Zweig sich auf die Stirn mir nieder,
Schritt abwärts, bis sie um den Hals mir bog,
Ein fein Geschmeide, ruhend, ihre Glieder.

Ich hielt mich reglos und mit lindem Druck
Fuhlt ich den leisen Puls am Halse schlagen;
Das war der einzige und schonste Schmuck,
Den ich in meinem Leben je getragen!

Damals war ich ein kleiner Pantheist
Und ruhte selig in den jungen Bäumen;
Doch nimmer ahnte mir zu jener Frist,
Daß in den Stämmchen solche Bretter keimen!

13

Der schönste Tannenbaum, den ich gesehn,
Das war ein Freiheitsbaum von sechzig Ellen,
Am Schutzenfest, im Wipfel Purpurwehn,
Aus seinem Stamme flossen klare Wellen.

Vier Rohren gossen den lebend'gen Quell
In die granitgehaune runde Schale;
Die braunen Schützen drangten sich zur Stell
Und schwenkten ihre silbernen Pokale.

Unübersehbar schwoll die Menschenflut,
Von allen Enden schallten Mannerchore;
Vom Himmelszelt floß Julisonnenglut,
Erglühnd ob meines Vaterlandes Ehre.

Dicht im Gedrang, dort an des Beckens Rand
Sang laut ich mit, ein funfzehnjähr'ger Junge;
Mir gegenuber an dem Brunnen stand
Ein zierlich Madchen von roman'scher Zunge.

Sie kam aus der Grisonen letztem Tal,
Trug Alpenrosen in den schwarzen Flechten
Und fullte ihres Vaters Siegpokal,
Drin schien ihr Aug gleich Sommersternennachten.

Sie ließ in kindlich unbefangner Ruh
Vom hellen Quell den Becher uberfließen,
Sah drin dem Widerspiel der Sonne zu,
Bis ihr gefiel, den vollen auszugießen.

Dann mich gewahrend, warf sie wohlgemut
Aus ihrem Haar ein Roslein in den Bronnen,
Erregt' im Wasser eine Wellenflut,
Bis ich erfreut den Blumengruß gewonnen.

Ich fühlte da die junge Freiheitslust,
Des Vaterlandes Lieb im Herzen keimen;
Es wogt' und rauscht' in meiner Knabenbrust
Wie Frühlingssturm in hohen Tannenbäumen.

14

Und wieder schlagt's – ein Viertel erst und zwölfe!
Ein Viertelstündchen erst, daß Gott mir helfe,
Verging, seit ich mich wieder regen kann!
Ich traumte, daß schon mancher Tag verrann!

Doch bin ich frei, das Weh hat sich gewendet,
Der seine Strahlen durch das Weltall sendet,
Er lost auch Zeit und Raum in diesem Schrein –
Ich bin allein und dennoch nicht allein!

Getrennt bin ich von meinem herben Leiden,
Und wie ein Meer, von dem ich mich will scheiden,
Laß brausen ich mein siedend heißes Blut
Und steh am Ufer als ein Mann von Mut.

So toset nur, ihr ungetreuen Wogen,
Lange genug bin ich mit euch gezogen!
Ich übersing euch, wie ein Ferg am Strand,
Und tausch euch an ein gutes Heimatland!

Schon seh ich schimmernd fließen Zeit in Zeiten,
Verlieren sich in unbegrenzte Weiten
Gefilde, Bergeshöhen, Wolkenflug:
Die Ewigkeit in Einem Atemzug!

Der letzte Hauch ein wallend Meer von Leben,
Wo fliehend die Gedanken mir entschweben!
Fahr hin, o Selbst! vergängliches Idol,
Wer du auch bist, leb wohl du, fahre wohl!

FEUER-IDYLLE

I

Laut stürmt der Schall der Glocken durch die Nacht,
Und Schüsse dröhnen von des Berges Wacht;
In allen Gassen tönt's: « Es brennt! Es brennt! »
Und jeder angstvoll an sein Fenster rennt.

Der erste Blick · ist es in unserm Haus?
Der zweite mindert schon den Schreck und Graus,
Wenn weit, o weit die « furchtbar schöne » Glut
Behaglich dort am fernen Himmel ruht.

Nun strömt der Neugier Bachlein ungehemmt,
Und ungewaschen wohl und ungekämmt,
Der ohne Strümpfe, jener ohne Schuh,
Läuft alles dem willkommnen Schauspiel zu.

Und manchem ehrlichen Philister bangt,
Es könnte enden, eh er angelangt;
Auch der Poet, er watschelt mit hinaus
Und sendet seinen Kennerblick voraus.

Da wallt vom Berg mit ungebrochnem Lauf
Die rote Lohe hell zum Himmel auf;
Von Feuerlilien ein gewalt'ger Strauß,
So blüht und glüht das große Bauernhaus.

Es ist die allerschonste Maiennacht;
Von Gold durchwirkt, tiefblau der Himmel lacht.
Eng zwischen Garten ganz im Fruhlingsflor
Zu Feuers Hofstatt fuhrt der Weg empor.

Da sitzt der helle Geist auf seinem Raub
Und macht den morschen Kram zu Asch und Staub;
Umsonst belastigt ihn der Menschenschwarm,
Er wehrt in ruhig ab mit gluhndem Arm.

Es brennt der Hof dem reichen Bauersmann,
Der nie genug sehn und erraffen kann;
Längst hat der Sohn ein neues Haus begehrt,
Wogegen sich der Alte stets gewehrt.

Nun steht er da und schlottert jämmerlich,
Weiß nicht zu raten noch zu helfen sich;
Doch alle sind in guter Sicherheit,
Kein Nachbarhaus gefahrdet weit und breit.

Drum laß uns keck ein wenig naher gehn,
Die heiße Wirtschaft besser zu besehn,
Zu lesen in des Feuers Angesicht
Und was es heimlich mit den Sternen spricht!

2

Von Holz und Reisig eine hohe Wand
Seit langen Jahren um die Scheune stand;
Schon vieles macht' Verwittrung unbrauchbar,
Doch jeder Herbst bringt neue Lasten dar.

Der letzte Winter brachte große Not,
Und manche arme Witwe frierend bot
Ihr armes Geld dem Mann fur wenig Holz –
Er gab's nicht her in seinem Bauernstolz.

Nun flammt es auf in wildem Funkenflug
Mit Scheun und Stall, Pferd, Wagen, Vieh und Pflug;
Die armen Weiber stehn und schaun es an
Und warmen lachelnd ihre Hände dran.

Dies Lacheln mag die bleichste Blume sein,
Die zieren wird des Mannes Totenschrein. –
Weh dem, der solchen Blütenflor gesät,
Wenn einst die Saat in reifen Früchten steht!

3

Von alter Zeit her war des Hauses Wand
Von wuchernd dichtem Efeu überspannt;
Den liebt' der Bauer, sonst so liebeleer,
Weil er so gierig, alt und zäh, wie er!

Nun brennt das dunkle Unkraut lichterloh
Und flackert in der Luft wie leichtes Stroh;
Wer glaubte, daß der alte, schwere Kranz
So lustig hielte seinen Totentanz?

Oho, was fliegt für Ungeziefer aus?
In ganzen Schwarmen flieht die Fledermaus!
Kreuzspinnen, Kafer, was da kriechen mag,
Erlebt im Feuer seinen Jungsten Tag.

Was von Gespenstern und von Koboldsbrut,
Von alten Sünden auf dem Hause ruht,
Und was es sonst für Spuk und Sagen gab,
Brennt mit den dicken Efeuranken ab.

Was mag wohl schimmern dort, und, seh ich recht?
Was löst sich aus dem brennenden Geflecht
Und poltert da zu meinen Fußen her?
Ein tüchtig Kruzifix, von Silber schwer!

Einst riß der Ahn, es sind dreihundert Jahr',
Das Bild als Bilderstürmer vom Altar;
Es blieb im grünen Rankenwerk versteckt,
Nun endlich hat's das Feuer aufgedeckt.

Zwar munkelt man, daß in verschloßner Brust
Die Enkel jederzeit davon gewußt:
Sie hätten's nächtlich auf den Tisch gesetzt
Und sich an dem Geflunker oft ergötzt.

Eins tut mir leid: manch zierlich Schwalbennest
Hing traulich in den wirren Ranken fest;
Wenn nun die liebe Schwalbe wiederkehrt,
So findet sie ihr kleines Haus verheert.

Doch troste dich, o Voglein altvertraut,
Ist erst der neue Giebel aufgebaut,
Gnug Winkel noch und Ecken findest du,
Daran du bauen kannst in guter Ruh!

4

Da ist ein Buch, geschwärzt und halb verbrannt,
Wonach der Mann in Todesangst gesandt;
Ein Jungling wagte dran sein junges Blut
Und trug's mit kecken Händen aus der Glut.

Und gierig stürzt der Mann sich auf das Buch
Und – wirft es weg mit einem derben Fluch;
Sein dickes Schuldnerbuch hat er gemeint,
Nun liegt die Bibel vor dem guten Freund!

Wie arg und undankbar ist diese Welt!
Wie schmählich nun der alte Mann sich stellt!
Erinnert ihn die Bibel nicht mehr dran,
Wie gütlich er sich oft an ihr getan?

Wenn er am Sonntagabend vor ihr saß
Und schmunzelnd dann von dem Kamele las,
Dem Nadelöhre und dem Himmelreich,
Wie war ihm das Gemut da froh und weich!

Wie manchen Bettler, hungerig und matt,
Macht' er mit schonen Bibelsprüchen satt,
Beteuernd hoch und feierlich dabei,
Daß dies das wahre Brot des Lebens sei!

Nun liegt das alte Buch zertreten hier,
Im Feuer blieb der Spangen Silberzier,
Zerrißnen Angesichtes liegt im Kot
Das einst so hochgepriesne Lebensbrot.

5

Und einer kommt und raunt mit trübem Mut,
Wie rettungslos ein konigliches Blut,
Indes das Haus in Rauch und Schutt verfliegt,
Tief unter ihm in schnöden Banden liegt.

Goldfarbner Lowe, seufzt' der edle Wein
Seit Jahr und Tag im dunklen Eichenschrein,
Und ob ihm trampelte der geiz'ge Wicht,
Ließ keinen Tropfen an das Tageslicht.

Wenn still der Sonnenschein das Haus umfing
Und singend ein Gesell voruberging,
Ein frohlich Dürstender mit warmem Blut,
Dann wallt' es unten auf mit süßer Wut:

« O laß mich an des Tages heitern Blick,
Ich bring euch Freiheit, Freude, Lieb und Glück!
Laßt schäumend mich entgegensprühn dem Lied,
Das aus der frohen Menschenkehle zieht! »

Umsonst verhieß er reichen Minnelohn,
Gefesselt blieb der goldne Sonnensohn;
Nicht wahr, ihr Alle, die ihr Herischer heißt,
Es ruht sich wohl auf unterdrucktem Geist?

Nun wankt und sturzt das morsche Sundenhaus,
Doch unter seinen Trümmern atmet aus,
Vergessen, was so lang das Licht gesucht. –
Heil unsrer jungen Reben sußer Frucht!

6

Ein Apfelbaum in voller Blüte steht,
Ein leichter West in seinen Zweigen weht;
Er schaut, verklärt vom blendend roten Schein,
Verwundert in den wilden Brand hinein.

Es ist, als ob der helle Glanz ihn freut',
Weil Blutenblatter in die Glut er streut;
Er atmet ein des Feuers heißen Hauch,
Durch seine Krone zieht der schwarze Rauch.

Da plotzlich langt heruber aus dem Brand
In seine Äste tief die Flammenhand,
Zu Kohlen brennt der schone Blutenbaum –
Hin ist ein dichterlicher Lebenstraum!

7

Dort gegen Westen, traulich unterm Dach
Liegt hoch und abgeschieden das Gemach,
Das sich des Hauses Tochter jederzeit
Zu ihrem Allerheiligsten geweiht.

Es ist ein eng und niedrig Kämmerlein
Mit runden Scheiben und uraltem Schrein,
Drin Putz und Madchenkleinod aller Art,
In buntbemaltem Schachtelwerk verwahrt.

Am Fenster steht das Spinnrad und davor
Auf einem Brett der lang gehegte Flor,
Levkojen, Nelken, Rosen ohne End,
Und wie man all das lose Zeug benennt.

Manch nächtlich Lied hat hier hinaufgetont
Und jene Fensterchen sind dran gewohnt,
Geräuschlos blinkend, heimlich aufzugehn,
Geoffnet halbe Nachte durch zu stehn.

Und manche Leiter wurde aufgetürmt,
Die stille Liebeswarte kühn gestürmt;
Ob stets das Rosengitter widerstand,
Gehort zu den Geheimnissen im Land.

Auch jetzt ist eine Leiter angelegt,
Die einen Schwarm berußter Manner trägt;
Im roten Mantel stürmet in die Tur
Ein Freiersmann mit flammendem Panier.

Und vor ihm fährt ein Knäuel, wirr und kraus,
Erschreckter Liebesgötter fliehend aus;
Das flattert irrend in der Frühlingsluft,
Auch riecht es, wie verbrannten Ambers Duft.

Das ganze Fenstergärtlein stürzt herab
Und findt in einer Hollenglut sein Grab;
So ging's den Gärten der Semiramis
Und ging es noch mit jedem Paradies.

8

Welch lieblich Wunder nimmt mein Auge wahr?
Dort fließt ein Brunnlein, gar so frisch und klar,
Ein holzgeschnitzter Meergott gießt den Trank
In eine ausgehohlte Eichenbank!

Der Westwind hat die Glut herangeweht,
Der alte Gott in vollen Flammen steht,
Und aus der Feuersäule quillt der Schwall,
Des Wasserstrahls lebendiger Kristall!

Wie frohlich tont der schone Silberstrang,
Gleich jenem Kleeblatt, das im Feuer sang!
Du klares Leben, ew'ger Wellenschlag,
Was sendet aus der Tiefe dich zu Tag?

Ich glaubt', ein Brunnenhaus sei feuerfest,
Nun ist ein Hauflein Kohlen hier der Rest!
Die Quelle aber rieselt frisch und rein
Auch über Kohlen in die Welt hinein.

Wer weiß, wie lange schon der Bergquell springt?
Wer weiß, wie lang er noch zum Lichte dringt?
Auf, schnitzelt einen neuen Brunnenmann,
Der wieder hundert Jahr' ihn fassen kann!

9

Zu loben ist der Manner kuhner Mut,
Womit sie ringen, aus der Feuersglut
Zu retten, was man irgend retten kann;
Doch ist nicht redenswert, was man gewann.

Das Beste ist ein alter Totenkranz,
Erinnerung an froher Jugend Glanz,
An den, wie ein verstummter Harfenton,
In voller Hoffnung fruh verblichnen Sohn.

Mit welken Blattern liegt er in der Au,
Und auf ihn fallt der kuhle Maientau;
Die blassen Bänder wehn im Morgenwind,
Daneben frostelnd wacht ein schwaches Kind.

Wie leicht und dürr der alte Kranz mag sein,
Man wird ihm wieder eine Stelle weihn
Im neuen Bau, hoch an der Stubenwand,
Als des Vergangnen letztem, leichtem Pfand.

Da wird er still aufs junge Leben sehn
Und dieses ehrend ihm vorübergehn,
Bis, was einst grün war, endlich ganz zerstiebt
Und man den nackten Reif dem Feuer gibt.

10

Die Flamm ist tot, der Krater ist vergluht,
Die Himmelsrose drüber aufgeblüht;
Sie glänzt auf Asche, wo die Wohnung stand,
Verschwunden ist das morsche Werk der Hand.

Woran der Mensch ruhlos die Hande legt,
Und was er diebisch scheu zusammentragt:
Hin ist nun alles, was nach Richt und Maß
Gefügt, gebunden aufeinander saß.

Doch ihr erglanzet mir unwandelbar,
Ihr Morgenlande, wonniglich und klar!
Ihr Berg' und Taler rings im Knospendrang,
Voll Quellenrauschen und voll Vogelsang!

O Überfülle, die zum Lichte schwillt,
O Blütenwirbel, der da überquillt
Und überwuchert, wo die tote Hand
Mit ihrer Spanne mißt das reiche Land.

Das ist die Nachhut, die den Rücken deckt;
Drum auf zum Werke, Menschheit, unerschreckt!
Bau auf, reiß nieder und bau wieder auf:
Das Jahr geht immer seinen Segenslauf!

AM VORDERRHEIN

Wie ahnungsvoll er ausgezogen,
Der junge Held, aus Kluft und Stein!
Wie hat er durstig eingesogen
Die Milch des Berges, frisch und rein!
Nun wallt der Hirtensohn hernieder,
Hin in mein zweites Heimatland:
O gruß mir all die deutschen Brüder,
Die herrlichen, langs deinem Strand!

So gruß auch all die deutschen Frauen
Und lerne ritterlichen Brauch;
Und wenn du wirst die Dome schauen,
Die krausen Käuze, gruß sie auch!
Sonst wüßt ich niemand just zu grüßen,
Vielleicht die schlimme Lorelei
Und deiner Reben freudig Sprießen –
Den Vierzigen geh still vorbei!

Es taucht ein Aar ins Wolkenlose
Hoch uber mir im Sonnenschein;
Ich werfe eine Alpenrose
Tief unten in den wilden Rhein:
Fuhr nieder sie, führ sie zu Tale,
Und eh du trittst zum Meerestor,
Den Vettern halt, im Eichensaale,
Den harrenden, dies Zeichen vor!

MEIN LIED AN DAS DEUTSCHE VOLK

Vorstufe des Gedichtes «Am Vorderrhein» 1844,
die von Keller nicht veroffentlicht wurde.

Vernimm den Gruß von meiner Berge Schoß,
Geliebtes Nachbarvolk, o deutsches Volk!
O deutsches Volk, so kindlich, doch so groß!
Ein Maienhimmel, eine Donnerwolk'!
O möchte mir ein einfach Lied gelingen,
Es klingt so rauh im hohen Felsensaal!
Doch send ichs dir auf leichten Lenzesschwingen,
Vielleicht steigt milder es zu dir ins Tal!

Wie oft, wenn ich am jungen Rheine saß
Und mit der Seele folgte seinem Lauf,
Geschahs, daß ich die Heimat schier vergaß,
Und ihrer Urgebirge Riesenknauf
Schmolz hin vor meines Herzens heißem Sehnen:
Ich sah entzuckt ins ebne Land hinaus,
Ins Land der Sagen und der Liebestränen,
Ins hohe weite deutsche Dichterhaus!

Dann sprach ich wohl: Du schöner grüner Rhein!
O könnt ich mit dir in die Fremde gehn!
Könnt ich ein Schiffer deiner Wellen sein,
Mit dir das liebe, fromme Deutschland sehn!
Wie wollt ich fröhlich seine Frauen grüßen,
Vor Allen würdevoll, so stark und zart!
Mit Andacht seine grauen Dome küssen
Und mich erfreun an seiner Kunst und Art!

Der Erde Wunsche reifen all zur Zeit;
So sah ich mich mit leichtem Wanderstab
Bewundern deine milde Herrlichkeit,
Ein reichgeschmücktes, rosenduftend – Grab!
Und auf dem Grabe standen vierzig Throne,
Als vierzig Leichensteine, schwer von Erz!
Auf jeglichem lag eine goldne Krone,
Die drückte ihre Zacken in dein Herz!

Doch bang, wie wenn am Allerseelentag
Verwaiste Sohne an den Grabern knien,
Doch bang und bebend eine Totenklag'
Sah ich empor zum blauen Himmel fliehn!
Das waren deine Sanger, deine Weisen,
O deutsches Volk, die um dich trauerten!
Die klirrend da mit ihrer Ketten Eisen
Dein altes, großes Grab umschauerten!

Da fragt ich laut: Erscheint kein Ostertag,
Der dieses Grabes Hülle sprengen kann?
Der diesen Riesenleichnam wecken mag
Aus seines Todes schwerem Schlaf und Bann?
Und mir erwiderte ein süßes Flustern,
Das säuselt aus dem Blumenduft hervor;
Verborgner Flamme schlug ein heißes Knistern
Zu mir herauf und an mein lauschend Ohr!

Und ich erkannte: Ja, du bist ein Grab!
Jedoch ein Grab voll Auferstehungsdrang!
O deutsches Volk, ich ruf es dir hinab
Und mische mich in deiner Seher Sang:
Dir werden noch die Osterglocken schallen,
Wie keinem Volke sie erklungen sind!
Dein still Ergeben hat dem Herrn gefallen,
Und hoch erheben wird er dich, sein Kind!

Hier oben wirds der Freiheit bald zu eng,
Sie sucht zu sprengen ihren Felsensarg!
Der reifen Jungfrau wird der Gurt zu eng
Des Rheins, der ihren Reiz dir, Deutschland, barg!
Sind keine Alpenrosen zugeschwommen
Euch dort, ihr Junglinge am Niederrhein?
Habt ihr noch nie des Alphorns Klang vernommen
In stiller Nacht beim hellen Sternenschein?

Wir haben euch das Mägdlein treu gepflegt
Durch manch Jahrhundert, und oft kummervoll!
Auch eure Freiheit haben wir gehegt,
Die einst von unsern Bergen steigen soll!
Wir greifen todeskuhn zu Schild und Degen,
Wenn unserm Wappen deutsche Knechtschaft droht;
Wie gerne wolln wir auf den Altar legen
Der einen Freiheit unser Weiß und Rot!

Ich grüße dich, o Deutschland lieb und traut,
Ein Veilchen schlummre noch in guter Ruh!
Wenn meine Hoffnung auf den Franken baut,
So wendet dir sich meine Liebe zu!
Und muß dies Lied nicht deutschen Klangs erklingen?
Ist nicht mein innerst Denken deutsches Wort?
O Hoffnung, Hoffnung nur vor allen Dingen,
Die Form vergeht, die Zeit, die Zeit eilt fort.

VIA MALA

Wie einst die Tochter Pharaos
Im grunen Schilf des Niles ging,
Dess Auge hell, verwundrungsgroß
An ihren dunkeln Augen hing;
Wie sie ihr Haupt, das goldumreifte,
Sehnsuchtig leicht flutuber bog,
Um ihren Fuß das Wasser schweifte
Und silberne Ringe zog:

So seh ich dich, du träum'risch Kind,
Am abendlichen Rheine stehn,
Wo seine schonsten Borde sind
Und seine grunsten Wellen gehn.
Schwarz sind dein Aug und deine Haare,
Und deine Magd, die Sonne, flicht
Daruber eine wunderbare
Krone von Abendlicht.

Ich aber wandle im Gestein
Und wolkenhoch auf schmalem Steg,
Im Abgrund schäumt der weiße Rhein
Und via mala heißt mein Weg!
Dir gilt das Tosen in den Klüften,
Nach dir schreit dieses Tannenwehn,
Bis hoch aus kalten Eiseskluften
Die Wasser jenseits niedergehn!

GEGENÜBER

Da rauscht das grune Wogenband
Des Rheines Wald und Au entlang:
Jenseits mein lieb Badenserland,
Und hier schon Schweizerfelsenhang.

Da zieht er hin, aus tiefer Brust
Mit langsam stolzem Odemzug,
Und uber ihm spielt Sonnenlust
Und Eichenrauschen, Falkenflug.

Kein Schloß, kein Dom ist in der Nah,
Nur Walder schauen in die Flut;
Von Deutschland schwimmt ein fliehend Reh
Herüber, wo es auch nicht ruht.

Und in der Stromeseinsamkeit
Vergeß' ich all den alten Span,
Versenke den verjahrten Streit
Und hebe hell zu singen an:

«Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo ungestört und ungekannt
Ich Schweizer darf und Deutscher sein!

«Wo ich hinüber rufen mag,
Was freudig mir das Herz bewegt,
Und wo der klare Wellenschlag
Den Widerhall zurück mir trägt!

« O steigt zum Himmel, Lied und Wort!
Schwebt jubelnd ob dem tiefen Rhein!
Hier ist ein stiller Freiheitsport
Und hier wie dorten schweigt der Hain! »

Da raschelt's druben, und der Scherg,
Zweifärbig, reckt das Ohr herein –
Ich fliehe rasch hinan den Berg.
Ade, du stiller Ort am Rhein!

VIER JAHRESZEITEN

Und wieder grünt' der schöne Mai,
O dreimal selige Zeit!
Wie flog die Schwalbe froh herbei!
Als ob ich mitgeflogen sei,
War mir das Herz so weit!

O linde Luft im fremden Land,
Auf Bergen und Gefild!
Wie reizend fand ich diesen Strand,
Allwo mein suchend Auge fand
Ihr leicht hinwandelnd Bild!

Ich sah des Sommers helle Glut
Empörtes Land durchziehn;
Sie stritten um das höchste Gut,
Geschlagen muß das freiste Blut
Aus hundert Wunden fliehn.

Kaum hört ich in verliebter Ruh
Der schwulen Sturme Wehn;
Ich wandte mich den Blumen zu
Und sprach: «Vielleicht, mein Herz, wirst du
Ein andres Herz erstehn! »

Die Traube schwoll so frisch und blank
Und ich nahm beiderlei:
Mit ihrem Gruß den jungen Trank –
Und als die letzte Traube sank,
Da war der Traum vorbei.

Doch jene, die zur Sommerszeit
Der Freiheit nachgejagt,
Sie schwanden mit der Schwalbe weit,
Sie liegen im Friedhof eingeschneit,
Wo trüb der Nachtwind klagt.

AN FRAU IDA FREILIGRATH

Albumblatt von 1846

So ist es doch betrubt zu klagen,
Wenn deutsche Mütter den Rhein hinab,
Hinab und uber des Meeres Grab
Die zarten Wickelkindlein tragen
Nach freier Länder Gestaden hin,
Indes die Manner auf weiten Wegen,
Getrennt, bekümmert zum Ziele fliehn!
Ich streue meinen leichten Segen,
Fast trauernd, in dein Frauenherz:
Fahr glücklich denn rheinniederwärts
Und finde Leut in allen Reichen,
Die gute Milch dem Kindlein reichen,

Und auf den Schiffen, wenn es schreit,
Ein Publikum, das ihm verzeiht!
Des Reimes wegen, als ein Schweizer,
Wunsch ich dir einen nüchternen Heizer,
Der da vorsichtig, sanft und lind
Das Schiff dich tragen laßt mit dem Kind.
Ich wunsche, daß alles, was sehenswert,
Die schonste Seite zu dir kehrt,
Vor deinen Fuß frisch Rasengrün,
Dem Auge freundlicher Sterne Gluhn,
In deine Hande weißes Brot
Und alle Tag Morgen- und Abendrot!
Derweil sei deinem Mann der Wein
Allüberall suß, stark und rein!

Und weil die Guten dieser Erden
Noch lange Tage wandern werden,
So mache die Ferne das Herz euch satt
Mit allem Besten, was sie hat!
Sie fulle freundlich euch die Truh
Und geb euch leichte Sorgen am Tag,
Des Abends Nachtigallenschlag,
Zur Nachtzeit aber die goldene Ruh;
Des Sommers Frucht, des Fruhlings Zier,
In England immer vom besten Bier,
Den Fisch im Wasser, den Vogel der Luft,
Nur keinen Boden zu einer Gruft:
Denn in der Heimat sollt ihr sterben
Und euren Kindern die Freiheit vererben!

STEIN- UND HOLZ-REDEN

Auf Lüneburger Haide,
Da steht der alte Stein,
Daneben die alte Eiche,
Sie mag wohl tausendjahrig sein.

Gesellen ziehn vorüber
Im Lenz mit frischem Sang;
Sie singen von deutscher Freiheit,
In heller Luft verhallt der Klang.

Da spricht der Stein zur Eiche,
Als wacht' er auf vom Traum:
« Ging nicht vorbei die Freiheit?
Wach auf, wach auf, du deutscher Baum! »

Und durch des Baumes Krone,
Da fahrt ein Windesbraus,
Die moosigen Äste schlagen
In tausend jungen Augen aus!

Da spricht zum alten Steine
Der frisch ergrünte Baum:
« Klang nicht das Lied der Einheit?
Wie, oder war's des Windes Traum? »

Die Sänger sind gezogen
Fernhin durchs Haidekraut.
Die Eiche hat ihnen von oben
Gar lang und traurig nachgeschaut.

Den letzten Ton in Lüften
Hat sie verhallen gehört,
Dann hat sie rauschend die Äste
Vom welken Laub im Zorn geleert.

« Nun will ich wieder schlafen »,
Spricht sie zum alten Stein,
« Du wunderlicher Träumer
Sollst mir nun einmal stille sein! »

BEIM RHEINWEIN

1847

Aller Sonnenschein,
Der einen Sommer lang
Längs dem schonen Rhein
Sich um die Berge schlang,
Breitet heute aus dem Wein zumal
Seine Glorie durch den weiten Saal.

In dem Scheine steigt
Es auf wie Rebenhohn;
Ob dem Zauber schweigt
Der Glaser hell Geton,
Und der selbstvergeßne Zecher lauscht,
Wie der Strom in seinen Ohren rauscht.

Und im Morgenschein
Durch die Gestade hin
Sieht den hellen Rhein
Er sich vorüberziehn,
Und ein Binsenkörbchen trägt die Flut,
Drin das Moseskind der Deutschen ruht.

Scharf am Felsenriff
Bricht sich der Morgenwind,
O gebrechlich Schiff,
O du verlaßnes Kind!
Keine Konigstochter badet heut,
Die dir schutzend ihre Hände beut!

Nur die Liebe wacht
Und folgt am Uferhang,
Und ihr Auge lacht
Auf dich die Fahrt entlang,
Liebe, die das Heldenkind gebar,
Die der Freiheit reine Mutter war.

Bis die Zeit entfloh,
Wo du einst wiederkehrst
Und den Pharao
Vor Gott erbeben lehrst,
Wirst ein starker, kluger Moses sein –
O wie lang noch fließt der grüne Rhein?

WIEN

1848

Stadt der Freude, Stadt der Tone,
Morgenfrohes, stolzes Wien,
Dessen fruhlingsheitre Söhne
Nun der Freiheit Rosen ziehn:
Ja, wir haben uns versundigt,
Als wir grollten deiner Lust,
Deinem Jauchzen, das verkündigt
Eine starke, tiefe Brust!

Auf den zauberischen Wogen
Deutscher Tanze schwebtest du;
Wetter kamen schwul gezogen,
Schelmisch logst du uppige Ruh.
Eisgrau saßen tote Wachter
Vor dem klangerfullten Haus –
Sieh, da sandtst du edle Fechter
Singend in das Fruhrot aus!

Mit den Floten, mit den Geigen,
Mit Posaunen hell voran
Fuhre vorwarts deinen Reigen
Auf der morgenroten Bahn!
Einmal noch durch deutsche Lande
Führ ein deutsches Kaiserbild,
Reich zu schaun im Goldgewande,
Und wir grüßen fromm und mild!

Dieser Traum wird auch verwehen
Und am alten Sternenzelt
Endlich unter die Sterne gehen
Zu der toten Gotterwelt;
Und wo flimmernd Schwan und Leier
Und das Bild des Kreuzes sprühn,
Wird dereinst im stillen Feuer
Caroli magni Krone glühn!

Aber dann in tausend Wiegen,
Hier in Gold und dort in Holz,
Wird der junge Kaiser liegen,
Freier Mutter Ruhm und Stolz,
Wird als Hirt auf Blumenauen,
Im Gebirg als Jäger gehn,
Auf des Meerschiffs schwanken Tauen
Als ein braver Seemann stehn!

DIE SCHIFFERIN AUF DEM NECKAR

1849

I

Wir standen an rauschender, schwellender Flut,
Wir sieben Gesellen mit brausendem Blut,
Entzündet vom Weine, von Lied und von Lust,
Hol uber! ertont es aus jauchzender Brust.

Da kam eine Schifferin rustig heran,
Sie faßte das Ruder und wandte den Kahn;
Wir sprangen mit Mutwill und Lachen hinein,
Fast war der gebrechliche Nachen zu klein.

So stieß sie vom Land in die Wogen hinaus,
Die Mitte des Stromes war weißlich und kraus;
Wir brachten mit Schaukeln das Schifflein in Not,
Doch ruhig und aufrecht regiert' sie das Boot.

Mit Schmeicheln und Scherzen belagerten wir
Die wehrlose Maid, und es hingen an ihr
Die glänzenden Blicke, doch ihnen vorbei
Schaut' sie auf die Wasser so kuhl und so frei.

Zuletzt in den Lüften entbrannte die Lust,
Zu stehlen der Jungfrau das Tuch von der Brust,
Und Augen und Worte wie Wellen und Wind,
Sie gaben zu schaffen dem kämpfenden Kind.

Und siegreich erreicht' sie den anderen Strand
Und ließ uns mit fliegendem Busen ans Land;
Gewendet den Nachen, schon kehrt' sie zurück,
Fuhr uber das Wasser mit ruhigem Blick.

2

Es ringen die Ströme gewaltig zu Tal,
Die Deutschen nach Einheit mit Feder und Stahl;
Der Neckar erreichet den wallenden Rhein,
Doch ewig muß deutsche Zerrissenheit sein.

Die feindlichen Stämme, sie stritten im Land,
Die Preußen, die Hessen, die Bayern zuhand
Verfochten mit blutiger Mühe den Thron:
Die Badischen sind gegen Suden geflohn.

Am Strand blieb ein Häuflein Rebellen zuruck,
Die finden zum Fliehn weder Furten noch Brück',
Vom Rotweine trinken die Neige sie noch
Und bringen voll Wut ihrem Hecker ein Hoch.

Da kracht es vom Walde, da blinkt es vom Berg,
Es flüchtet der Fischer, es birgt sich der Ferg;
Ja blickt nur, ihr wilden Gesellen, euch an!
Wohl ist es um euere Köpfe getan!

Schon schimmert durch Bäume der Helm und der Speer,
Es fliegt der Husar auf der Straße daher;
Die Schifferin drüben steht einsam am Bord,
Schon schwenkt sie das Ruder, schon ist sie am Ort.

Sie springen mit bleichen Gesichtern hinein,
Fast ist der gebrechliche Nachen zu klein;
Mit Männern und Waffen zum Sinken beschwert,
Hat schon sie das Schiff in die Fluten gekehrt.

Das ist eine düstre Gesellschaft im Boot,
Wie Blut weht am Hute die Feder so rot,
Zerrissen die Bluse, geschwärzt das Gesicht,
In den Augen flackert das Totenlicht!

Ein dürftiges Fahnlein im Winde sich rollt,
Aus schlechtem Kattun, das ist schwarz, rot und gold;
So treibt auf den Wellen der schwankende Kahn,
Die Schifferin sucht ihm die rettende Bahn.

Und wie sie die Mitte des Flusses erreicht,
Schon Kugel auf Kugel das Wasser bestreicht;
Sie schlagen ins Ruder, sie schlagen ins Schiff,
Es schweift um die Ohren der greuliche Pfiff.

Da recken die Bursche sich fluchend empor,
Und schnell fahrt der schlummernde Blitz aus dem Rohr;
Sie stemmen den Fuß auf den schwebenden Rand
Und laden und senden die Kugeln ans Land.

Es rieselt im Nachen die purpurne Flut,
Die Schifferin steht in dem tanzenden Blut;
Scharf streift ihr der Tod an den Brusten vorbei,
Das Aug hangt am Ziele nur sicher und frei.

Schon führt sie zerschossene Leichen an Bord,
Und bleicher nur kampfen die Lebenden fort;
Das Fahnlein verschwindet und flattert aufs neu,
Fest steht nur die Jungfrau und steuert getreu.

Und endlich gewinnt sie die schützende Bucht,
In Hohlwegen bergen die Letzten die Flucht;
Wo nachtliche Diebe und Wilderer gehn,
Verliert sich des Deutschpaniers klagendes Wehn.

Die Maid aber legt jetzt das Ruder zur Ruh
Und drückt ihren Toten die Augen zu.
Sie ziehet den schwimmenden Sarg auf den Sand
Und setzt ihren Fuß auf den blutigen Rand.

Da hat doch ihr Herz ein Erbeben gefaßt,
Da erst sind die rosigen Wangen erblaßt;
Das ruhvolle, kuhle, das klare Gemut
Hat Einmal in zitternden Flammen geglüht!

DER GEMSJÄGER

1849

Er kam, ein alter Jägersmann,
Herab an unsrer Ströme Flut,
Er hatte kurze Hosen an
Und trug 'nen spitzen Jägerhut.

Er ging so ernst, er sah so schlicht,
Wie seiner Joppe graues Tuch;
Aus seinem Mund ging das Gerücht
Von manchem guten Waidmannsspruch.

« In seiner Tasche », dachten wir,
« Birgt er gewiß aus Alpenkraut
Für altes Leid das Elixier,
In hoher Einsamkeit gebraut.

« Und wachsam, recht nach Jägerart,
Späht rings sein scharfes Aug herum,
Und seine sichre Kugel wahrt
Vor Feinden unser Heiligtum! »

Wir holten ihn mit Kränzen ein
Und führten ihn mit frohem Mut
In unser neues Haus hinein,
Und ernsthaft zog er seinen Hut.

Nun sitzt er drin, der Spaß ist aus,
Verriegelt ist die neue Tur,
Und aus dem totenstillen Haus
Blinzt nur des Jagers Rohr herfur!

RHEINBILDER

1

Das Tal

Mit dem grauen Felsensaal
Und der Handvoll Eichen
Kann das ruhevolle Tal
Hundert andern gleichen.

Kommt der Strom mit seinem Ruhm
Und den stolzen Wogen
Durch das stille Heiligtum
Prächtig hergezogen,

Und auf einmal lacht es jetzt
Hell im klarsten Scheine,
Und dies Liederschwälbchen netzt
Seine Brust im Rheine!

2

Stillleben

Durch Bäume dringt ein leiser Ton,
Die Fluten hört man rauschen schon,
Da zieht er her die breite Bahn,
Ein altes Städtlein hängt daran

Mit Türmen, Linden, Burg und Tor,
Mit Rathaus, Markt und Kirchenchor;
So schwimmt denn auf dem grünen Rhein
Der goldne Nachmittag herein.

Im Erkerhäuschen den Dechant
Sieht man, den Romer in der Hand,
Und uber ihm sehr stille steht
Das Fähnlein, da kein Lüftchen geht.

Wie still! nur auf der Klosterau
Keift fernhin eine alte Frau;
Im kühlen Schatten nebendran
Dumpf donnert's auf der Kegelbahn.

3
Frühgesicht

Es donnert uber der Pfaffengass'
Des weiland heil'gen römischen Reiches
Wie Gottes Heerschild jahen Streiches;
Der Morgen dämmert rosig blaß.

Und wie der Schlag weithin verhallt,
Wogt eine graue Nebelmasse,
Als zog' ein Heervolk seine Straße,
Das auf den Wassern endlos wallt.

Im Zwielicht raget Dom an Dom,
An allen Fenstern lauscht's verstohlen;
Doch auf gedankenleichten Sohlen
Vorüber eilt der Schattenstrom.

Das rauscht und tauschet Hand und Kuß,
Der Sturmhauch ruhrt verjahrte Fahnen
Wie neues Hoffen, altes Mahnen,
Erschauernd wie ein Geistergruß.

Was brav und mannhaft ist, vereint
Zieht es, den letzten Streit zu schlagen;
Er klirrt zu Fuß, zu Roß und Wagen,
Zum Freunde wird der alte Feind,
Und neben Siegfried reitet Hagen.

SONNWENDE UND ENTSAGEN

ICH HAB IN KALTEN WINTERTAGEN

Ich hab in kalten Wintertagen,
In dunkler hoffnungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen,
O Trugbild der Unsterblichkeit!

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
Nun seh ich, daß ich wohl getan;
Ich habe neu das Herz umkranzet,
Im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strome,
Er rinnt mir kuhlend durch die Hand;
Ich schau hinauf zum blauen Dome –
Und such kein beßres Vaterland.

Nun erst versteh ich, die da blühet,
O Lilie, deinen stillen Gruß,
Ich weiß, wie hell die Flamme glühet,
Daß ich gleich dir vergehen muß!

DIE ZEIT GEHT NICHT

Die Zeit geht nicht, sie stehet still,
Wir ziehen durch sie hin;
Sie ist ein Karavanserai,
Wir sind die Pilger drin.

Ein Etwas, form- und farbenlos,
Das nur Gestalt gewinnt,
Wo ihr drin auf und nieder taucht,
Bis wieder ihr zerrinnt.

Es blitzt ein Tropfen Morgentau
Im Strahl des Sonnenlichts;
Ein Tag kann eine Perle sein
Und ein Jahrhundert nichts.

Es ist ein weißes Pergament
Die Zeit und jeder schreibt
Mit seinem roten Blut darauf,
Bis ihn der Strom vertreibt.

An dich, du wunderbare Welt,
Du Schonheit ohne End,
Auch ich schreib meinen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgeblüht
In deinem runden Kranz;
Zum Dank trüb ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz.

SIEHST DU DEN STERN

Siehst du den Stern im fernsten Blau,
Der flimmernd fast erbleicht?
Sein Licht braucht eine Ewigkeit,
Bis es dein Aug erreicht!

Vielleicht vor tausend Jahren schon
Zu Asche stob der Stern;
Und doch steht dort sein milder Schein
Noch immer still und fern.

Dem Wesen solchen Scheines gleicht,
Der ist und doch nicht ist,
O Lieb, dein anmutvolles Sein,
Wenn du gestorben bist!

WIR WAHNTEN LANGE RECHT ZU LEBEN

Wir wahnten lange recht zu leben,
Doch fingen wir es toricht an;
Die Tage ließen wir entschweben
Und dachten nicht ans End der Bahn!

Nun haben wir das Blatt gewendet
Und frisch dem Tod ins Aug geschaut;
Kein ungewisses Ziel mehr blendet,
Doch grüner scheint uns Busch und Kraut!

Und wärmer ward's in unsern Herzen,
Es zeugt's der froh gewordne Mund;
Doch unsern Liedern, unsern Scherzen
Liegt auch des Scheidens Ernst zu Grund!

ROSENGLAUBE

Dich zieret dein Glauben, mein rosiges Kind,
Und glanzt dir so schon im Gesichte!
Es preiset dein Hoffen, so selig und lind,
Den Schopfer im ewigen Lichte!
So loben die tauigen Blumen im Hag
Die Wahrheit, die ernst sie erworben:
Solange die Rose zu denken vermag,
Ist niemals ein Gartner gestorben!

Die Rose, die Rose, sie duftet so hold,
Ihr dunkt so unendlich der Morgen!
Sie bluht dem ergrauenden Gartner zum Sold,
Der schaut sie mit ahnenden Sorgen.
Der gestern des eigenen Lenzes noch pflag,
Sieht heut schon die Blute verdorben –
Doch seit eine Rose zu denken vermag,
Ist niemals ein Gartner gestorben!

Drum schimmert so stolz der vergängliche Tau
Der Nacht auf den bebenden Blattern;
Es schwanket und flustert die Lilienfrau,
Die Vögelein jubeln und schmettern!
Drum feiert der Garten den festlichen Tag
Mit Floten und feinen Theorben:
Solange die Rose zu denken vermag,
Ist niemals ein Gärtner gestorben!

DIE GRABER

Zwei Graber waren auf der Haide,
Von Immortellen ganz bedeckt.
Ein schones Weib mit schwerem Leide
Lag auf dem einen hingestreckt;
Das andre hielt mit bittern Tranen
Ein trauervoller Mann bewacht,
Und beide sahn mit Liebessehnen
Hinauf zur hellen Frühlingsnacht.

« In jenen heil'gen Ätherfernen
Harrt nun die liebste Seele mein,
Bald werd ich unter goldnen Sternen
Auf ewig, ewig bei Ihm sein!
Als einen Hauch und Seufzer zahle
Ich noch die kurze Spanne Zeit;
Dann aber sind so Lieb' wie Seele
Ganz der Unendlichkeit geweiht! »

« O kreiset rascher, träge Sonnen!
Und loset dieses Leibes Bann,
Daß ich befreit in neuen Wonnen
Mein selig Liebchen finden kann!
Heil mir! Ich will sie wiedersehen!
Und ob auch Stern um Stern zerbricht,
In Ewigkeit wird nie vergehen
Zwei treuer Seelen Bund und Licht! »

So riefen Weib und Mann, so beide,
Ganz in den eignen Gram gebannt;
Sie sahn sich nicht auf dunkler Haide,
Die Blicke himmelwarts gewandt.

So trauerten sie, bis der Morgen
Errôten hieß der Wolken Schar,
Im Ätherblau das Gold verborgen
Und lichter Tag auf Erden war.

Da rafften sie sich auf und gingen
Entlang das schimmernde Gefild,
Bis plotzlich ihre Augen hingen
Eins an des andern schonem Bild.
Und eh der junge Tag, der warme,
Die letzten Tranen weggekußt,
Schon fielen lachelnd in die Arme
Sich beide, Leid in Lust gebußt.

Der Enkel Trupp mit festen Händen
Auf selber Haid im Sonnenschein
Sieht pflügen man und singend wenden
Ein langst verschollenes Gebein.
Sie decken rasch, was sie gefunden,
Mit jungen Saaten, im Gemut
Leis ahnend, daß die eignen Stunden
Aus diesem Tode nur erbluht!

WOCHENPREDIGT

In heißem Glanz liegt die Natur,
Die Ernte lagert auf der Flur;
In langen Reihn die Sichel blinkt,
Mit leisem Gerausch die Ähre sinkt.

Doch hinter jenen grünen Matten,
In seines Kirchleins kühlem Schatten
Geborgen vor dem Stich der Sonne,
Da steht das Pfafflein der Gemeine,

Auf diesem, dann auf jenem Beine,
In seiner alten Predigertonne
Hoch an dem Pfeiler grau und fest,
Dem Kranich gleich in seinem Nest.

Schwarz glänzt das kurzgeschorne Haar,
Wie Röslein bluht das Wangenpaar;
Nur etwas schlafrig blinzeln nieder
Die Äuglein durch die fetten Lider,
Weil er sich seiner Wochenpredigt
Mit ziemlich saurer Muh entledigt.
So spricht er von dem ewigen Leben,
Das nach dem Tod es werde geben:
Wie man auch da noch müsse ringen
Und immer weiter vorwärts dringen,
Und nie von Handel und Wandel frei,
Bis man zuletzt vollkommen sei;
Von einem Stern zum andern hupfen
Und endlich in den Urquell schlupfen.

Doch unten in des Kirchleins Tiefen
Die Hörer auf den Bänken schliefen.
Sie waren alle hoch an Jahren,
Mit weißen oder gar keinen Haaren,
Ganz klingeldürre Fraun und Greise,
Gebeugt von ihrer langen Reise;
So lehnten sie an ihren Krücken
Mit lebensmüdem sanftem Nicken.
Sie hatten gelebt und hatten gestritten,
Erde gegraben und Garben geschnitten,
Bürden getragen und Freuden gehabt
Und, wenn sie gedürstet, sich gelabt.
Sie hatten nicht ihr Leben verfehlt,
Kein Genie und keine Tugend verhehlt,
Auch keine Schwänke unterlassen;
Wen s' konnten bei der Nase fassen,

Den haben sie gar fest ergriffen
Und ihn mit Freuden ausgepfiffen,
Nicht immer bezahlt, was sie geborgt,
Und fleißig doch für Erben gesorgt.

Die Predigt schweigt, sie sind erwacht,
Die Kirchentur wird aufgemacht,
Und leuchtend bricht der grune Schein
Der Bäume in die Dämmrung ein.
Die Alten stehen muhsam auf
Und setzen sich gemach in Lauf
Und schleichen seltsam kreuz und quer
Zwischen den Grabern hin und her.
Sie setzen sich auf die Leichensteine
Und reiben ihre kranken Beine,
Sie hüsteln, spucken aus und lachen
Und sprechen bewußtlos kindische Sachen.
Sie schauen in die goldnen Auen,
Wo ihre Enkel und Sohnesfrauen
Im fernen Sonnenglanze gehen,
Die reifen Früchte rüstig mahen;
Sie sehen in all den hellen Schein
Mit bloden Augen stumm hinein.
Schon ist verklungen leis und weit
Das Lied von der Unsterblichkeit.
Und wie vor langen achtzig Jahren
Die Flammlein im Entstehen waren
Und mahlich aus der tiefen Nacht
Sich in ein helles Licht entfacht,
Das freilich auch sich ewig schien,
So glimmen sie jetzt wieder hin
Und denken Beßres nicht zu tun,
Als ewig, ewig auszuruhn.
Von Durst nach neuem Kommerzieren,
Wenn recht ihr schaut, ist nichts zu spüren.

Das Pfafflein ist nach Haus gekommen,
Hat einen Schluck zu sich genommen
Und wandelt jetzt im schmucken Garten,
Den kühlen Abend zu erwarten,
Wo er sich freut auf ein Gelage,
Zu dem er freundlich ist gebeten;
Doch steht die Sonn' noch hoch am Tage.
Dess ist er nun in großen Noten;
Er weiß, die besten Bachforellen
Werden auf blumiger Schussel schwellen,
Auslandische Wurst und kostlicher Schinken
Reizen ihn zu frohem Trinken;
Er kennt die staubigen Flaschen zu gut
In Herrn Confratris frommer Hut,
Die schön geschliffnen Gläser dringen
Schon in sein Ohr mit feinem Klingen;
Er kennt das Tischlein hinter der Türen,
Von wo die Flaschen hermarschieren,
Bis er eine mit silbernem Hals entdeckt,
Die vor dem Abschied doppelt schmeckt.

Und noch drei lange, lange Stunden! –
Hier hat er Ranken angebunden,
Ein nagendes Räupchen abgelesen,
Dort aufgehoben einen Besen
Und an das Gartenhaus gelehnt,
Dann einen Augenblick gewähnt,
Er wolle auf den Sonntag Morgen
Noch schnell für eine Predigt sorgen;
Doch ist er hievon abgegangen,
Hat einen Schmetterling gefangen,
Wirft einen Socken über den Hag,
Der mitten in einem Beete lag.
Die Sonne steht noch hoch am Tag.
Er wird der langen Weil zum Raube

Und sinkt in eine kühle Laube,
Macht dort ein Ende seiner Pein,
Schläft zwischen Rosen und Nelken ein.

O Pfäfflein, liebes Pfafflein, sag:
Ist dir zu lang der eine Tag,
Was willst du mit all den Siebensachen,
Den Millionen Sternen und Jahren machen?

FAHRENDE SCHÜLER

Fliehe nicht, du holde Maid,
Wenn wir dir vorüberkommen,
Leute, denen aus Wanderleid
Ist ein guter Stern entglommen!

Sind gebräunt in Wetter und Wind
Und gereift an heißen Sonnen;
Über unsre Wangen sind
Ein paar Tränen schon geronnen.

Treten jetzo fest einher,
Fühlen unter uns die Erde,
Nicht von eitlem Hoffen schwer,
Noch verzagend vor Gefahrde.

Atmen froh das Morgenwehn,
Wenn wir durch die Lande schweifen;
Glauben nichts, als was wir sehn
Und mit unsern Sinnen greifen!

Halten nichts auf hohlen Dunst,
Mogen nichts auf Worte geben;
Doch verstehen wir die Kunst,
Wie wir denken, auch zu leben.

Scheiden leicht von jedem Traum,
Der sich nicht mit Wahrheit paarte;
Doch hegt unser Busen Raum
Für das Starke wie das Zarte.

Ruhen heut im sonnigen Tal,
Lauschend, wie die Knospen springen,
Stehen morgen im Wetterstrahl,
Wo die Stürme die Wolken schwingen.

Und es lobet unser Geist,
Was da lebt in Licht und Grauen;
Doch wir ehren noch zumeist,
Wenn sie gut sind, holde Frauen!

FLACKRE, EW'GES LICHT IM TAL

Flackre, ew'ges Licht im Tal,
Friedlich vor dem Fronaltare:
Auch dein Küster liegt einmal,
Der das Öl hat, auf der Bahre!

Rausche fort, du tiefer Fluß!
Dein Gesang wird fortbestehen;
Aber jede Welle muß
Endlich doch im Meer vergehen.

Nachtviolen, süß und stark
Duftet ihr durch diese Lauben,
Und ihr wißt das feinste Mark
Luft und Erde schnell zu rauben.

Von der warmen Nacht gekußt,
Säumt ihr nicht, es auszuhauchen,
Eh ihr selber wieder müßt
Eure Köpflein untertauchen.

Aus des Äthers dunklem Raum
Perlen leuchtend goldne Sonnen,
Kommen, schwinden wie ein Traum,
Doch gefullt bleibt stets der Bronnen.

Und nur du, mein armes Herz,
Du allein willst ewig schlagen,
Deine Lust und deinen Schmerz
Endlos durch die Himmel tragen?

Ewig neu der Wirbel ist,
Zahllos aller Dinge Menge,
Und es bleibt uns keine Frist,
Zu beharren im Gedrange.

Wie der Staub im Sonnenstrahle
Wallt's vorüber, Kern und Schale –
Ewig ist, begreifst es du,
Sehnend Herz? nur deine Ruh!

GOTT

Das Gedicht aus dem Jahre 1844 wurde von Keller nicht veröffentlicht

Gott ist ein großes stilles Haus,
Das offen steht zu jeder Stunde!
Kein Ton geht weder ein noch aus,
Und dunkel scheints in seinem Grunde.
Und willst du einen Namen rufen
In seine unermeßnen Hallen,
Dann wanken unter dir die Stufen
Und seine Tore niederfallen!

Und wer hineingeht, sieht das Licht,
Er sieht die Wahrheit und das Leben!
Doch wer hinausgeht, sagt es nicht
Dem Wandrer, der ihn fragt, daneben.
Hinein muß selbst ein jeder dringen,
Und jeder wird es anders sehen
Und, in der Seele engsten Schlingen
Verwahrend es, von dannen gehen!

Gott ist ein großes, stilles Haus,
Das offen steht zu jeder Stunde,
Und mancher zieht mit Saus und Braus
Vorüber und nimmt keine Kunde!
Es muß die Anker fröhlich lichten
Aufs hohe Meer, das er erkoren!
Ist glücklich! – Und weiß doch mit nichten,
Daß er in diesem Haus geboren!

AN DAS VATERLAND

O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb ich dich!
Schönste Ros', ob jede mir verblich,
Duftest noch an meinem oden Strand!

Als ich arm, doch froh, fremdes Land durchstrich,
Konigsglanz mit deinen Bergen maß,
Thronenflitter bald ob dir vergaß,
Wie war da der Bettler stolz auf dich!

Als ich fern dir war, o Helvetia!
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid;
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud,
Wenn ich einen deiner Sohne sah!

O mein Schweizerland, all mein Gut und Hab!
Wann dereinst die letzte Stunde kommt,
Ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt,
Nicht versage mir ein stilles Grab!

Werf ich von mir einst dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
« Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland! »

AN MEIN VATERLAND

Fruheste, von Keller nicht veroffentlichte Fassung des Gedichtes «An das Vaterland» aus dem Jahre 1843

O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb ich dich!
Heller Stern, wenn jeder mir erblich,
Leuchtest mir noch Trost und Hoffnung zu.

Als ich arm, doch froh, in die Fremde zog,
Konigsglanz mit deinen Bergen maß,
Thronenflitter bald ob dir vergaß:
Da warst du des Bettlers großter Stolz.

Als ich wandern ging und dir ferne war,
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid;
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud,
Wenn ich einen deiner Sohne sah!

Lodert Fieberglut dir im heißen Blut,
Sengt der Zwietracht Flamme deinen Flor:
O wie schlägt so bang mein Herz empor,
Und es fühlet deine Schmerzen mit.

Wenn ich leider auch rüstig kàmpfen muß
In der streitenden Parteien Reihn,
Werd ich stets dem Gegner Liebe weihn,
Vor dem Fremdling leugn ich allen Zwist.

O mein Schweizerland! du mein Vaterland!
Wann dereinst mein banges Stündlein kommt
– Ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt –
Nicht versage mir ein stilles Grab!

Wann aus Grabesnacht ich einst aufersteh,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn,
Daß er segnend seinen schonsten Stern
Strahlen lasse auf mein Vaterland!

WEGELIED

Drei Ellen gute Bannerseide,
Ein Häuflein Volkes, ehrenwert,
Mit klarem Aug, im Sonntagskleide,
Ist alles, was mein Herz begehrt!
So end ich mit der Morgenhelle
Der Sommernacht beschränkte Ruh
Und wandre rasch dem frischen Quelle
Der vaterland'schen Freuden zu.

Die Schiffe fahren und die Wagen,
Bekränzt, auf allen Pfaden her;
Die luft'ge Halle seh ich ragen,
Von Steinen nicht noch Sorgen schwer;
Vom Rednersimse schimmert lieblich
Des Festpokales Silberhort:
Heil uns, noch ist bei Freien üblich
Ein leidenschaftlich freies Wort!

Und Wort und Lied, von Mund zu Munde,
Von Herz zu Herzen hallt es hin;
So blüht des Festes Rosenstunde
Und muß mit goldner Wende fliehn!
Und jede Pflicht hat sie erneuet,
Und jede Kraft hat sie gestählt
Und eine Körnersaat gestreuet,
Die nimmer ihre Frucht verhehlt.

Drum weilet, wo im Feierkleide
Ein rustig Volk zum Feste geht
Und leis die feine Bannerseide
Hoch uber ihm zum Himmel weht!
In Vaterlandes Saus und Brause,
Da ist die Freude sundenrein,
Und kehr nicht besser ich nach Hause,
So werd ich auch nicht schlechter sein!

DIE LANDESSAMMLUNG

zur Tilgung der Sonderbundskriegsschuld 1852

Wohl dehnen endlos Steppen sich,
drauf dünnes Volk gesäet,
In dessen Hirn ein leichter Geist
wie Sand vorm Auge wehet;
Doch unser Land ist eng und hoch
zum Himmel aufgetürmt,
Darinnen hat ein groß Geschick
schon manches Mal gesturmt.

Und dieses Schicksals nennen wir
mit Fug uns selbst die Schmiede;
Wir feilen sechs Jahrhundert schon
am selben alten Liede,
Bald sacht und leis, bald laut und rauh,
wie es der Zeiten Lauf;
Und mehr als einmal sprüht' es heiß
von Feil und Hammer auf!

Das Sprühen ist der Burgerkrieg,
der Volker Fluch geheißen;
Doch festet es ein gut Metall,
wo schwache Ketten reißen.
Gerade weil wir Schmiede sind,
so schmieden wir in der Glut,
Die Pflugschar in der eignen Ess',
das Gluck aufs neue gut!

Die rechte Faust im Bürgerkrieg
verkrallt und festgebunden,
Hat doch die link' den fremden Feind
dort kämpfend überwunden,
Wo bei Sankt Jakob an der Birs
ein Mann auf zehen kam,
Die sterbend zur Gesellschaft er
mit sich zum Hades nahm.

Nicht solcher Taten rühmen wir
uns, die wir heute leben;
Jedoch, ist leichter unsre Hand,
ist geistiger auch das Streben.
Und zankten wir und brauchten wir
die Ratio ultima,
So sind nun alle überzeugt
und alle sind noch da!

Wir stritten nicht um Geld und Gut
und nicht um Land und Leute;
Die Leute waren wir alle selbst,
ein neuer Bund die Beute,
Ein neues Recht, ein neues Haus,
doch auf dem alten Plan,
Und, außer dem guten Neuenburg,
kein neuer Stein daran!

Der Raum ist eng, die Seelen fest:
« Hie alte – hie neue Zeiten! »
Erscholl's, und blutig maßen sich
die Mehr- und Minderheiten.
Doch nun der Streit gestritten ist,
so sind wir wie Ein Mann,
Ein Mann, der sich bezwungen hat,
und niemand geht's was an!

Wir teilten in die Arbeit uns
als werkerfahrne Geister;
Doch keiner hat nun Knechteslohn
und alle sind wir Meister!
Was soll nun noch das Schuldenbuch,
der schnode Kostenpunkt?
Ein Wicht, der sich bezahlen laßt
das Glück, womit er prunkt!

Wie der Prozeß im Volk begann,
als es zum Krieg gepfiffen,
So sei nun diese Suhne auch
zuerst vom Volk ergriffen!
Du Schreiber in der Halle dort,
zerreiße flugs den Wisch,
Denn sieh, schon drängt sich Kind und Greis
um deinen Rechentisch!

ABSCHIEDSLIED

An einen auswandernden Freund, Dr. Christian Heußer
1856

Von Berg und grunen Weiden
Steigt nieder der Genoß,
Und wieder heißt es meiden,
Was treue Lieb umschloß!
Die letzten Jugendtage
Sind eben nun verrauscht,
Mit rauhem Flugelschlage
Der Wind ein Segel bauscht.

So geh zu Schiff, Geselle!
Und fahre deine Bahn!
Das mutige Wehen schwelle
Dir alle Segel an!
Doch stät, wie deine Ehre,
Und treulich, wie dein Sinn,
So tragen dich die Meere
Zu der Atlantis hin!

An Weltmeers Silberschaumen,
Durch fernes Palmengrün
Such nicht in wehem Träumen
Der Heimat Firnenglühn!
Doch siehst du bang sich sehnen
Verlaßnes Schweizerblut,
Da hilf und still' die Tränen,
Das steht den Schweizern gut!

So schreite fest, umwandre
Die Welt an Wundern reich!
Kehr einst und find uns andre,
Will's Gott, uns selber gleich!

Du kennst die besten Bande,
Die Altes binden neu:
Bleib treu dem Vaterlande,
So bleibst dir selber treu!

MARSCHLIED

für das ostschweizerische Kadettenfest
1856

Was eilt zu Tal der Schweizerknab
Und wandert aus den Toren?
Er fährt den Strom und See herab,
Was hat er wohl verloren?

Heiho! heiho! er sucht geschwind
Und findet seine Bruder,
Bis hundert und bis tausend sind
Und dreimal tausend wieder!

Hei seht! er schwärmt von Haus zu Haus
Und will schon Eisen tragen!
Sie ziehn mit Wehr und Waffen aus
Und auch mit Stuck und Wagen.

Und auf des Herbstes goldner Au
Erglänzt in langen Zügen
Der Jugend kecke Heeresschau,
Und ihre Fahnen fliegen.

Von hundert Trommeln ist der Klang
Zum Vorgehn dumpf zu hören;
Das Blachfeld hier und dort entlang
Wallt Rauch aus tausend Röhren.

Der Eidgenossen Oberst schlagt
Zufrieden an den Degen;
Er ruft, von frohem Mut bewegt:
« Die Saat, die steht im Segen!

« Und wie im hohen Schweizertann
Die alte Brut gesungen,
So, wehr dich, guter Schweizermann!
So pfeifen auch die Jungen! »

SCHWEIZERDEGEN

Tischlied am Jahresfest
der schweizerischen Militargesellschaft 1857

Heißt ein Haus zum Schweizerdegen,
Lustig muß die Herberg sein;
Denn die Trommel spricht den Segen,
Und der Wirt schenkt Roten ein!
Kommen die Gaste, schön Wirtin, sie lacht,
Sie hat schon manchen zu Bette gebracht!

Ist kein Volk fast allerwegen,
Was da nicht schon eingekehrt,
Und der Wirt zum Schweizerdegen
Hat den Eintritt nie verwehrt,
Hat dann die blutige Zeche gemacht,
Daß die Frau Wirtin vor Freuden gelacht.

Zwei und zwanzig Schilde blitzen
Von dem Giebel weit zu Tal:
Zeug- und Bannerherren sitzen
Harrend in dem hohen Saal,
Lauschend, bis jauchzend die Mutter sie ruft
Und von den Schilden erklinget die Luft.

Und auf allen Weg' und Stegen
Steht es auf zu Berg und Tal;
Hort, es klingt der Schweizerdegen,
Hört, es singt der alte Stahl!
Tut ihm genug und erprobt ihn vereint!
Besser, das Mütterchen lacht, als es weint!

Wo in Ländern, schön gelegen,
Wo in altgetürmter Stadt
Schweizerherz und Schweizerdegen
Die gemeine Herrschaft hat,
Da ist die Mutter, so hold und so fein,
Lacht sie, so wird's Frau Helvetia sein!

ERÖFFNUNGSLIED

am eidgenossischen Sängerfest 1858

Wir haben hoch im Bergrevier
Den Tannenwald gehauen,
Draus euch in rot und weißer Zier
Das Wanderzelt zu bauen.
Herein, was nun die Halle faßt,
O Schweizerkind! Du deutscher Gast!
Und wie's im Bergwald kühn erklang,
Laßt rauschen hier den Männersang!

Die grauen Adler schrieen wild,
Seit wir zuletzt gesungen;
Da ist der Freiheit Silberschild
Gar hell und rein erklungen!

Wir kehrten ein ins eigne Herz,
Da lost sich jeder Groll und Schmerz,
Da hatte sich die Treu gelohnt,
Der Rat, der stet im Manne wohnt.

Es ward geraten, ward gebraut
Auf aller Herren Gassen;
Doch jeder tat da, still wie laut,
Was er nicht konnte lassen!
Ein Mehrer seines Reichs zu sein,
Dünkt sich der Furst im blut'gen Schein;
Wir mehrten nur im Heimatland
Den Menschenwert mit reiner Hand!

Erhebt die Stimmen froh und hell!
Ringt um des Preises Schale!
Dann setzt euch an den Purpurquell,
Singt abermals beim Mahle!
Und singt: Das Land ist eben recht,
Ist nicht zu gut und nicht zu schlecht,
Ist nicht zu groß und nicht zu klein,
Um drin ein freier Mann zu sein!

Wie grüne Aun im Firnenschnee
In alter Zeit verschwunden,
So hat noch jedes Volk das Weh
Des Endes auch empfunden;
Doch trotzen wir dem Untergang
Noch langehin mit Sang und Klang!
Noch halten wir aus eigner Hand
Dich hoch empor, o Vaterland!

DAS NEUE GLÜCKHAFTE SCHIFF

Erinnerung an die Lustfahrt, welche am Schlusse des eidgenossischen Gesangfestes 1858 zu Ehren der elsässischen Sanger auf dem Zurichsee stattfand. Auf dem Schiffe glänzte vor allem das von Straßburg den Zurchern gebrachte Geschenk eines schonen Trinkhornes, das jetzt die Stadtbibliothek bewahrt

Die Freundschaft fuhr auf klaren Wogen,
Das Schiff war wahrlich gut bemannt!
In heitrer Luft vereinigt flogen
Die alten Banner wohlbekannt;
Und aus der Tiefe rauscht' die Sage
Verwundrungsvoll ans Licht empor,
Sie, die im Glanz verschwundner Tage
Einst auf dem Rhein zum Festgelage
Sah fahren schneller Manner Chor.

Wir hoben singend aus den Wellen
Die viermal hundertjahr'ge Fee;
Sie schaute lachend uns Gesellen,
Das Glanzgestad, den blauen See;
Sie sah ein Kleinod leuchtend schwenken,
Das Horn in Gold und Elfenbein,
Wie's reiche Treu nur kann erdenken,
Als galt' es, Helden draus zu tränken, –
Das blitzt' im Julisonnenschein.

Sie neigte trinkend sich zum Horne
Und wurde jung vom goldnen Schaum;
Begeistert rief die schöne Norne:
«Es ist ein Traum und doch kein Traum!
So seid ihr Männer von den gleichen,
Die ich zusammen einst geführt,
Von jenen mut- und freudereichen,
Die da nicht wanken und nicht weichen,
Wo keck zu leben sich's gebührt?»

Wohl sind wir andre, doch wir wohnen
Im Haus, das jene aufgebaut;
Noch hüten wir die Mauerkronen,
Von denen jene ausgeschaut.
Wir hoffen, da noch Trauben reifen,
Es jenen Alten nachzutun,
Ein gutes Ziel nicht bloß zu streifen,
Das Steuer recht und fest zu greifen
Und niemals vor der Tat zu ruhn!

Nun stieg ein Eiland aus den Fluten,
Da sprang die Freundschaft an den Strand;
Wir knupften neu der wohlgemuten
Im Grünen jedes schmucke Band.
Manch schones Aug war zu gewahren
Im holden Hin- und Widergehn;
So mogen noch der Enkel Scharen
Die Flut des Lebens froh befahren
Und unsre Städte fortbestehn!

UFENAU

1858

Von den Zuricher Studenten anläßlich einer festlichen Fahrt nach Ulrichs von Hutten Grabinsel gesungen

Hier unter diesem Rasengrün,
Wo wir in Jugend stehn,
Da liegt ein Ritter frei und kühn,
Wie keiner mehr zu sehn!
Er floh herein vom röm'schen Reich,
Trug einen Lorbeerkranz,
Das Antlitz zorn- und kummerbleich,
Das Aug voll Sonnenglanz!

Und wo die Well' den Blumenstrand
In holder Minne küßt,
Warf er sein Schwert auf sichres Land
Und rief: « Sei mir gegrußt! »
In schwerer Not sank er dahin,
Zerbrochen das Gebein;
Doch glühte noch sein starker Sinn
Im Tod wie junger Wein.

Nun weht sein Schatten um uns her,
Nun ruft sein Geist uns zu:
« Ich war ein Schiff auf wildem Meer,
Ich kannte keine Ruh;
Ihr wißt, was ich gestritten hab
Und was gelitten auch;
Doch stieg' ich nochmals aus dem Grab,
Übt' ich den gleichen Brauch!

« Die Qual verfliegt, die Sorg ist klein,
Nun bin ich unbeschwert;
Die besten Freunde nannt ich mein
Und fand mich ihrer wert!
Ihr lieben Brüder, wagt es nur
Und acht't die Not gering!
Das Elend zeigt die goldne Spur,
Wo sich ein Held erging! »

Du lichter Schatten, habe Dank!
Gut sprach dein kühner Mund!
Und wem der Sinn von Zweifel krank,
Der wird an dir gesund!
Wie diese lustige Silberflut
Dein Grab so hell umfließt,
So uns dein nie geschwundner Mut
Das frohe Herz erschließt!

SCHÜTZ IM STICHFIEBER

1859

« Geh, gewinn mir Geld ins Haus! »
Sprach das bose Weib zum Schütz;
Er gewann, in Saus und Braus
Bracht er's durch, der gute Schutz;
Denn er dacht', noch mancher Schuß
Bleibt mir für das böse Weib,
Bleibt mir fur den Hausverdruß –
Jetzo gilt's dem Zeitvertreib!

Becher, Uhr und blankes Geld,
Alles schlug er durch, der Schütz,
Manchen Beutel leert' der Held,
Stets gewann er neu, der Schutz,
Schenkt' die Uhr der schonen Dirn
Recht zum Hohn dem bösen Weib;
In den Bechern klar und firn
Perlt' der Wein zum Zeitvertreib.

Also trieb er's Tag und Nacht,
Bis zu End das große Fest
Und die bittre Reu erwacht,
Weil er denkt ans Drachennest,
Wo der bose Drach ihm haust,
Der nur Gold und Silber frißt;
Und dem guten Schützen graust,
Da er die Gefahr ermißt.

Blieb ihm noch ein Schuß zur Hand
Und noch zehn Minuten Zeit
Für den Stich ins «Vaterland » –
Ach wie scheint die Scheibe weit!

Hell vom Tempel blinkt der Gruß
Goldgefullter Silberschal':
« Sie gewinn ich, weil ich muß,
Denn es bleibt mir keine Wahl!

«Vater Tell im Himmelszelt!
Biedrer Schütz in Gottes Schoß!
Lenk dein Falkenaug zur Welt,
Hilf mir, denn die Not ist groß!
Mach den Willen fest und frei,
Reglos sicher meine Hand!
Sind die Zeiten denn vorbei,
Da man Meisterschüsse fand? »

Und er schlägt bedächtlich an,
Zielet lang, der gute Schütz;
Was verwirrt ihm Sinn und Plan?
Setzt er ab, der gute Schütz?
Und er starret bleich und fremd,
Starret sprachlos nach der Scheib' –
Denn im roten Zeigerhemd
Sah er gaukeln dort sein Weib.

Niemand sah's, als er allein,
Und er sieht's, sooft er zielt!
Macht's die Angst, ist es der Wein,
Der ihm das Gehirn bespült?
Zweimal, dreimal schlägt er an,
Zitternd stark am ganzen Leib –
Immer tanzt auf grüner Bahn
Grad im Schuß das rote Weib.

Und die Sippe kommt zur Stell,
Freunde, Vettern ringsherum,
Büchsenmeister und Gesell,
Lader, Warner, grad und krumm!

Ei welch ein berühmter Schütz,
Der so viel Klienten hat,
Die ihm dienlich sind und nutz,
Jeder gibt ihm guten Rat!

Dieser untersucht das Schloß,
Jener dreht ein Schräubchen an,
Der gebietet Ruh dem Troß
Und ein andrer spannt den Hahn,
Und der fünfte floßt ihm Mut,
Doch der sechste stellt sich bang,
Und der siebte halt den Hut
Vor den Sonnenuntergang!

Endlich doch ermannt er sich,
Zielt in Wut, der gute Schütz,
Und die Freunde, feierlich,
Sie umstehn den kühnen Schütz,
Und er sieht das bose Weib,
Schließt die Augen – sei's, weil's muß!
Und er drückt – fort ist das Weib
Und zum Teufel ist der Schuß!

Eben drohnt Kanonenknall,
Feierabend Schütz und Rohr!
Tausendfacher Gläserschall!
Klangvoll schließt des Tages Tor!
Klanglos mit gebeugtem Mut
Heimwärts wallt der arme Wicht –
Sich zur Freude schoß er gut;
Fur den Geiz gelang's ihm nicht.

BECHERLIED

auf das eidgenossische Sangerfest in Chur 1862

Der Traube Saft behagt dem Mund,
Doch Muh erheischt der edle Wein,
Und blitzt des Bechers köstlich Rund:
Sein Silber will gegraben sein;
Dann harret erst noch auf das Erz
Des Schmiedes kunsterfahrne Hand;
So ähnlich reift des Mannes Herz
Entgegen seinem Vaterland.

So schwebt das Lied wie Glockensang
Durch heitre Sommerluft einher
Und kündet laut, daß winterlang
Dem Sänger keine Muh zu schwer.
Drum schafft, bis aus den Bechern blinkt
Der Männer Ehre schön verklärt
Und keiner mehr aus Silber trinkt,
Der nicht des Weins und Silbers wert!

Wie Glück und Glas so leicht zerbricht,
Nur etwas später bricht das Erz,
Die Schale schmilzt – die Seele nicht,
Sie glüht bewegend Herz um Herz.
Die höchsten Tempel stürzen ein,
Des Werkmanns reiche Hand verdorrt,
Verwildert stirbt am Berg der Wein –
Doch alles lebt im Liede fort.

Und wo sein ferner, goldner Ton
Aus Trümmern neue Völker hebt,
Blüht auch die neue Rebe schon
Und ihre Ranke spinnt und webt;

In Waldern trinkt am Felsenquell
Das Hirtenkind aus hohler Hand,
Bis wieder bringt aus Bechern hell
Der Mann sein Hoch dem Vaterland!

GEDÄCHTNIS AN WILHELM BAUMGARTNER

Gesangführer und Tondichter
gest. 1867

Gesprochen am schweizerischen Musikfest 1867

Haltet, Freunde, eine kurze Weile
Auf des Festes hellen Silberwogen,
Daß noch einmal zu erscheinen eile
Euch der Freund, der unlang fortgezogen,
Als der junge Lenz im Lande war,
Fort zu der Gewesnen stiller Schar.

Still und freundlich kommt er aus der süßen
Ruh der ew'gen Nacht herangegangen,
Still und freundlich will er schnell euch grüßen,
Noch sein Lächeln auf den bleichen Wangen,
Will noch rasch in eure Freude sehn
Und zufrieden wieder heimwärts gehn.

Grüßt das traute Bild nur traulich wieder,
Grüßt den Schatten, der euch nicht erschreckt!
Grüßt ihn mit dem Klange seiner Lieder,
Der so oft euch das Gemüt erweckt!
Und vor euern Kranzen reich belaubt
Leget einen auf sein gutes Haupt!

Mancherlei sind unsers Volkes Gaben;
Denn auch mancherlei hat es zu tun,
Und beim harten Ringen, wie zum Ruhn
Muß es einen guten Spielmann haben,
Der, wenn Sichel, Schwert und Hammer klingt,
Stets dazu die rechte Weise singt.

Unser Spielmann war er treu und klug,
Meister Wilhelm mit der rechten Weise,
Und sein Sinn wie froher Fahnenflug,
Und sein Herz ertönte laut und leise!
Lenz- und sommerlang, sein Spiel zur Hand,
Ging er treulich mit dem Vaterland.

Mit dem Vaterland und allen Freien
Ging er stets dem goldnen Licht entgegen;
Freiheit, Licht und Wohlklang, diesen dreien
Galt der Takt von seines Herzens Schlagen.
Was er tat, das tat er recht mit Fleiß,
Und beim Schmieden war sein Eisen heiß.

Neulich sahen wir in Sommerstunden,
Wie der Schnee auf grünen Linden lag,
Von der Last das Ährenfeld gebunden
Niedersank vor seinem Erntetag;
Schlimmes Jahr! So sank der Sänger nieder –
Hier sein Schatten noch und seine Lieder!

Ein Gedenken noch und seine Lieder –
Alles, was uns bleibt, und doch genug!
Fröhlich heben wir die Fahnen wieder,
Und es ruft aus ihrer Falten Flug
Seine Stimme wie in Abendglut:
Lebt und singt, doch singet fein und gut!

AUF DAS EIDGENÖSSISCHE SCHÜTZENFEST

1872

Im Laube weht der Sommerwind
Und über das Halmenmeer,
Da naht mit ihrem Festgesind
Die Fahne freudenschwer!
Da wallt das Völklein Wohlgetan,
Der Schalk zieht mit dem Biedermann
Froh hinter ihr einher.

Halt! Steckt das Banner auf den Turm:
Hie Schweizerland zehn Tag',
Zehn Tage lang Gemütersturm
Und Vaterlandsgelag!
Doch in der Brandung lautem Spiel
Sucht still der Schütz sein altes Ziel,
Der Schütz vom alten Schlag.

Ihr andern aber heuchelt nicht
Und gebt euch, wie ihr seid,
Und eh das Herz vor Schweigen bricht,
Verkündet euer Leid!
Der Weise spreche warm erregt,
Der Schwätzer schwatze tief bewegt
In seinem Narrenkleid!

Und zürnt ihr, sei die Hand geballt
Von echtem Freundeszorn:
Sie öffnet sich, sobald erschallt
Das alte Wunderhorn!
Wir dürsten all nach Einem Trank
Und baden alle, wenn wir krank,
In Einem klaren Born!

Die Freiheit gibt sich nicht in Pacht,
Sie folgt nicht Einem Mann
Und hat noch immer den verlacht,
Der sie zu fangen sann,
Das einz'ge Weib, dem gut es steht,
Wenn es mit tausend Männern geht,
Vertraut in Ring und Bann.

Die wilden Rosen auf dem Hut,
Laßt sie die Augen gehn;
Dann braust verwirrt der Männer Blut,
Daß sie sie doppelt sehn[1].
Und wie das Volk im Streite ringt,
Sie ordnend ihre Fahne schwingt
Und läßt's im Reihn sich drehn.

Nun seid gegrüßet Mann für Mann,
Die Festfanfare schallt!
Nun treib es jeder, wie er's kann,
Ein Rufer in den Wald!
Getrost vergeßt des Tages Not,
Bis daß im zehnten Abendrot
Der letzte Schuß verhallt.

[1] Das Land war zur Zeit durch die politischen Gegensätze namentlich des Föderalismus und Zentralismus bei Erneuerung der Bundesverfassung aufgeregt, sowie durch die Fragen der Beseitigung der konfessionellen Schranken im burgerlichen Leben.

SCHLUSSGESANG

am Volkstage in Solothurn fur Annahme der
abgeanderten Bundesverfassung
1873

Schließt auf den Ring, drin wir in Frieden tagten,
Aus treuer Brust entbietend unsern Rat!
Die Zweifel fliehn, die lang am Herzen nagten,
Und mit uns schreitet froh der Geist der Tat.
Es muß, laßt's laut erschallen,
Die letzte Zwingburg fallen!
Dann wall empor aus deiner dumpfen Gruft,
O Seele, frei, wie Gottes goldne Luft!

Von Bergen rauscht's wie unsichtbare Fahnen,
Von Fluhen ruft's wie leise Geisterwacht;
Gelagert lauscht das Schattenheer der Ahnen,
Die uns den Leib von Ketten frei gemacht.
Nun tönt ihr Sang hernieder
Und hallt vom Felsen wider:
Laß dich nicht reun, lebendiges Geschlecht,
In deiner Zeit zu finden auch dein Recht!

Tut auf den Ring und zieht ihn weit und weiter
Durch tausend Boten über Berg und Tal!
Bald glüht der Bund und flammet stät und heiter,
Den Volkern all ein friedlich Feuermal.
Was schlecht ist, soll zerrinnen,
Die Lüge nicht gewinnen!
Ein furchtlos Herz und offne Bruderhand
Gewinnt den Sieg im alten Heimatland!

PROLOG

zur Schillerfeier in Bern 1859

Nachdem wir nun begraben, was das letzte
Jahrhundert, das wir lebten, groß gemacht
Und reich, an Schicksal wie an Taten,
An hochgespanntem Denken und Empfinden,
Daß hier in Einer Nacht die Haare bleichten
Und dort Ein Tag ein Leben in sich trug
Erhohten Seins, voll Geisterseligkeit –
So übrigt uns, gleich armen Ährenlesern,
Die Gräber überspringend, rückzugreifen
Und den erwählten Tagen nachzugehn,
Die all dies Leben uns ans Licht geboren.
Denn nach dem Einzeln messen wir die Menschheit,
Bis uns das Maß der matten Hand entsinkt
Und wir dahingehn, ungewiß, ob einst
Das Ganze großer als der Teil wird werden.

Heut ist der Ehrentag der schwäb'schen Mutter,
Die ihre Freude an die Brust gelegt,
Nicht ahnend, was der Welt sie weihvoll brachte.
Ein weis Gesetz verhüllt, wie aller Liebe,
So auch der unschuldvollen Mütter Auge;
Denn wüßten sie, was sie auf Händen tragen,
So schlüge hochverwirrt ihr weiches Herz
Vor Stolz und Wonne oder auch vor Grauen,
Und stürmisch floss' dem Kind die weiße Nahrung,
Das erste süße Mittel wider'n Tod.

Doch heute, wo der Tag sich hundertmal
Ruhmvoll erneut und hundertfältig leuchtet,
Heut schaun wir sehnsuchtsvoll den lichten Mann,
Den jene Sonne uns heraufgebracht,
Und sehen seine morgenrote Bahn

Mit hellem Vorwurf uns heruberglanzen
Auf dieses Brachfeld einer Zwischenzeit.

Und wo im weiten Reich des deutschen Wortes
Und wo es wanderlustig hingezogen,
Sich uberm Meer Kraft und Gestalt zu suchen,
Drei Manner sind, die nicht am Staube kleben,
Da denken sie bewegt an Friedrich Schiller
Und mit ihm an das Beste, was sie kennen!
Er aber ruft aus seinem ew'gen Morgen:
« Ich steh euch fest und steh euch unbezwinglich!
Und hilft's euch nicht, so steh ich euern Kindern,
Und auch den Kindern steh ich eurer Kinder,
Bis sie gelernt, mit reiner, starker Hand
Das alte Sehnen frei sich zu erfüllen
Und meisterlich zu leben, wie sie denken! »

Wir aber an der Grenzmark seiner Sprache,
Wir hier im alten ehrenreichen Bern,
Der neuen Bundesstadt der Eidgenossen,
Wir rufen seinen Schatten, wohlbewußt
Dess, was wir tun, laut her in unsre Mitte;
Wir richten auf sein Bild in unsern Herzen
Und wissen zwiefach wohl, warum wir's tun!

Zwar lehret nicht die Not des Tages uns
Zu solchen Sternen aus Verzweiflung beten;
Denn treulich fest bestehn wir unser Dasein
Und hoffen Daseinsrecht auch zu erhärten,
Sobald die Stunde nicht mehr säumt, die drohend
Uns einen Frager vor die Schwelle führt.
Ob wir in unserm Land gelassen hausen,
Ob regen Sinnes in die Ferne schweifen,
Wir schaffen allwärts recht und schlecht das Unsre,
Nie rühret uns, was unerreichbar ist.
Auch kitzelt uns nicht müßige Verehrung,

Ein Bild zu schaffen und es anzubeten,
Weil stolz bescheiden wir uns rühmen dürfen:
So manchen guten Mann wir unser nennen,
Die Quelle seines Wertes springt im Volke,
Und was er ist, dankt jeder dieser Quelle.
Und dennoch preisen wir des Tages Helden
Im wohlerwognen Sinn für kunft'ge Tage.

Uns hat das Schwert das Vaterland gegründet,
Wie's uns behagt, ein warm gebautes Haus.
Die eigne Treu, dazu die Gunst des Himmels,
Ein freundlich Glück im Sturmgewog der Zeiten
Erhielten uns das Haus mit seinem Wappen.
Doch was der Väter Schwert nachhaltig schuf,
Was der Geschlechter treue Denkart wahrte
Und was des Himmels Sonne hell besiegelt:
Nicht ist es uns ein Bett der tragen Ruhe,
Der Buhlerin des grauen Unterganges!
Nein, rüstig leben wir und tun es kund
Im rastlos wachen Fleiß, der sich ergeht
In Talesgründen und auf luft'gen Hohen,
Und unsre hurt'gen Wasser treiben lachend,
Das Land durcheilend, tausend schnelle Rader.
Auf allen Meeren schwimmen unsre Güter,
Und wo die großen Volker ihre Märkte
Wetteifernd halten, breitet auch der Schweizer
Rühmlich die reichgehauften Waren aus.
Zugleich wird fort und fort das alte Schwert
Mit neuem Eifer vorbedacht geschliffen,
Dem ärmsten Mann im Land zu Trost und Freude.
In hellen Sälen wird Vertrag und Recht,
Gesetz und Ordnung forschend ausgebildet,
Wie es das wechselvolle Leben heischt;
Und selbst der Gegensätze zorn'ge Flammen
Besiegt die starkre Hand des guten Willens,
Der nicht vergeblich in die Schule ging.

Doch ist der Augenblick uns nicht das Hochste!
Drum fuhrt der kinderfrohe Schweizermann
Der Jugend Scharen auf die freien Fluren,
Da laßt er kuhn sie in der Sonne spielen,
An Tage sinnend, wo er nicht mehr lebt;
Und denkt er ehrend der Vergangenheit:
Des Landes Hoffnung liebt er wie sich selbst.
Der Enkel Wohlfahrt wagt er als die eigne;
Das ist die schönste Krone, die ihn ziert.

Das ist das Wort! Und mutig sag ich es:
Vorüber sind die halbbewußten Tage
Unsichern Werdens und damon'schen Ringens!
Und freudig sag ich: unserer Geschichten
Sei nur das erste Halbteil nun getan!
So gilt es auch, die andre schuld'ge Hälfte
Mit unerschlaffter Hand heranzuführen,
Daß hell das Ende, das uns einst beschieden,
Sich in des Anfangs fernem Glanze spiegle,
Und daß es heißt: was diese werden konnten,
Das haben sie voll Lebensmut erfullt!
Auf! schirrt die Wagen! Bewimpelt eure Schiffe,
Ins Reich der dunklen Zukunft auszufahren,
Ein einig durchgebildet Volk von Mannern,
Das redlich selbst sich prüft und kennt und dennoch
In ungetrubter Frische lebt und wirkt,
Daß seine Arbeit festlich schön gelingt
Und ihm das Fest zur schonsten Arbeit wird!

Zur höchsten Freiheit fuhrt allein die Schonheit;
Die echte Schönheit nur erhält die Freiheit,
Daß diese nicht vor ihren Jahren stirbt.
Vollkraft und Ebenmaß gibt sie dem Denken,
Schon eh es sinnlich sich zur Tat verkörpert,
Und knechtisch ist das unschön Mißgestalte
Im Keim verborgener Gedanken schon.

Drum gelt' es uns, ein hohes Ziel zu stellen:
Da nun die niedern Mächte uberwunden,
Die grobern Elemente sich gefuget,
Laßt uns der Schonheit einen Ort bereiten,
Daß sie das Eigenart'ge und Besondre,
Was uns beschränkt, frei mit der Welt verbinde
Und auch bei uns zugleich Gestalt erwerbe,
Sie, die oft heimatlos im Äther wohnt!

Sie klart des Priesters Wort zur reinen Liebe,
Sie hellt dem Ratsmann trefflich den Verstand,
Sie macht des Kriegers Waffen scharf und glänzend;
Dem Werkmann adelt sie die harte Arbeit,
Erhebt den Kaufmann uber die Gefahr,
Sein Herz in seinen Schatzen zu begraben,
Und schutzt, wie vor dem Rost des rohen Geizes,
Vor weichlicher Entnervung seinen Sinn;
Und selbst der Leidenschaft, die nimmer stirbt,
Nimmt sie das Gift, das zum Verderben fuhrt.
Um alle windet sie ein Zauberband,
Das gleich uns macht im edlern Sinn des Wortes,
Wertvoll und fahig zu der Freiheit Zwecken.

Nicht ist's die Schonheit, die Despoten pflegen,
Der Unterworfnen blodes Aug zu blenden,
Mit trügerischem Reiz das Land betorend!
Und nicht die Schonheit, die verfallne Volker
Mit Tonnen Goldes auf dem Markte kaufen,
Zum Histrionendienste sie zu zwingen!
Nicht ist's die Schonheit, die voll Eitelkeit
Und Selbstsucht sich mit Pfauenfedern schmuckt
Und wie der Pfau von allen Dächern kräht;
Und nicht die Schönheit, die, das Aug verdrehend,
Mit matter Salbung schale Heuchler pred'gen,
Die auf den Gassen mit der Halbheit buhlen,
Der Dinge Wesen schwächlich übertünchend,

Und mit dem unerschöpften Redeschwall
Die Kraft zur schonen Tat im Keim ersticken!

Die Schonheit ist's, die Friedrich Schiller lehrt,
Die suß und einfach da am liebsten wohnt,
Wo edle Sitte sich dem Reiz vermahlt
Und der Gedanken strenge Zucht gedeiht!
Die Schönheit ist's, die nicht zum Ammenmarchen
Die Welt uns wandelt und das Menschenschicksal,
Zaghaft der Wahrheit heil'gem Ernst entfliehend –
Nein! die das Leben tief im Kern ergreift
Und in ein Feuer taucht, draus es gelautert
In unbeirrter Freude Glanz hervorgeht,
Befreit vom Zufall, einig in sich selbst
Und klar hinwandelnd wie des Himmels Sterne!
Die Schönheit ist's, die Friedrich Schiller lehrt
Und die mit eignen Tagen er gelebt,
Die jugendlich, ein schaumender Alpenstrom,
Die erste Kraft in jahem Felssprung ubt,
Dann aber sich vertieft im klaren See
Und auferstehend aus der Purpurnacht
Dem Meer der Ewigkeit und der Vollendung
Kraftvoll mit breiter Flut entgegenzieht!

Ist uns ein Stern und Fuhrer nun vonnoten,
Des Schönen Schule stattlich aufzubaun:
Er ist der Mann! Ihn führen wir herein
In unsre Berge, deren reine Luft
Im Geist in vollen Zugen er geatmet
Und sterbend in ein Lied hat ausgeströmt,
Das uns allein schon eine hohe Schule
Der wahren Schönheit ist, wie wir sie brauchen!
Die das Gewordene als edles Spiel verklart,
Das seelenstarkend neuem Werden ruft,
Daß Dichtung sich und kräft'ge Wirklichkeit
In reger Gegenspieglung so durchdringen,

Wie sich, wo eine warmre Sonne scheint,
Am selben Baume Frucht und Bluten mengen,
Bis einst die Volker selbst die Meister sind,
Die dichtrisch handelnd ihr Geschick vollbringen.

Ein großer Torso ist's, den heut wir feiern,
Dem allzufruh das große Leben brach;
Und unermeßlich ist, was ungeschaffen
Er mit hinab zur Nacht des Todes trug!
Doch jeder Teil von ihm, der uns geblieben,
Birgt in sich eine Welt urweiser Schonheit,
Vollendet ans Unendliche sich knupfend,
Und lehrt uns so zu handeln, daß, wenn morgen
Ein Gott uns jählings aus dem Dasein triebe,
Ein fertig Geistesbild bestehen bliebe.

Was unerreichbar ist, das rührt uns nicht,
Doch was erreichbar, sei uns goldne Pflicht!

PROLOG

zu einer Theatereroffnung in Zürich[1]

1864

Halb sorg- halb lustbewegt ziehn wir das Tuch,
Das leichte, das ein leichtes Spiel verhüllt,
Empor zum niedern Himmel dieser kleinen
Gemalten Welt, ein Spiegel eurer großen.
Von Lust bewegt sind wir, voll anzustimmen
Das endlos stäte, wechselvolle Lied

[1] Das Theater in Zürich wird nur im Winter benutzt, unter jährlichem Wechsel der Schauspieler. Es ist in Schiff und Chor der ehemaligen Barfüßerkirche eingebaut; an den zum Teil noch erhaltenen Kreuzgang stoßt anderseits der Schwurgerichtssaal.

Des alten Menschenschicksals, dessen Rad,
Wie eine Muhl am Bachlein, ewig dreht
An ros'ger Quelle herzentstromten Blutes.
Laut mitzusingen diesen alten Sang,
Schon wiegend uns in den gemeßnen Rhythmen,
Ziehn wir entschlossen rasch den Vorhang weg,
Doch sorgerfullt auch, weil wir fremd euch sind
Und ungewiß des Beifalls eurer Augen.

Dort, wo die Gartner ihre Blumen pflegen,
Sagt man vom Flor, der einen Sommer lang
Nur bluht, um dann dem Mutterschoß der Erde
Entrafft zu werden: das ist Sommerflor!
Uns, die wir kommen, wann die Schwalben ziehen,
Und gehen, wann der holde Mai erschien,
Um winterlang an dieser Lampen Licht
Ein kurzes Blütenleben zu entfalten,
Uns nennt man füglich armen Winterflor.
Ja, wenn der Sonnenwagen hoher steigt
Und abendlich der trüben Lampen spottet,
Dann wandern schon wir wieder in der Ferne,
Und keines weiß, ob es je wiederkehrt.

Denn dieses Haus, auf alten Mauern ruhend,
Es bietet dennoch keinen festen Stab,
An dem ein Kunstgesetz mag dauernd ranken
Und Wurzel fassen in des Volkes Leben,
In seiner Sitte und der reichen Sage
Des Landes, drin der Tell einhergeschritten.
Ja, dieses Volk, in reg' empfundnem Triebe,
Eilt aller Kunst voran und übt sich frei,
Gesetzlos spielend, auf den freien Fluren;
Da sieht man oft auf kaum ergrünter Wiese
Ein leicht Gerüst, drauf unter Fruhlingswolken
In bunter Tracht, voll Eifer, es tragieren,
Von seiner eignen Menge ernst umringt.

Und schließt die Handlung, so begehn die Spieler,
Vereint in Einem Zuge mit den Horern,
Des Orts Gemarkung feierlichen Schritts;
So freut das Volk der trauten Heimat sich.
Wir aber, fremd, verdrangen Schar um Schar
Uns, niemals heimisch, jede wischt die Spur
Der andern eilig aus, und wen'ge nur
Hört man, schon halb vergessen, flüchtig nennen.

Wie man uns sagt, war hier in diesen Mauern
In alter Zeit ein Schauplatz hohrer Art:
Die bunte Leinwand unsrer Szene birgt
Die Pfeiler eines Gotteshauses, drin
Das kniende Volk in priesterlichem Pomp
Das hehre Spiel der Wandlung Gottes sah.

Verschollen sind und Asche längst die Priester!
Doch seht, hier dicht am Kreuzgang, der noch steht,
Und eingebaut in seine got'schen Bogen,
Der nächste Nachbar klangerfullter Bühne
Ist das Theater der Gerechtigkeit!
Da sieht das Volk geschworne Richter sitzen,
Die ernst und tief der Menschen Schuld erwägen;
Hört die erstaunliche Beredsamkeit
Und Kunst der Todesfurcht, womit die Schuld'gen
Den Dialog mit ihrem Kläger führen
Und die gelaßnen Zeugen grimmig schelten,
Bis sie besiegt die Maske von sich werfen,
Um Gnade flehend, oder auch mit Ruh,
Die beßrer Sache würdig, untergehn.
Und eine Handlung, graun- und schicksalsvoll,
Verdrängt die andre vor entsetzter Menge.
Wohl auch Gelächter füllt den bangen Raum,
Wenn schlimme Toren um unsaglich Schnödes
Sich noch vor Schwert und Waage trüglich streiten
Und possenhaft dem Richterspruch erliegen.

Und wagen dennoch wir das Musenspiel
An solchem Ort, in solcher Nachbarschaft?
Wenn wir's gestehn, sie schrecken uns nicht weg,
Sie mahnen uns, den tiefern Ernst zu suchen,
Der unserm Spiel sein hohres Recht verleiht.
Uns klingt das Lied des Dichters in den Ohren
Von jenen Kranichen des Jbykus,
Und schauernd fuhlen wir den Mut in uns,
Das Herz bewegt, das Trauerspiel zu wagen
Von Menschenschuld und Suhne des Gewissens;
Uns reizt der Wettkampf auch mit der Natur,
Wenn sie durch Leidenschaft den hochsten Stil gewinnt.

Doch wie es euch gefallt! Nicht wir sind es,
Die euch belehren durfen uber euren Sinn.
Gefällt es euch, in heitrem Wechsel stets
Aus weiter Welt das Neuste herzuholen:
Wohlan, wir selbst sind hier durch diesen Sinn
Und eures Urteils aufmerksam gewartig.
Wir spielen eure Welt, wie wir's verstehn
Und wie der Geist uns treibt, und müßten spielen –
Auch wenn kein Augenstern uns freundlich glänzte,
Und dünken uns dabei recht was zu tun!
Vergönnt uns diesen Stolz! Er ist das Maß
Der Fordrung, die wir ehrlich selbst uns stellen.
Dem Guten schenket Nachsicht, das wir geben,
Das Beste noch bedarf der Freundlichkeit;
Und wo wir fehlen, schenkt den Tadel nicht,
Doch seid gerecht, dies ist des Schauers Pflicht!
Und richtet er mit ungeschickter Hand,
So wird er selbst des Spielers Gegenstand!

PROLOG

zur Feier von Beethovens hundertstem
Geburtstag in Zurich 1870

Man sagt, daß in der Völkerschlacht,
Wo donnern Stuck und Wagen,
In schmelzenden Gesanges Pracht,
Als wär der schonste Lenz erwacht,
Die Nachtigallen schlagen.

In Busch und Baum die Schlacht entlang,
Verborgen in den Wettern,
Wetteifernd mit Drommetenklang
Und der Gefallnen Wehgesang
Hort man die Triller schmettern.

Sie halten den Streit für Frühlingslust,
Den Tod für holdes Minnen,
Sind keiner Sorge sich bewußt –
Da fährt das Blei durch ihre Brust
Und reißt das Nest von hinnen.

So war's, als des Jahrhunderts Tor
Aufsprang mit ehrnen Pforten,
Ein roter Morgen trat hervor,
Mit ihm ein endlos langer Chor
Von blutenden Kohorten.

Was tausendjährig, sank in Staub
Wohl unter ihren Schritten,
Und Glück und Staub des Cäsars Raub,
Er selber dann wie falbes Laub
Knirscht' unter des Siegers Tritten. –

Da saß ein stiller Mann im Land,
Dem war Gewalt gegeben,
Zu wirken mit gefeiter Hand
Ein tausendtönig Zauberband
In das emporte Leben.

Er goß des Wohllauts süßen Wein
Aus über die Wogenheere;
Mocht' noch so laut die Brandung schrein,
Doch starker klang sein Spiel darein,
Wie Orgelton am Meere.

Nicht sorglos wie die Nachtigall
Hat er sein Lied gesungen;
Es war der großen Klage Schall,
Die Menschenherz und weites All
Geheimnisvoll durchdrungen.

Der Klage, die mit hochster Kraft
In Freude dann sich wendet,
Und die, den Sternen kuhn entrafft,
Den letzten Kranz der Meisterschaft
Dem sel'gen Sänger spendet.

Vorüber zogen hundert Jahr',
Seit er ans Licht geboren;
Hin ist die Welt, die mit ihm war –
Noch wandeln seine Sterne klar
Im Äther unverloren.

Noch hallt sein unsichtbares Haus
Und klingt von Meer zu Meere,
Und wieder haust des Sturmes Graus,
Geharnischt führt der Tod hinaus
Zahllose Volkerheere.

Ein Cäsar liegt – mit goldner Zier
Wird sich der Deutsche krönen;
Sein Donner grollt – doch ferne hier
In goldnem Frieden lassen wir
Des Zaubrers Lied ertonen.

FÜR EIN GESANGFEST IM FRÜHLING

1878

Jetzt ist des Winters grimmer Frost
Entflohen aus den Landen
Und rings der reiche Blumentrost
In Feld und Hag erstanden;
Und singt auch keine Nachtigall
Im weiten Tal mit süßem Schall,
So gehn wir Leute selber dran
Und stimmen hell das Lenzlied an!

Die Zeit ist rauh und schwer der Tag,
An Not und Neid kein Mangel;
Es zuckt das Herz mit bangem Schlag
Wie's Fischlein an der Angel;
Doch steht die Welt in Sorgen still,
Und wenn sich keiner fassen will,
So gehn wir Leute dennoch dran
Und heben hell das Lenzlied an!

Verschließt des Kummers dunkle Gruft
Und stellet ein das Klagen!
Laßt lieber uns die Maienluft
Mit seidnen Fahnen schlagen!

So treiben wir den Teufel aus,
Schon wird es frei und licht im Haus!
Wir aber reihn uns Mann zu Mann
Und heben froh das Lenzlied an!

EIN FESTZUG IN ZÜRICH

1856

Als einst die Luft von Lindenblust
Durchduftet und die Burgerlust
Darob erwacht und munter war,
Da regt' sich junger Männer Schar
Und strebte menschlich nach dem Ziel,
Sich darzustellen recht im Spiel.
Auch hatt' zu jenen Stunden
Sich bald ein Fest gefunden;
Denn fertig war das Eisenband,
Das mit dem deutschen Nachbarland
Am blauen See die alte Stadt
Wegsam und neu verbunden hat,
Und wurde just der Tag erharrt,
An dem sich tat die erste Fahrt.
Es waren zu dem Feste
Geladen schnell die Gäste,
Schon rüst't sich jeglicher Gesell.

Da lehnt auch Meister Heinrich schnell,
Der Cramer ehrlich zubenannt,
Das blanke Schlachtbeil an die Wand;
Den Gurt, mit Kupfer hell verziert,
Woran ihm Stahl und Messer klirrt,
Den weißen Schurz tut er von sich
Und greift zum Stifte; säuberlich

Nimmt er Papier und traumt und sinnt
Und gleich zu zeichnen drauf beginnt.
Denn wißt und seid des Meisters froh,
Seit manchem Jahre treibt er's so:
Wenn sich ein Spiel begeben will,
So steht sein Eifer nimmer still,
In Reim und Bildnis gleich gewandt,
Entwirft und ordnet seine Hand,
Bis frisch die Arbeit ist getan
Und frohlich klar des Festes Plan!
Bald sieht man ihn nun walten,
Die Scharen zu gestalten,
Wie jedes Mannes Stand und Tracht
Er weislich zu Papier gebracht.

Jetzt aus der Vorzeit fernen Aun
Läßt er beglänzte Bilder schaun;
Dann mischt er kecklich Alt und Neu,
Vergangner Zeiten Ehr und Treu
Und stolzes Fahnenrauschen
Muß nun mit Torheit tauschen,
Und Schwank und Schalkheit sind zu sehn,
Wie sie dem Ernst zur Seite gehn.

Auch hat er schon den Lauf der Welt
Mit zarten Kindern dargestellt;
Der Ahnen kriegrisch Prangen
Kam rosig da gegangen;
Dann hüpften Fächer, Degen,
Gepudert allerwegen;
Als Gärtner, Fischer, Jägersmann
Dann sind die Kleinen angetan,
Der Jahreszeiten Wechseltanz
Sieht man in Kinderaugenglanz
Und goldner Locken jungem Flug
Vorüberwallen Zug auf Zug.

Das Marchen ward lebendig,
Titania lilienhandig
Schien selber mitzuwirken
In solchen Lenzbezirken,
Und einem Wandelgarten
Von tausend Blumenarten
Glich dann die volkerfullte Stadt.

Doch jetzo weiß er andern Rat.
Was Heut und Morgen sturmbeschwingt
Uns auf dem Eisen fliegend bringt
Vom alten trauten Nachbarort
Wie von der Erde fernstem Port,
Das kommt zumal nun Troß um Troß,
Zu Fuß, zu Wagen und zu Roß,
Und durch des Volkes wogend Meer
Rauscht es von allen Seiten her.
Befremdlich wie die Aventür
Tritt's aus den Hausern jäh herfur:
Hier trabt der braune Wüstensohn
Und dort des Zaren Kind vom Don,
Der Kriegerfurst vom Kaukasus,
Der Hauptling vom Lorenzofluß;
Und was am Nil sich regt und drängt,
Auf Asiens Stromen treibt und mengt,
Wie durch die Luft gefahren,
Ist's hier nun zu gewahren.
Dann aus Italiens Myrtenland
Kommt uns der Schonheit Volk zur Hand,
Der Schnitterinnen brauner Chor,
Korallen rot an Hals und Ohr;
Hispan'scher Majas upp'ge Schar,
Die dunkle Ros' im schwarzen Haar,
Von blühnden Knaben dargestellt,
Die trüglich volle Brust geschwellt:

Das drängt sich durch und bleibet stehn
Und wendet sich im Weitergehn
Mit Scherzen hier und dort mit Schlägen,
Wenn sich zu grober Witz will regen.
Zuletzt mit Fiedel, Horn und Baß
Schnurrt es vertraulich durch die Gaß,
Vom Elsaß und vom Schwabenland
Die Bauernhochzeit wohlbekannt.

Und alles woget kunterbunt,
Verworren noch zu dieser Stund,
Und jeder strengt sich eifrig an,
Daß er das Einz'le sehen kann,
Eh später es der große Zug
Zu fluchtig ihm voruber trug.
Da gilt es nun zu preisen
Das Wandern und das Reisen
Der Landesart in alle Welt,
Die solch ein Bild zusammenstellt;
Denn leicht wird hier und dort erkannt
Gar manches echte Prunkgewand:
Des Scheiches Mantel goldbestickt,
Er ward aus Syrien hergeschickt;
Des Japanesen Doppelschwert,
Des Mandarinen Drachenkleid
Und seiner Liebsten Staatsgeschmeid,
Es brachten's unsre Söhne wert
Heimkehrend über manches Meer;
Aus mexikan'schen Bergen her
Stammt dort der Sattel silberreich
Und was der Sennor schlank und bleich
Von fremder Tracht am Leibe trägt.
Echt ist auch, was da unbewegt
Der Kurde läßt an Waffen
Bewundern und begaffen.

Lang ist der Letzte schon enteilt
Zum Sammelplatz, und harrend weilt
Des Volkes farblos dunkles Meer;
Da plötzlich, wie die Sonne hehr
Aufgeht, erschallt Fanfarenton,
Die Menschenflut bewegt sich schon
Und lichtet ordnend eine Bahn,
Und langsam zieht das Fest heran.

Da kommt es nun, da ist es nun!
Jetzt kann das Auge satt sich ruhn
Auf Farbe, Glanz und Wohlgestalt;
Beglückt ist, wer im Reihen zieht
Und wer am Wege steht und sieht.
Das ist des Augenblicks Gewalt,
Der läßt, als wär er erst das Leben,
Den Sinn in seinem Banne schweben,
Indes er rasch vorüberrinnt
Und unversehns ein End gewinnt.

Fern ist der Larm, die Straße leer,
Drauf schleicht die Sorge still einher,
Des Menschen traute Muhmenfrau
In Kapp' und Schleiern spinnegrau,
Doch dem, der sie sein eigen nennt
Und wie den eignen Atem kennt,
Ein zieres Weiblein, weiß und fein,
Das, was da wird, schafft ganz allein
Mit dir bei leisem Sternenschein.

Zur Stund jedoch läßt man sie stehn,
Es will das Volk sie nicht besehn;
Der Letzte läuft gar eilig fort,
Sie bleibt allein am stillen Ort,
Sitzt auf ein holzern Bänklein nun
Und denkt: Man kann ein Schlaflein tun!

Sie hüllt das Haupt in ihr Gewand
Und schlummert ein, den Stab zur Hand.

Die Sorge schlaft, der Abend sinkt,
Und neue Lust den Scharen winkt;
Denn als die kuhlern Lufte wehn,
Ruft dort, wo hoch die Linden stehn,
Auf räum'gem Bühel, dessen Fuß
Bespult der grune Limacus,
Ein nachtlich Mahl zur Stelle,
Wo Meister und Geselle
Durch die Jahrhunderte entlang
Erhuben schon den Becherklang.
Das ist der schonste Burgersaal;
Vom Himmel flimmert sanft der Strahl
Der alten Sterne hoch herein,
Und Lindenblüte schwimmt im Wein.

Gelagert hat die Freude sich;
Auch jenes graue Weiblein schlich,
Das sich indes ermuntert hat,
Herbei zur bunten Lagerstatt.
Sie drangt sich zwischen Mann und Mann,
Ruhrt leise den und jenen an;
Der zuckt die Schulter halb bedacht,
Doch nimmt sich weiter nicht in Acht;
Der schaut im Glas ihr Angesicht,
Führt's träumerisch zum Munde dicht,
Und in sich selbst versunken,
Hat er den Wein getrunken.
Kein Ohr ist, das sich borge
Dem leisen Ruf der Sorge,
Kein waches Aug zu finden;
Der dunkle Dom der Linden
Summt wie ein großes Bienenhaus,
Wo Sang und Klang schwirrt ein und aus.

Da, horch, erdrohnt das Feuerhorn!
Und wie der Wind sich dreht im Korn,
Wend't alles Volk den Kopf herum,
Die Spieler und das Publikum,
Was oben schmaust, was unten steht,
Am Strand und auf den Brucken geht,
Kehrt mit erschreckt neugier'gem Sinn
Den Blick nach Einer Richtung hin.

Grad überm Fluß ragt, in sich fest
Verschrankt, ein altes Häusernest
Mit Treppleinwerk und Holzgesperr,
Ein Dachgewirr hoch drüber her;
Der braune Rauch quillt draus hervor,
Und schon schlägt auch die Flamm empor;
Aus Fenstern, Löchern, Luken
Sieht man sie glühn und zucken,
Bis breit die Feuerkrone sitzt,
Darin es knattert, loht und blitzt;
Sie wirft den taghell roten Schein
Hinüber in den Lindenhain,
Wo Tisch und Glas verlassen steht
Und keines Gastes Kleid mehr weht;
Denn jeder weilt schon eingereiht
Am Ort, wo seine Pflicht gebeut.
Sie sind, so wie sie waren,
Zur Lohe hingefahren,
Und einer schaut den andern an,
Wie er so seltsam angetan.
Nie sah man solchen Mummenschanz
Sich tummeln in des Feuers Glanz
Mit raschem Tun und Schaffen.

Hier schleppen dunkle Pfaffen
Langbeinig Bett und Kasten fort,
Und starke Nonnen tragen dort

Mit rauhem Ruf die Leiter her
Und richten sie, die schwank und schwer,
Muhsam empor; mit langem Schlauch
Ein perlbesater Hindumann,
Der Maharadja, klimmt hinan
Und schwindet hoch in Qualm und Rauch.
Am Ufer schopft australisch Volk
Vereint mit dem Kosakenpolk;
Die braunliche Zigeunerin
Fahrt mit dem Windlicht her und hin,
Sie schlagt den dicken Monch aufs Ohr,
Der sie zu muß'gem Scherz erkor,
Und schickt ihn zu den Spritzen;
Tscherkessenhelme blitzen,
Und mit den kahlen Köpfen
Und rückenlangen Zopfen
Tun dort Chinesen enggeschart
Des Pumpwerks Arbeit heiß und hart.
So schießt von allen Seiten bald
Das Wasser in den Flammenwald
Und stirbt in seiner wilden Glut,
Das klare Labsal hold und gut.

Doch seht! auf höchstem Giebel ragt
Ein Wendrohrfuhrer unverzagt:
Der Irokes' mit roter Haut,
Den grauslich man von unten schaut!
Der Bäcker ist's von Unterstraß,
Ein lust'ger Mann voll Schwank und Spaß;
Wenn er im Herbst den Neuen trinkt
Und er ihn gar zu trube dünkt,
Bringt ihm die Zipfelmütz Gewinn:
Er zieht sie nieder bis zum Kinn,
Trinkt durch die Maschen dann getrost
Und nennt es seigen seinen Most;
Stumm sitzt er da, dem Fremdling graut,

Der den verkappten Zecher schaut.
Auch wie ein Frosch, ein gruner Mann,
Sagt man, daß jener hupfen kann
Auf gradem Strich die Dielen lang
Und quakt und quirlt den Froschgesang;
Dann bellt er wie ein heisrer Fuchs,
Bewegt die Ohren als ein Luchs;
Mit feiner Kinderstimme singt
Er Schelmenliedlein, leicht beschwingt,
Und klemmt die Äuglein froh gelaunt,
Wenn lachend ihn die Welt bestaunt.

Jetzt, mit dem Element im Kampf,
Verbirgt ihn bald der krause Dampf,
Bald steht er schwarz im hellen Schein
Auf kräftig ausgespreiztem Bein;
Umstoben von der Funkenglut,
Lenkt er des Wassers Silberflut
Und schleudert mächtig Strahl auf Strahl
In den emporten Flammensaal.
Sein indian'scher Kriegerschmuck
Erzittert vom gewalt'gen Druck,
Der Geierfittig schräg im Schopf
Raucht halb versengt auf seinem Kopf.
Das ist ihm nun die wahre Lust,
Ein Jauchzer steigt aus seiner Brust
Hoch über allen Larm und Drang.

Zugleich ertönt ein andrer Sang:
Das Angstgeschrei erheben
Bedrohte Menschenleben,
Ein Schrei zuerst – dann gellt es fort
Markschütternd am verlaßnen Ort,
Im Gassenwinkel, wo der Glast
Ein dunkles Fensterloch umfaßt
Und drin ein rotes Pünktlein schwimmt,

Ein einsam Lampchen irrend glimmt.
Kaum ist die Leiter dort getürmt,
Des Todes Warte rasch erstürmt,
So ruft es hier vom hochsten Sitz
Um Hilf in all den Menschenwitz,
Der unten dicht und emsig schwärmt
Und selber nun voll Schrecken lärmt.

Zwei fremde Männer, wohl bestellt,
Die friedsam wandernd sich gesellt,
Die Sommerfrische zu begehn
Und auch das Fest am Weg zu sehn,
Die ruhten da behaglich aus
Im wirrgebauten Herbergshaus,
Und ihr bescheidenes Quartier
Ragt oben an die Wolken schier.
Wie nun das Haus von innen brennt,
Sind sie von aller Welt getrennt.
Vergessen liegen sie im Traum:
Von einem blitzzerspellten Baum
Voll Angst der eine träumt, derweil
Der andere mit banger Eil
Auf einem glatten Eise flieht,
Das krachend er zersplittern sieht.
Sie wachen auf, ganz sinnverstört
Vom Knall und Schall, den sie gehört;
Noch zittert das Gemach vom Klang:
Es hat ein starker Wasserstrang
Das Fenster eingeschlagen. –

Und eh sich ihre Blicke fragen,
So klappert auch die Tür im Schloß,
Wie wenn ein später Schlafgenoß
Mit Rütteln gröblich Einlaß heischt;
Sie sperren auf – Entsetzen kreischt
Aus bleichem Mund, es starrt das Haar,

Denn wo unlangst die Treppe war,
Rollt eine Saule Rauchs empor,
Aus der die Flammenzunge sticht;
Ein Feuerriese von Gestalt,
Scheint's aus dem Abgrund aufgewallt,
Sich lagernd vor die Schwelle dicht.
Sie werfen zu das schwache Tor
Und schieben flugs den Riegel vor,
Denn schreckenvoll war das Gesicht!
Und wieder ruttelt an der Tür
Der Hauch der Glut mit Ungebühr.

Was noch vom Fensterwerk bestand,
Reißt auf nun bebend ihre Hand;
Sie lehnen angstvoll sich hinaus,
Da faßt sie gleich ein neuer Graus!
Ein breit Gesims versperrt dem Blick
Den Weg nach unten und zurück.
Sie schrein erbarmlich, ungesehn,
Bis jene, die entfernter stehn,
Erschaun die bittre Not der zwei
Und wo ertönt das Hilfsgeschrei.
Nun rauscht es unten stärker auf
Vom Rufen, Hin- und Hergelauf.

Je größer die Gefahr zur Frist
Und schwieriger die Rettung ist,
Schwillt brausender es durch die Reihn:
Soll wie in einer Narrenstadt,
Die weder Witz noch Sitte hat,
Der Fremdling schmahlich untergehn
Und seine Sippe klagend schrein:
« Hätt dieses Nest er nie gesehn? »

Mit nichten! Denn schon eilt herbei
Die Schar der edeln Steigerei,

Das Auge kuhn und ungetrübt,
In neuen Künsten wohlgeübt,
Bewehrt, gegürtet schlank und schlicht,
Vor jeder Brust ein leuchtend Licht!
Ergraut schon ist ihr Obermann,
Der sechzig Jahre zahlen kann,
Ein Herr, ein sogenannter
Und jugendlich gewandter,
Von der Muralti altem Haus;
Vornehm und ruhig sieht er aus.
Ein Leiterbau wird aufgericht't,
Ein schwanker, bis er ebner Schicht
Fast zum verlornen Fenster trägt;
Doch jenem scheint vom Tageslauf
Die wackre Mannschaft aufgeregt,
Drum steigt er wohlbedacht vorauf
Und klimmt zum obersten Geschoß
So rüstig, wie ein Lenzgenoß
Zu Berge steigt im Sonnenschein.
Und mit ihm steiget Glied an Glied
Fritz Waser auf, der Messerschmied,
Der schon sich Brau' und Hand verbrannt,
Als er den Feind im Haus berannt.
Der eine alt, der andre jung,
Tun sie den gleichen schweren Schwung
Und schwingen mutig sich hinein,
Wo die zwei Wandrer starr wie Stein,
Lautlos in Wolken Rauches stehn.
Die wissen nicht, wie es geschehn,
Daß die Errettung treulich nah;
Wie lieblich tönt den Männern da,
Als Hoffnung schon verloren,
Der Heilsruf in den Ohren!

Ein hanfner Schlauch wird festgehakt,
Das Wallerpaar frisch eingepackt,

Und hurtig reisen sie zu Tal.
Ein Freudenschall die Luft durchzieht,
Da man im schwebenden Kanal
Das Eingeschobne fahren sieht,
Und frohliches Gelachter schwellt
Des Volkes Brust; behutsam stellt
Es auf die Beine rund und heil
Die zitternden Gestalten.
Ein Ritter erst und dann ein Graf
Vom kaiserlichen Land Tirol
Entstiegen so dem dunklen Hohl,
Um zu entgehn dem Todesschlaf,
Und des Geschickes Walten
Jetzt fromm zu loben, ist ihr Teil.
Und wie sie sprachlos aufwärts schaun,
Betrachten sie mit Lust und Graun,
Der sie entflohn, die Höllenglut,
Und denken mit befreitem Mut
An Weib und Kind und Heimatland;
Auch preisen sie nun mit Verstand
Die Zucht und Ordnung dieser Stadt
Und werden nicht des Preisens satt.
Die guten Burger hören gern
So weises Wort der fremden Herrn,
Und hätten fast indessen
Das Löschen drob vergessen.

Doch nun geschieht der letzte Kampf;
Erstickend stirbt im Wasserdampf
Und zischend wie ein böser Drach
Das rote Feuer allgemach,
Bis friedlich herrscht die Ruh der Nacht
Und mit der Sorge ganz allein
Bei leiser Sterne Zitterschein
Weit über Stadt und Türmen wacht.

Befriedigt ruhn die Manner aus
Beim Labetrunk in manchem Haus,
Durchnaßt, ermudet und berußt:
Das war das End der Burgerlust.

Wie viele Jahre sind dahin!
Mir liegt der bunte Tag im Sinn
Wie an der Jugend fernem Saum
Ein halbvergeßner Junitraum.

Der Meister Heinrich lobesan,
Der immerfrohe Bäckersmann
Mit seiner Mütz und der Muralt:
Sie sind schon langst dahin gewallt,
Von wannen keiner wiederkehrt
Und keine Botschaft man erfährt.
Nur Waser glüht den Stahl noch hart,
Und stahlgrau ist sein langer Bart!

DIE JOHANNISNACHT

Festspiel
bei der Becherweihe der zurcherischen Zunftgesellschaft zur Schmieden
1876

EIN BEWAFFNETER SCHMIED VON 1278
tritt auf:

Johannisfeuer glimmt und flimmert
Von allen Höhen durch die Nacht,
Hat in mein Kämmerlein geschimmert,
Daß ich aus tiefem Schlaf erwacht
Und aus der Fremde hergefahren,
Wo ich seit sechsmal hundert Jahren
Auf weitem Marchfeld, fern bei Wien,
Ein toter Mann, begraben bin. –
Die alte Wasserstadt zu sehn,
In ihren Straßen umzugehn,
Hat's mich wie Sturmwind hergetrieben,
Zu sehn, ob Stein auf Stein geblieben
Und ob die tapfern Gutgesellen,
Was rinnet, rustig noch verschwellen!

Nun find ich schwierig Pfad und Steg:
Hier war das Tor, nun ist es weg!
Doch steht ein Haus mit heller Stuben,
Drin summt und singt's wie muntre Buben –
Ich glaub, da tut noch jemand spuken,
Wer kommt da? Will sich einer mucken?

EIN SCHWERTFEGER VON 1351
ebenfalls bewaffnet, tritt auf:

Nur still! Wir sind von gleicher Art,
Wir tragen Staub in Haar und Bart,
Und blutig klaffen uns die Wunden! –
Wo hast du deine Ruh gefunden?

SCHMIED:

Mit Konig Rudolf zog ich aus,
Den wilden Ottokar zu schlagen,
Und half das Östreich ihm erjagen;
Fast war vorbei der Heidengraus,
Der Sieg kam an, doch blutig rot,
Wir hundert Zürcher meistens tot.

Da naht der kluge Habsburgmann,
Es schien sein schweres Roß zu hinken,
Er merkte das und tät mir winken:
« Bist du nicht Hansli Gugliguck,
Der Schmied, und deine Schmidtenbruck
Am Rain, wo man zum Hofe geht,
Der an der Aa zu Zürich steht? »

« Ja, dort mir Weib und Esse zischt! »
Sagt ich, von Rudolfs Wort erfrischt.
Er lacht' und rief: « So schau mal nach,
Ob sich mein Gaul den Huf zerstach! »
Und wie ich nun den Huf will heben,
War ausgeblasen auch mein Leben,
Es sandten fliehnd ein paar Bohmaken
Zween lange Pfeil' mir durch den Nacken.
Doch wo hast du das End erstritten?

SCHWERTFEGER:

Bin nicht so weit wie du geritten!
Wo Cyriaci Kirchlein war,
Lieg ich schon fünfmalhundert Jahr'!
Das Östreich, das du halfst erringen,
Wollt' nachmals uns zu Boden zwingen!
Wir machten eignes Regiment,
Da nahm die Freundschaft bald ein End!
Wir gingen in den jungen Bund,
Was ihnen nicht, doch uns gesund!

Drum zupften jetzt die Rudolfsenkel
Voll Bosheit uns am Fahnenschwenkel;
Wir aber schlugen unverloren
Den Herrn die Stangen um die Ohren!

SCHMIED:

Wer war nun euer Feldhauptmann?

SCHWERTFEGER:

Das war Herr Brun, der Anschicksmann,
Der uns das Bürgertum gewann,
Ein gar geriebner schlauer Vetter,
Aufdringlich, stät, wie Regenwetter!
Wir wußten nicht zu jenen Stunden,
Ob er, ob wir das Ding erfunden;
Man wird nicht klug bei solchen Spielen:
Ist es der eine? Sind's die vielen?

SCHMIED:

Versteh nicht jenes und nicht dies!

SCHWERTFEGER:

Verstehst nichts in Politicis?

SCHMIED:

Doch war der Hauptmann gut im Feld?

SCHWERTFEGER:

Ei nun – dort war er just kein Held!
Als in dem Tale von Tätwyl
Der Feind rings auf uns niederfiel,
Da hat er sich davongemacht
Und ließ uns stehn in schlimmer Nacht;
Als er schon ziemlich weit geschlichen,
Da merkt' man erst, daß er entwichen.
Mir raunt' der Nachbar in die Ohren:

« Herr Brun ist fort, wir sind verloren! »
Ich sagte: « Laß den Schelmen laufen,
Man braucht ihn, darf ihn nicht verkaufen!
In jeder gut besorgten Stadt
Braucht's einen, der kein Ehr nicht hat,
Nicht Ekel kennt und nicht Gewissen
Und immer schafft und ist beflissen,
Zu wirken, daß er nötig bleibt!
Nur muß man eben nicht urgieren,
Daß er sein Leben soll riskieren!
So wird er alt und wohlbeleibt!
Die Nachwelt wird sich dran ergetzen
Und solchem Kerl ein Denkmal setzen,
Indes ein braver fauler Hund
Zunichte wird und geht zugrund! »

Indem ich so die Zunge wetzte
Und mich am bösen Leumund letzte,
So brach herein die bittre Not;
Da ging es an ein Stechen, Hauen,
In dunkler Herbstnacht konnt ich schauen
Den, der mich packt', den blassen Tod!

Je dennoch ward der Sieg erstritten
Durch Rüegg Manesses kluge Sitten,
Der still im zweiten Range stand
Und in der Not die Rettung fand.
Er brachte treu mit reicher Beute
Heimwärts uns vierzig tote Leute;
Ganz steif wie ein gefrorner Hecht
Lag ich querüber schlecht und recht!

Doch horch! Was lärmt und klirrt da vorn?

EIN GEHARNISCHTER KUPFERSCHMIED VON 1445
schleppt einen andern Gewaffneten mit sich:

So komm nur mit, bei Gottes Zorn!
Hier ist das Haus zum goldnen Horn,
Da wollen wir jetzt Einkehr halten
Und nächtlich in der Stuben walten!
Mich wundert, ob ein Tröpflein Weins
Uns nicht das kalte Herz kann warmen
Und vor der Kraft des goldnen Scheins
Ein Weilchen flieht des Grabes Härmen!
Heut war Johanns des Taufers Tag,
Da man der Zunft- und Ratswahl pflag –
Ein paar Gesellen stehn noch hier –
Doch weh! Die sind so kühl wie wir!

SCHMIED:

Doch nicht so naß! Woher die Fahrt?
Ihr tragt ja Sand und Tang im Bart,
Und Wasser aus dem Harnisch läuft;
Hat man euch eurer Zeit ersäuft?

KUPFERSCHMIED:

Im tiefen See, da liegen wir
Wohl jetzo der Jahrhundert' vier!
Der Kupferschmied Götz aus der Auw
Bin ich, und der zu Wollerau
Der Beck vom Hof, der blieb geduldig
Mir einst ein' kupfern' Bratpfann schuldig!
Als nun der lange Krieg[1] gekommen
Und sie die Höfe uns genommen,
Da lief er mit den Eidgenossen,
An uns die Hörner abzustoßen.

[1] Aller Eidgenossen gegen Zürich wegen des toggenburgischen Erbes.

Und wo ein Schutt und Rauch entstand,
Da war der Beck gewiß zur Hand!
Und beim Scharmutzen tat er prahlen,
Ob er die Pfanne mir soll zahlen?

(Er schuttelt ihn:)

Doch wie sich alles endlich wend't,
Der Krieg naht' mahlich auch dem End;
Ein schoner Herbst war just im Land,
Die Rebe voll von Trauben stand,
Die wollten sich die Ländler kaufen
Noch ohne Geld, in hellen Haufen
Sind in die Reben sie gestiegen
Am Erlenbach zum Herbstvergnügen.
Ein dicker Nebel hullt verschwiegen
Die reisige Schar der Winzer ein –
Doch uns zugleich am Waldesrain,
Wo wir der Sach gewärtig standen
Und alle Riemen fester banden.

Wie nun die leckern Eidgenossen
Die Trauben schnitten samt den Schossen
Mit Schneidezeug von allen Arten,
Mit Dolchen, Schwertern und Halmbarten,
Im grauen Nebel frohlich hausten
Und manchen Weinberg arg zerzausten,
Auch sangen grobe Winzerlieder:
Da fielen wir mit Macht hernieder
Und zahlten ihnen Winzerlohn!
Da ward ein frischer Trank geboten,
Es floß der Most, und zwar vom Roten,
Und wer noch konnte, ist entflohn
Ans Ufer abwärts zu den Schiffen.
Natürlich war mein Beck dabei!
Vor sich die alte Bickelhauben
Ganz angefüllt mit blauen Trauben,
Sprang hoch er, wie ein Böcklein frei!

Ich hatt den Schelmen fast ergriffen,
Da konnt er in ein Schiff sich schwingen,
Ich auf dem Fuß mit tollen Springen
Ihm nach ins Fahrzeug – und allein
Muß ich mit zwanzig Spießen sein,
Die eilig jetzt vom Lande stoßen,
Doch, als der sichre See gewonnen,
Mich rings umstarren voll Erboßen
Und scharf zu kitzeln mich begonnen.
Da dacht ich mir: was hilft das Zagen?
Ich packte meinen Beck am Kragen
Und sprang borduber in die Flut,
Wo er mit mir am Grunde ruht.
Dort halt ich fest den wackern Mann,
Bis er die Pfanne zahlen kann;
Wenn er etwan entrinnen will,
Kriegt er 'nen Puff, dann liegt er still,
Und treibt das Heimweh mich, zu geisten,
So tut er mir Gesellschaft leisten.

SCHWERTFEGER:

Wir müssen all' die Sehnsucht tragen,
Des Lebens Schatten nachzujagen! –
Mich dunkt, es wallt noch Einer her,
Ich horte seufzen tief und schwer!

SCHMIED:

Ein Grauer kommt herangeschritten
In reichen Waffen, ernst von Sitten.

EIN STUCKGIESSER VON 1515
tritt auf:

So viel' ich euer hier gewahre,
Tragt ihr der Jugend Braun im Haare,
Und keiner ist, der so betagt
Wie ich dem Streite nachgejagt.

Ich war bei Granse, Murten, Nanzig,
Und sah nie meine Werkstatt wieder,
Strich durch die Lande auf und nieder
Wohl in die Jahre zehn und zwanzig;
Im Schwabenkriege tummelt ich,
Am Rheine und im Thurgau mich;
Ich machte manchen still und bleich
Und manche Burg dem Boden gleich.
Dann ging es lange Jahre wieder
Jenseits des großen Berges nieder;
Ich hauste in der Lampartey
Mit Übeltat und Kriegsgeschrei;
Ich stellte mich den Fursten gleich
Und spielt' mit ihnen Reich um Reich,
War nur dem eitlen Ruhme hold
Und dürstete nach schlechtem Gold,
Bis ich im Feld zu Marignan
Der heißen Arbeit Lohn gewann:
Den Mund voll Gras und das Erkennen,
Daß wir nach Dunst und Wolken rennen!

Als dort ich sieglos niedersank,
War mir vom übernächt'gen Morden
Der graue Kopf ganz weiß geworden,
Es brach das Herz, von innen krank!
Jetzt ruh ich längst von Streit und Fechten;
Doch eil ich gern in stillen Nächten,
Wenn lind der Hauch von Süden weht,
Zur alten Heimat – doch zu spät!
Das Vaterhaus ist längst verschwunden,
Doch scheint, die Zunft steht noch zu diesen Stunden.

KUPFERSCHMIED:

Wir schwirren um das helle Licht
Wie graues Nachtgevögel dicht,

Das keinen Einlaß finden kann. –
Da flattert noch ein Schattenmann!

EIN SCHLOSSER IN OFFIZIERSTRACHT VON 1649
tritt auf:

Manch zierlich Gitter konnt ich schmieden,
Doch fand dabei ich nicht den Frieden
Und bin als Kriegsmann hingefahren,
Wo man gelockt der Söldner Scharen.
Hab beim Savoyer Wacht gestanden
Und patroulliert in span'schen Landen,
Im weiten Hof der Tuilerien
Mein nächtlich Werda laut geschrien.
Bin zu den Schweden dann gelaufen
Und tat mit den Panduren raufen;
Zuletzt stand in Dalmatia
Ich als ein Leutnant trotzig da,
Der fur Venedigs Republik
Um gutes Gold wagt' sein Geschick.
Die Turken galt es zu verjagen,
Ich ward von vieren dort erschlagen,
Als ich allein hinausgegangen,
Ein wildes Hühnlein mir zu fangen.
Da lernt ich, heißen Brei zu essen,
Die Quadratur des Zirkels messen!
Zwei hab ich überecks erstochen,
Zwei sind im Ring herumgekrochen
Und ließen ihre Sichelklingen
Mir schmählich durch die Sehnen dringen.
Sie warfen mich vom Felsen munter
Hoch in des Meeres Schaum hinunter;
Das Hühnlein, das davon geflattert,
Ward von den Turken drauf ergattert.
Ich aber dacht im Untergehn:
Tätst du daheim am Schraubstock stehn!

EIN CHIRURGUS VON 1757[1]
mit langem Zopf und Degen:

Hier ist das Haus zum Schwarzen Garten,
Ich klopf und schell, doch kann ich warten,
Verschlossen ist's und dunkel drin!
Wo sind denn die Gesellen hin,
Die hier beim Becher fröhlich saßen
Und des Examens Angst vergaßen?
Vom Pflasterstreichen, Laborieren
Erholten sich mit Kommerzieren?
He! Holla! – Wie bin ich genarrt!
Nur Stußis Fähnlein dorten knarrt,
Der steht noch auf dem Brunnenstein –
Doch was dort sprudelt, ist kein Wein!

Die Schuster auch sind weggezogen,
Die nachbarlich der Zunft gepflogen;
Und weiland hier der Müller Stube
Ist finster, wie des Todes Grube;
Am Haus zwar noch das Wappen steht:
Ein Mühlerad, das nicht mehr geht!

Was hat mich nun hieher getrieben?
War ich in meinem Sandloch blieben,
Wo eine dürre Kiefer steht,
Durch die der Nachtwind pfeifend weht!

Doch halt, verlier die Hoffnung nicht!
Dort bei den Schmieden ist noch Licht:
Drum! Heut ja ist Johannitag,
Dort sind die Ärzte beim Gelag!
Doch, glaub ich, ist vorbei der Schmaus,
Da steht schon mancher vor dem Haus.

[1] Die Ärzte waren, als die Zünfte politische Bedeutung hatten, behufs Ausubung ihrer Rechte den Schmieden zugeteilt; sonst hatten sie ihre Stube im «Schwarzen Garten».

(Tritt naher)

Oho! die sind so dunn wie Luft!
Ich glaub, es ist ein Nebelduft,
Und an den schimmlig alten Trachten
Merkt man, wo diese ubernachten!

SCHWERTFEGER:

He du, mit deinem Stiel im Nacken!
Willst du uns an der Ehre packen?

CHIRURGUS:

Geduld, ihr Herrn! und habt Vernunft!
Ich bin mit euch von gleicher Zunft,
Bin tot, wie ihr! Macht keine Faxen,
Denn hiefür ist kein Kraut gewachsen!

STUCKGIESSER

Wo wardst der Schule du entlassen?

KUPFERSCHMIED

Liegst du im Trocknen oder Nassen?

SCHLOSSER.

Dein Leib ist lang und steif und grad,
Du warst wie wir wohl ein Soldat?

CHIRURGUS:

Ein Feldscher Seiner Majestat
Des alten Fritzen vor euch steht! –
Mit rotem Mantel, wenig Geld
Ritt als Student ich in die Welt
Und dacht in Halle zu kapieren,
Was mir noch fehlt' zum Praktizieren;
Verkauft' den Klepper und hub an,
Hab leider bald mein Geld vertan!

Die Werbetrommel hort ich rühren
Und trat zu Friedrichs Grenadieren
Und zog mit ihnen Tag und Nacht,
Von Feld zu Feld, von Schlacht zu Schlacht.

Hab mit dem Konig auch gesprochen,
Einst hat er frisch mich angestochen
Und sagte naselnd: « Herr Chirürge,
Ist Er der Schweizer nicht von Zürch,
Wo sie die Schriften tun petschieren
Mit drei gekopften Personnagen,
Die auf den Händen die Visagen
Wie drei Pasteten präsentieren? »

Ich sagte: « Sire! so Gott es will,
Bleibt das noch lange das Sigill
Von unsrer alten Republique,
Verstehn nicht Spaß in diesem Stücke!
Was schon ein halb Jahrtausend alt,
Erhält erst feste Leibsgestalt,
Mit eines Eichbaums Prospertät
Grad in des Lebens Mitte steht! »

Da setzt' den Schimmel er in Trab
Und hopst' die Lagergaß hinab.

Indessen folgt ich seinem Stern,
Der einsam glänzte nah und fern.
Er funkelt' in der Schlacht von Prag
Wie eine Sonne hell am Tag;
Ich sah ihn bei Collin erbleichen,
Dort mußten wir blutrünstig weichen;
Darauf bei Roßbach zwinkt' er wieder
Gar lustig durch die Wolken nieder.
Jedoch im großen Sieg bei Leuthen
Schoß ein Kroat mich von der Seiten,

Als ich, den Degen in der Faust,
Mein Amt vergessend, drein gebraust.
Dort blieb ich in den letzten Zugen
Auf einer Fohrenheide liegen.

EIN ALTER STUBENKNECHT ODER ZUNFTWIRT
(ruft aus dem Fenster):

's ist Mitternacht, das Haus ist leer,
Ihr luft'gen Gaste kommt nun her!

SCHWERTFEGER:

Auf, wie die Windsbraut fahren wir
Hinein durch die bekannte Tur!

(Sie sitzen am Tisch)

CHIRURGUS *(zum Wirt):*

Nun sprich, der du im Hause weilst,
Treppauf und -nieder schlurfend eilst,
Als ob du noch die Kannen trugest,
Und so dich selbst lebendig lügest:
Wie geht's der Stadt und dieser Zunft?
Blüht noch die alte Überkunft
Von Macht und Wohlfahrt, Rat und Tat,
Von Ehr und Arbeit früh und spat?

STÜCKGIESSER:

Wie steht's um Herrschaft und Vogtei,
Gericht und Rat und Klerisei?
Ist unsre Zunft mit Ruhm dabei?

DER WIRT:

Vogtei und Grafschaft sind dahin,
Im Rate sitzt das Volksgesind
Und im Gericht des Bauers Kind,
Der Pfaffheit Stern ist im Verglühn.

SCHMIED:

Was ist vergangen und entstanden,
Seit ich gelebt in diesen Landen?

SCHLOSSER:

Wie nahm ein loblich Regiment
Gemeiner Stadt so schnodes End?

WIRT:

Wie wir den Rittern einst getan,
So fing's mit uns der Bauer an!

KUPFERSCHMIED:

Jedoch das alte Banner weht
Voran noch, wenn's zum Streite geht?

WIRT:

Es flattert noch bei Lenzgelagen,
Im Feld wird nur das Kreuz getragen,
Das herrscht allmachtig unter Gleichen,
Soweit des Bundes Grenzen reichen!

KUPFERSCHMIED:

Wenn sie es denn so weit getrieben,
Was ist Besondres überblieben?

WIRT:

Nur Freundschaft und Erinnerung,
Der Becher hier und dieser Saal;
Da sitzen sie beim Brudermahl
Und dünken sich von neuem jung.
Sie trinken Kraft vom goldnen Rande
Und stehen treu zum freien Lande.

(Stellt den Pokal auf den Tisch)

ALLE:

Seht, welch ein herrlich Trinkgeschirr!
Es hupft das Herz vor Freuden mir!

CHIRURGUS:

Seit wann besteht dies Prachtgerat?

WIRT

Sie haben es ganz frisch gegründet,
Damit sich neue Glut entzundet
An seinem Glanz und Dignität.
Geheimnisvoll umschließt das Gold,
Was in der Freude ehrenhold
Vergangenes und Künft'ges bindet.

STUCKGIESSER:

Doch sagt: wer ist der reisige Mann,
Der auf des Deckels Kuppel ragt,
Mit Schwert und Banner unverzagt
Bewacht der Schale runden Bann?

WIRT:

Das ist ein hehrer Zunftgenoß,
Des Blut bei Kappel heldisch floß,
Der Bannerherr in Rüstung blank,
Der bei der Fahne sterbend sank
Und, wie er stieg zur Nacht hinab,
Sie treu dem zweiten Retter gab.

BANNERHERR SCHWEIZER[1]
(in gleicher Gestalt wie auf dem Becher)
tritt herein:

Ich hörte traute Rede gehn,
Die mich geweckt wie Frühlingswehn!

[1] Zunftmeister zu Schmieden, fiel in der Reformationsschlacht bei Kappel 1531.

Seid mir gegrüßt, ihr Herrn zur Schmieden,
Und sei mit euch des Geistes Frieden!

(Es erheben sich alle)

WIRT:

Durch dich wird unsre Schattenwelt
Mit einem lichten Schein erhellt;
Denn vornehm ist und höhrer Art,
Was damals euch zum Kampf geschart!

BANNERHERR.

Im bittersten und schwersten Streit
Für des Gewissens Einigkeit,
Unangesehn den Feind, zu fallen,
Das ist das hochste Los von allen;
Da wallt das Herz in lichter Ruh
Der Freiheit ew'ger Heimat zu!

WIRT.

Wie dankbar dich die Enkel ehren,
Mag dich die Becherzierde lehren!

BANNERHERR:

Führwahr, das kleine Denkmal hier
Bedünkt mich größre Ehrenzier,
Als ständ ich hoch in Erz gegossen,
Von Larm und Staub des Markts umflossen.
Ich steh an meinem kleinen Ort
Als Wächter bei der Freundschaft Hort!

(Er hebt den Deckel ab)

Laßt sehn, ob diese edle Flut
Noch warmt das leichte Geisterblut!
Ich trink's euch zu – mich dünkt, die Glieder
Durchströmt ein Hauch des Lebens wieder!
Trink, Schmied! und gib den Becher weiter!

SCHMIED

(tut es):

Mir glanzen Jugendsterne heiter
Aus goldnem Abgrund dieser Schale!

SCHWERTFEGER

(ebenso):

Mir ist, ich geh im grünen Tale,
Als würde mich ein Liebchen küssen!

KUPFERSCHMIED

(ebenso):

Ich bade in kristallnen Flüssen!

(Er halt den Becher dem Beck an den Mund, welcher trinkt)

Trink, Bruder, hier gibt's Rebenlauben!

BECK VON WOLLERAU:

O süßer Saft der Lebenstrauben!
Ich atme Luft von Bergesaun!

(Der Kupferschmied laßt den Becher weiter gehen)

STÜCKGIESSER:

(trinkt)

Dem Siege darf ich wieder traun,
Es schlägt mein Herz in alter Stärke!

SCHLOSSER:

(ebenso)

Ich spüre Kraft zu jedem Werke,
Das ich in Tagen einst versäumt!

CHIRURGUS:

(ebenso)

Ein Traum, der schon einmal geträumt,
Lockt mich mit längst entschlafnen Wonnen!

WIRT:

(nachdem er getrunken)

So schließ ich nun den Zauberbronnen,
Schon nahet leis der junge Tag;
Bald tont im Korn der Wachtel Schlag!

(Deckt den Becher zu)

ALLE SINGEN:

Fahr wohl, du schone Sommernacht,
Dein heitrer Glanz ist still verglommen!
Steig auf, verjüngte Morgenpracht
Für unser Volk, das nach uns kommen!
Wir ziehn dahin nach Geisterbrauch
Und lösen uns in Luft und Hauch.

(Wahrend des Gesanges, der mit gemaßigten Stimmen begonnen und bis zum Schluß immer leiser wird, nimmt auch die Beleuchtung ab, in welcher die vortragende Gruppe steht, so daß diese mit dem Verhallen des Gesanges zuglesch im Dunkel verschwindet.)

KANTATE

bei Eröffnung einer schweizerischen Landesausstellung
in Zurich 1883

Die Schifflein ruhn, und schimmernd ausgebreitet
Erfreut das Auge der Gewebe Schwall;
Der Hammer schweigt, doch mit dem Lichte streitet
In tausend Formen das Metall.
Aus tausend Stoffen hat Gestalt gewonnen,
Was Not und Lust der Welt ersonnen;
Mit heil'gem Ernst, mit heiterm Tand
Umdrängt uns das Gebild der Hand.

Es will sich zeigen Wehr und Lehre,
Und er, der mit der Scholle ringt,
Der Mann im Kampf um Brot und Ehre
Des Feldes Frucht zum Feste bringt.

Alle Krafte, die da schliefen,
Jeden Fleiß, der schaffend wacht
Auf den Höhen, in den Tiefen,
Sehen wir zu Tag gebracht.

Und ein ganzes Volk will tagen,
Kind und Jüngling, Mann und Frau
Bringen hoffend hergetragen
Ihrer Hände Werk zur Schau.

Große Städte, Nationen
Eifern lang schon im Verein;
Aber wo wir Kleinsten wohnen,
Darf die Müh nicht kleiner sein!

Gleich stürmender Wolken geschlossenen Scharen,
So reihn sich die Volker und drängen voran;
Da gilt es zu stehn und sich regend zu wahren:
Wer rastet, geht unter im Staube der Bahn!
In steter Bewegung ernährt sich die Kraft,
Die Ruh liegt im Herzen dem Manne, der schafft!

Arbeit ist das warmste Hemde,
Frischer Quell im Wüstensand,
Stab und Zelt in weiter Fremde
Und das beste Vaterland!

Vaterland! ja du mußt siegen,
Aller Welt an Ehren gleich!
Laß die Spreu von dannen fliegen –
Nur durch Arbeit wirst du reich!

KANTATE

zum funfzigjahrigen Jubiläum der Hochschule Zurich

Das Urmaß aller Dinge ruht
In Händen nicht, die endlich sind,
Es liegt verwahrt in Schatzgewölben,
Die kein verganglich Auge schaut.
Wir fuhren Waage, Stab und Uhr,
Und was wir wägen, schwindet hin;
Darum mit ehrerbiet'ger Scheu
Gebrauchen wir das Maß der Zeit
Und rufen hoher Jahre Zahl
Mit Weihefesten an.

Ein halbes Jahrhundert –
Was ist es, ihr Brüder?
Ein Hauch, wie ein ganzes
Und wie ein Jahrtausend!
Doch wenn es das erste,
Dann winden wir schmeichelnd
Und ruhmend den Kranz.

Das eigne Erinnern
Umfangt uns die Seele,
Die Jahre der Jugend
Sind lange dahin,
Indessen die neuen
Geschlechter erblühten.

Es ragt uns die Burg mit
Den Ämtern des Wissens,
Wir sahn noch die Stifter
Und sahn die Genossen
Die Halle durchschreiten,
Geschlecht auf Geschlecht.

Wo sind sie geblieben,
Sie all, die gekommen
Und wieder geschieden,
Zu lehren, zu lernen?
Sie ruhen in Grabern,
Zerstreut auf der Erde
Und hier in der Heimat.

Doch mancher, er hält noch
In schneeigen Locken
An fernen Altären
Der Weisheit die Wacht;

Getreulich zehn andre,
Als Bürger ergrauend,
Mit uns noch zum Forum.

Kein fürstlicher Reichtum,
Kein Erbe der Vater
Erhalt uns die Schule;
Auf schwankem Gesetze,
Sie steht in den Äther
Des täglichen Willens,
Des täglichen Opfers
Des Volkes gebaut!

Doch um so lichter stehet
Und schirmet uns das Haus,
Solang ein Geist nur gehet,
Ein guter, ein und aus.

Reich immer froh dem Morgen,
O Jugend, deine Hand!
Die Alten mit den Sorgen
Laß auch bestehn im Land!

Ergründe kühn das Leben,
Vergiß nicht in der Zeit,
Daß mit verborgnen Stäben
Mißt die Unendlichkeit!

PANDORA

(Antipanegyrisches)

MEERGEDANKEN

O war mein Herz das tiefe Meer
Und seine Feinde die Schiffe:
Wie schleudert' es sie hin und her
An seines Zornes Riffe!

Und endlich schlang es unter sie,
Hinunter in die Tiefe,
Daß drüber glanzend spät und fruh
Der Meeresfrieden schliefe.

So aber ist's ein Wellchen kaum,
Von tausend Wellen eine;
Doch nagt und wäscht ihr leichter Schaum
Am morschen Schiffsgebeine.

Wir Wellen ziehen treu vereint
Und eine folgt der andern;
Wir haben all den gleichen Feind,
Nach dem wir spahn und wandern.

Die Geisternot, der Wirbelwind,
Der peitscht uns, bis wir schäumen,
Bis alle wach geschlagen sind
Aus ihren Wassertraumen.

Und endlich sinkt im Trümmerfall,
Was wir so lang getragen –
Heil uns, wenn wir mit sattem Schwall
Dann oben zusammenschlagen!

Dann ruft's von allen Ufern her,
Als ständ' der Himmel offen:
Das Schiff der Lügner ist im Meer
Mit Mann und Maus ersoffen!

ICH BIN EIN ARMER SCHLUCKER

Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1843 und wurde von Keller nicht veröffentlicht

Ich bin ein armer Schlucker
Und tolpischer Gesell
Hab gegen feine Mucker
Ein widerhaarig Fell.
Doch auf den groben Keil und Klotz
Ist frischer, grober Bubentrotz
Oft an der rechten Stell'!

Ich bin als wilder Zecher
Auf einen Trunk erpicht,
Doch füllet meinen Becher
Lacrymä Christi nicht.
Ich lasse nur in saurem Wein
Die Freiheit meine Göttin sein,
Die Göttin derb und schlicht!

Ich bin ein guter Streiter
Mit ungewaschnem Maul,
Ich bin ein guter Reiter,
Ob auch auf magrem Gaul!
Und ob mein Schild auch rostig ist
Und ob mein Schwert auch schartig ist,
Ich schlage drein nicht faul!

APOSTATENMARSCH

Bum! Bum! Bim, bam, bum!
Schnürt den Sack und kehrt links um!
Abgeweidet ist die Matte,
Spute dich, du Wanderratte,
Hungern ist kein Gaudium!
Dreht die Fahne, dampft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Sind wir nicht ein schöner Zug,
Galgenfroher Rabenflug?
Hinter uns die guten Tropfe
Stehn und brechen sich die Kopfe
Ob dem lustigen Betrug.
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Hohn und schriller Pfeifenklang
Folgen uns den Weg entlang;
Weiter, weiter in dem Kote!
Weiße süße Gnadenbrote
Lohnen uns den sauren Gang!
Dreht die Fahne, dampft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Aus dem Busen reißt das Herz,
Werft es fluchend hinterwarts!
Pfaffenküch und Keller kühle
Spüle weg die Hochgefuhle,
Ei, es war nur Bubenscherz!
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Nieder mit dem Jungfernkranz!
Ausgeloscht der Ehre Glanz!
Ausgepfiffen jede Wahrheit!
Angeschwarzt der Sonne Klarheit!
In den Staub mit dem Popanz!
Dreht die Fahne, dampft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Judas starb den dummsten Tod –
Schame dich, Ischariot!
Magst du zappeln! Unsereiner
Schwimmt mit Wurde stets als reiner
Goldfisch durch das Blut so rot!
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

AUF MALER DISTELIS TOD

Sie haben Ruh, die Kutten braun und schwarz,
Die Fledermause, Raben-, Eulenkopfe,
Spießburger alle, mit und ohne Zöpfe,
Und was da klebt im zähen Pech und Harz!

Er hat sie drangsaliert und ließ sie tanzen,
Die faulen Bäuche wie die krummen Rücken,
Die dicken Käfer und die dunnen Mücken,
Die Maulwurfsgrillen und die Flöh und Wanzen!

Schaut her, ihr draußen, denen im Genick
Der Adler und der Geier Fänge lasten,
Schaut dies Gewimmel ohne Ruh und Rasten,
Den Bodensatz in einer Republik!

Solch einen Sabbat wohlgemut zu schildern,
Braucht es furwahr ein unerschrocknes Blut!
Nun warf er hin den Stift, nahm Stock und Hut,
Und fluchend steht das Volk vor seinen Bildern.

SCHLECHTE JAHRESZEIT

Wo ist der schöne Blumenflor,
Den wir so treu gehegt?
Vom Hoffen und vom Grünen sind
Herz, Garten kahl gefegt!
Und wie in Einer Nacht ergraut
Ein unglückselig Haupt,
Hat sich heut Nacht das Vaterland
Geschüttelt und entlaubt!

Der Rhein entfuhrt ins Niederland
Die welke Sommerlust,
Läßt öd und fahl die Felder uns,
Den Frost in unsrer Brust.
Die Silberfirnen hüllen sich
In dunkle Wolken ein;
Doch bald wird jeder Kehricht nun
Ein blanker Schneeberg sein!

Und alles wird so klein, so nah,
So dumpf und eingezwängt;
Wie drückend ob dem Scheitel uns
Der graue Himmel hangt!

Auf jedem Kreuzweg sitzt ein Feind –
Es ist ein harter Stand:
Mit Schurken atmen gleiche Luft
Im engen Vaterland!

LIED VOM SCHUFT

Ein armer Teufel ist der Schuft,
Er weiß, es kennt ihn jedes Kind;
Er wandelt wie ein Träumender,
Wo unverdorbne Menschen sind.

Ein dummer Teufel ist der Schuft,
Weil er doch der Geprellte ist,
Wenn ihn die Welt, die er betrog,
Mit großen, klaren Augen mißt.

Er geht einher im Silberhaar
Und keimt schon in des Knaben Blick,
Er kriecht umher in dunkler Not
Und spiegelt sich in Glas und Glück.

Bald sitzt er auf dem Königsthron
Und heißt von Gottes Gnaden Schuft,
Bald steckt er und vermodert er
In eines Bettlers Hundegruft.

Doch immer müht und plagt er sich
Und tut, als wär er sehr gescheit;
Wenn man an ihm vorüber geht,
So pfeift er aus Verlegenheit.

Laßt pfeifen sie und nagen nur,
Die Ratten, im dunklen Erdenhaus;
Es tagt dereinst ihr Wandertag,
Dann schweigen sie und sterben aus!

JESUITENZUG

1843

Hussa! Hussa! die Hatz geht los!
Es kommt geritten klein und groß,
Das springt und purzelt gar behend,
Das kreischt und zetert ohne End:
Sie kommen, die Jesuiten!

Da reiten sie auf Schlangelein
Und hintendrein auf Drach und Schwein;
Was das für muntre Bursche sind!
Wohl graut im Mutterleib dem Kind:
Sie kommen, die Jesuiten!

Hu, wie das krabbelt, kneipt und kriecht,
Pfui, wie's so infernalisch riecht!
Jetzt fahre hin, du gute Ruh!
Geh, Grete, mach das Fenster zu:
Sie kommen, die Jesuiten!

« Gewissen, Ehr und Treue nehmt
Dem Mann und macht ihn ausverschamt,
Und seines Weibes Unterrock
Hängt ihm als Fahne an den Stock:
Wir kommen, die Jesuiten! »

Von Kreuz und Fahne angeführt,
Den Giftsack hinten aufgeschnürt,
Der Fanatismus ist Profoß,
Die Dummheit folgt als Betteltroß:
Sie kommen, die Jesuiten!

«Wir nisten uns im Niederleib
Wie Maden ein bei Mann und Weib,
Und was ein Schw..n erfinden kann,
Das bringen wir an Weib und Mann:
Wir kommen, die Jesuiten!»

O gutes Land, du schöne Braut,
Du wirst dem Teufel angetraut!
Ja, weine nur, du armes Kind!
Vom Gotthard weht ein schlimmer Wind:
Sie kommen, die Jesuiten!

DIE ÖFFENTLICHEN VERLEUMDER

Ein Ungeziefer ruht
In Staub und trocknem Schlamme
Verborgen, wie die Flamme
In leichter Asche tut.
Ein Regen, Windeshauch
Erweckt das schlimme Leben,
Und aus dem Nichts erheben
Sich Seuchen, Glut und Rauch.

Aus dunkler Höhle fährt
Ein Schächer, um zu schweifen;
Nach Beuteln möcht er greifen
Und findet bessern Wert:
Er findet einen Streit
Um nichts, ein irres Wissen,
Ein Banner, das zerrissen,
Ein Volk in Blödigkeit.

Er findet, wo er geht,
Die Leere dürft'ger Zeiten,
Da kann er schamlos schreiten,
Nun wird er ein Prophet;
Auf einen Kehricht stellt
Er seine Schelmenfuße
Und zischelt seine Gruße
In die verblüffte Welt.

Gehullt in Niedertracht
Gleichwie in einer Wolke,
Ein Lügner vor dem Volke,
Ragt bald er groß an Macht
Mit seiner Helfer Zahl,
Die, hoch und niedrig stehend,
Gelegenheit erspähend,
Sich bieten seiner Wahl.

Sie teilen aus sein Wort,
Wie einst die Gottesboten
Getan mit den fünf Broten,
Das klecket fort und fort!
Erst log allein der Hund,
Nun lugen ihrer tausend;
Und wie ein Sturm erbrausend,
So wuchert jetzt sein Pfund.

Hoch schießt empor die Saat,
Verwandelt sind die Lande,
Die Menge lebt in Schande
Und lacht der Schofeltat!
Jetzt hat sich auch erwahrt,
Was erstlich war erfunden:
Die Guten sind verschwunden,
Die Schlechten stehn geschart!

Wenn einstmals diese Not
Lang wie ein Eis gebrochen,
Dann wird davon gesprochen,
Wie von dem schwarzen Tod;
Und einen Strohmann baun
Die Kinder auf der Haide,
Zu brennen Lust aus Leide,
Und Licht aus altem Graun.

NACHT IM ZEUGHAUS

I

Bleich beglänzte Wolkenscharen
Draußen durch die Mondnacht fahren,
Ungewisse Lichter fallen
Hier in diese grauen Hallen.

Schwert an Schwert und Lanz an Lanze
Reihen sich mit düsterm Glanze,
Banner, braun vom Schlachtenwetter,
Rascheln da wie Herbstesblätter.

Licht aus heller Jugendferne,
Seid gegrüßt, ihr Morgensterne,
Und auch ihr mit tausend Scharten:
Äxte, Schilde und Halmbarten!

Eisenhüllen, dunkel schimmernd,
Gleich verglühten Sonnen flimmernd
Steht ihr da, des Kerns Beraubte,
Brust an Brust und Haupt an Haupte!

Die euch ehrne Chrysaliden
Sich zum Kleide mochten schmieden,
Sind die Falter ausgeflogen?
Sagt, wo sind sie hingezogen?

Und in welcher Schopfungsweite
Stehn die Helden jetzt im Streite?
Sieht man sie im Feld marschieren
Unter fliegenden Panieren?

In gedrängten Mannerhaufen
Stürmend an die Feinde laufen
Und Damonenheere schlagen,
Ew'ge Freiheit zu erjagen?

Schweigen herrscht – sie ruhn im Frieden;
Tatenfroh sind sie geschieden,
Ließen stolz und reich im Sterben
Land und Freiheit ihren Erben.

2

Doch was will sich hier begeben?
Fängt das Erz nicht an zu leben?
Leise klirrt es auf und nieder,
Und was hohl war, füllt sich wieder!

Aber statt der tapfern Alten
Seh ich Schlimmes sich gestalten:
Grause Larven, kaum zu glauben,
Grinsen aus den Eisenhauben!
Und es raunt aus allen Ecken
Ein Gelächter mir zum Schrecken;
Wechselnd flirrt es auf den Schilden
Wie von tausend Fratzgebilden.

Sind vom Hause fort die Katzen,
Tanzen auf dem Tisch die Ratzen.
Traurig in dem wärmelosen
Zwielicht flammen Schwerterrosen.

3

Auf der hölzern' Trommel sitzet,
Wert, daß man die Zung ihm schlitzet,
Dort ein altes Weib mit Gleißen:
Schwatzerei wird es geheißen!

In der Schürze einen Knäuel
Birgt es von verworrnem Greuel,
Brandraketen, Schwefelschnure:
Mißtraun, Furcht und Meineidschwüre.

Das Verdachtigungsgeräte,
Des Gerüchtes Blechtrompete,
Abgenutzt und neu doch täglich,
Schund und Trodelei unsaglich!

Eine Brille auf der Nase,
Eulenhaft, von blindem Glase,
Lauert es und spioniert es,
Keift und schreit und peroriert es.

4

Aus der schwarzen Riesenrüstung,
Lehnend an der Fensterbrüstung,
Scheint mir mit verwesungsgrauen
Zügen ein Gespenst zu schauen.

Frecher Hohn glüht aus den Augen,
Die nur Gott zu kranken taugen,
Auf dem Mund ein lächelnd Schweigen,
Wie es der Verleumdung eigen,

Wenn ihr Pfeil ist abgeschossen
Und die Unsaat draus entsprossen;
An der Hüfte mittlerweile
Hängt der Köcher noch voll Pfeile.

Droht es so ins Horn zu blasen,
Zitternd laufen Füchs' und Hasen,
Selbst die starken Löwen kneifen
Aus mit eingezognen Schweifen.

5

Angetan mit rost'gen Waffen
Seh ich einen fahlen Affen,
Schielen eine Affenschande:
Bruderneid im Vaterlande!

Bruderneid auf freier Erde,
Der mit knechtischer Gebarde
Mürrisch auf der Hofstatt lungert,
Nach des Nachbars Äpfeln hungert.

Einen Raub an seinem Lehen
Schilt er jedes Wohlergehen;
Grimmig schlägt dem eignen Enkel
Er vom Kruge weg den Henkel.

6

Holzgeschnitzte Bilder prangen
Blinden Augs, gemalt die Wangen:
Dieses sind die toten Ehren,
Die vom Eigenruhme zehren!

Hoch vom Helme nicket jeder
Die vergilbte Straußenfeder,
So am Flamberg aufgetakelt
Selbstvergnugt die Puppe wackelt:

« Ja, ich bin der große Veitel,
Auf der Welt ist alles eitel
Und am eitelsten ich selber,
Andre sind bescheidne Kälber!

« Lob zu fangen, sind die Ohren
Reichlich groß mir angeboren;
Wische mir damit die Augen,
Wenn gerührt sie Wasser saugen! »

7

Seht die dürre Spielersippe:
Vier geharnischte Gerippe,
Mit der Klapperfaust, der harten,
Haun sie auf den Tisch die Karten!

Ihre Sanduhr ist zerbrochen,
Fort doch spielen diese Knochen,
Hohl die Schädel, drinnen nisten
Bettelhafte Spielerlisten.

Sau und Bube, Lumpentrümpfe,
Helfen ihnen auf die Strümpfe
So im Rat wie bei den Karten –
Nur nicht bei den Feldstandarten.

Und sie zählen falsch die Stiche,
Und sie schleichen ihre Schliche:
« Übung, Übung macht den Meister! »
Sprechen auch verlorne Geister.

8

So beginnt es rings zu leben,
Und die alten Spinnen weben,
Und die schwarzen Mause nagen,
Und ich wollt, es würde tagen!

Hielt den Teufel für gestorben,
Und nun spukt er unverdorben
Noch in diesen Mauerschlüften –
Bis der Zeugwart kommt, zu lüften;

Zeugwart ist der Herr der Stürme,
Der die Felsen bricht und Türme
Und der Torheit rohen Willen
Wird mit Bitternissen stillen!

Wehen wird's in Ungewittern,
Daß das Haus im Grund muß zittern
Und die Ziegel auf dem Dach
Klappern uns vor Ungemach!

Wohl uns, kann man alsdann sagen:
Die das Glück nicht mochten tragen,
Haben ihres Unsterns Nacht
Sich zum Morgenstern gemacht!

IN EINEM SCHWEIZERISCHEN ZEUGHAUSE

Von Keller nicht veröffentlichte Vorstufe des Gedichtes «Nacht im Zeughaus» vom Jahre 1844.

Schwert an Schwert und Lanz' an Lanze,
Schild an Schild mit dunklem Glanze,
Banner, schwarz vom Schlachtenwetter,
Rascheln da wie Herbstesblätter!

Angenagelt ist zu schauen
Mancher Aar aus Östreichs Gauen,
Und die Ehre der Burgunder
Rostet unter anderm Plunder!

Eisenhüllen, dunkel schimmernd,
In verblichnen Sonnen flimmernd!
Die ihr einst so stolz umzogen:
Sind die Falter ausgeflogen?

Tief in Feldern eingeschachtet,
Hat sie langst der Tod umnachtet;
Scharfer Frost hat sie verdorben
Und die Brut ist ausgestorben.

Strahlend einst mit hellstem Kerne,
Grüß ich tausend Morgensterne!
Wenn sie nur Kometen wären,
Die nach Jahren wiederkehren!

Aber all die alten Scharten,
Flammberg, Spieß und Hellebarten:
Dieser Waffen Blütenschimmer
Ist erloschen wohl auf immer!

Mocht ein ander Zeughaus sehen
Mit ganz anderen Trophaen,
Wunderlichen Siegeszeichen
Von erworbnen Feindesleichen:

Wie die Wande seltsam prangen,
Kutt' an Kutte seh ich hangen!
Schwarze, braune und dazwischen
Sich gesprenkelte vermischen!

Tausend drollige Kapuzen,
Steife Amtsperucken trutzen,
Lange Klosterfahnen tragen
Faltige Pastorenkragen!

Und wie sich die Pfeiler kleiden,
Wie es rauscht von Gold und Seiden,
Meßgewanden, Gnadenbildern,
Wundertät'gen Herbergsschildern!

Pyramiden von Folianten,
Die einst als Geschutze brannten,
Und Traktätlein, Bettelsäcke
Türmen sich bis an die Decke.

Diese aber, schwarzer Himmel!
Welch ein knurriges Gewimmel!
Welch ein dunkler Baum voll Blüten,
Voll von dreigespitzten Hüten!

Und in wüsten unzählbaren
Dichten Staub- und Mottenscharen
Nagt die Zeit behend und munter
An dem wüsten Spuk und Plunder!

Wenn die Nacht am Fenster lauert
Und der Wind das Haus durchschauert,
Wirds dem Enkel unbeschaulich
Und er flieht beklemmt und graulich,

Schlägt die Tür zu und verriegelt
Dreimal fest sie und versiegelt
Sie mit seinem derbsten Fluche,
Daß kein Mensch sie fürder suche!

*

Lebe wohl, du Haus des Ruhmes,
Grabmal toten Heldentumes!
Seid uns Sporn, ihr teuren Waffen,
Daß wir auch das Unsre schaffen!

TRINKLAUBE

GASELEN

1

Unser ist das Los der Epigonen,
Die im weiten Zwischenreiche wohnen;
Seht, wie ihr noch einen Tropfen presset
Aus den alten Schalen der Zitronen!
Geistiges ist maßig noch vorhanden,
Auch des Lebens Suße wird noch lohnen;
Wasser flutet uns in breiten Strömen,
Brauchen es am wenigsten zu schonen:
Braut den Trank fur lange Winternächte,
Bis uns bluhen neue Lenzeskronen!
Und der Dichtung Fahrzeug mag entrinnen
Dem Bereich der grausen Lästrygonen!

2

O heiliger Augustin im Himmelssaal,
Nun werd ich glauben an deine Gnadenwahl;
Denn gleich dem Affen, der eine Tulpe hält,
Sah heut ich einen halten den Festpokal!
Wie hat zerreißend es mir ins Ohr gegellt,
Als er der Maid froschmäulige Kusse stahl!
Dazu schaut' er so jämmerlich in die Welt,
Als stäk er in des Fegefeuers Qual!

3

Der Herr gab dir ein gutes Augenpaar,
Du weißt damit zu blicken lieb und klar.
Mit feiner Hand hältst du in schönen Banden,
Das er dir gab, dein anmutreiches Haar.
Gleich einer Palme aus den Morgenlanden
Ließ er dich wachsen, der im Anfang war;
Du aber weißt dich kostlich zu gewanden,
Daß sich verdunkelt deiner Schwestern Schar.
Wie dankbar du des Schopfers Sinn verstanden,
Als seine Interpretin legst du dar!

4

Wenn schlanke Lilien wandelten, vom Weste leis geschwungen,
Wär doch ein Gang, wie deiner ist, nicht gleicherweis' gelungen!
Wohin du gehst, da ist nicht Gram, da ebnet sich der Pfad,
So dacht ich, als vom Garten her dein Schritt mir leis erklungen.
Und nach dem Takt, in dem du gehst, dem leichten, reizenden,
Hab ich, im Nachschaun wiegend mich, dies Liedchen leis gesungen.

5

Nun schmücke mir dein dunkles Haar mit Rosen,
Den Schleier laß die Schultern klar umkosen!
In holden Züchten laß die Augen streifen,
Sie konnen es so wunderbar, die losen!
Du sollst an meinem Arm die Stadt durchschweifen
Und meiner Neider goldne Schar erbosen.

6

Perlen der Weisheit sind mir deine Zähne!
Wie stets ich mich nach ihrem Scheine sehne!
Denn über dem Bemühn, sie zu erblicken,
Vertrocknet mir die letzte kleine Träne.
Indem ich dich zu holdem Lachen reize,
Vergeß ich ganz der Welt unreine Späne;
Doch um dein schönstes Lächeln zu gewinnen,
Verlieren sich in Torheit meine Pläne!

7

Ich halte dich in meinem Arm, du hältst die Rose zart,
Und eine junge Biene tief in sich die Rose wahrt;
So reihen wir uns perlenhaft an Einer Lebensschnur,
So freun wir uns, wie Blatt an Blatt sich an der Rose schart.
Und gluht mein Kuß auf deinem Mund, so zuckt die Flammenspur
Bis in der Biene Herz, das sich dem Kelch der Rose paart!

8

Berge dein Haupt, wenn ein König vorbeigeht,
Tief an der Brust des Geliebten, der frei steht;
Aber dem Betteljung laß es erglänzen,
Welchen das Elend des Lebens vorbeiweht!

9

Mich tadelt der Fanatiker, in deinen Armen weich zu ruhn,
Und heischt, indem zum Streit er eilt, zu lärmen und ihm gleich zu tun;
In tollen Sätzen springt er fort und peitscht die Luft mit seinem Stahl

Und schwört: es geb kein großer Heil als auf dem Schlachtfeld bleich zu ruhn!
Laß laufen ihn, den Narrischen, und küsse mich noch hundertmal,
Ich denke doch beizeiten noch vor ihm den ersten Streich zu tun!

10

Verbogen und zerkniffen war der vordre Rand an meinem Hut,
Und rötlich färbte er sich auch, wie es des Trinkers Nase tut;
Und wenn ich auf der Straße ging, so fiel ich in der Spötter Schlingen;
Das fullte mich mit Ärger; der Chapeau war doch im ganzen gut.
Drum dreht ich ihn, bis hinter mir des würdigen gelahmte Schwingen,
Und, vorn den wohlerhaltnen Rand, trat ich einher mit frischem Mut.
Doch weh! an meinem Rücken nun die tausend schlimmen Augen hingen,
Ich horte zischeln hinter mir, und in den Kopf stieg mir das Blut
Und zwang mich, den verdammten Filz flugs wieder vorn herum zu bringen,
Denn lieber vor als hinter mir mag ich der Tadler stille Wut.
In seinen Schatten neige dich, Schlußton von allem meinem Singen,
Mein treues Lieb, und tröste mich mit deiner Lippen süßer Glut!

PANARD UND GALET[1]

I

Sie kamen von der Tranke,
Sie wankten aus der Schenke
Mit einer Zecherschar,
Als es Karfreitagmorgen
Und grabesstille war.

Von heißen Stirnen nicken
Und stauben die Perücken,
Wie Wolke birgt den Blitz;
Die spitze Kling' am Degen
Zuckt wie geschliffner Witz.

Sie taumelten und sangen,
Vom Mund wie Stopsel sprangen
Die Verse, Schlag auf Schlag;
Da schrie Panard: « O fühlet
Den furchtbar großen Tag!

« Das Universum trauert,
Die dunkle Sonne schauert,
Die Erde wankt und bebt,
Daß unter unsern Füßen
Der hohle Boden schwebt!

« Unsicher ist's, zu stehen,
Und ratsam nicht, zu gehen!
Kehrt um zu unsrem Wirt! » –
Und alsbald kroch die Herde
Zurück zu ihrem Hirt.

[1] Französische Poeten des achtzehnten Jahrhunderts.

Dort blieben sie verborgen
Bis an den dritten Morgen
Tief und geheimnisvoll,
Bis in der goldnen Frühe
Die Osterglocke scholl.

Als die verjüngte Sonne
In Auferstehungswonne
Durchschritt des Frühlings Tor,
Da stiegen aus der Höhle
Weinselig sie hervor.

2

Auf seinem Bette liegt Galet,
Weglachend seines Todes Weh.

Er schickt Panard den Morgengruß,
Sechs neue Lieder zum Genuß.

« Erst wollt ich reimen, liebes Kind!
So viele, als Apostel sind.

« Doch hab ich's nur auf sechs gebracht,
Weil schon der Totengräber wacht.

« Der Totengräber an der Tür
Mit seinem Spaten lauscht herfür.

« Der hackt mich mit den andern sechs
Bald unter grünes Grasgewächs.

« Leb wohl, mich dünkt, nun muß es sein,
Der beste Reim ist Rhein und Wein! »

3

Es klagt Panard: « Habt ihr gesehn
Die Statte, wo er ruht?
So konnt ihr meinen Schmerz verstehn
Und meines Herzens Wut!

« Der keiner Quelle, noch so rein,
Beim größten Durst genaht,
Ihn, dem kein schnodes Wässerlein
Die Lippe je betrat,

« Ihn haben sie nun hingelegt,
Wo graus vom Turm herab
Die Traufe ihm zu Haupten schlagt
Und plätschert auf dem Grab!

« Ich selbst bin nun ein Wasserfaß,
Dran keine Daube schließt,
Da stets ein unglückselig Naß
Mir aus den Augen schießt.

« Es regnet meiner Tränen Fluß
Wie toll zu jeder Stund',
Daß mit der Hand ich decken muß
Das Glas an meinem Mund!

« Die süße Traube sank zur Ruh
Vom Stocke, der ich bin;
O Winzer Tod, nun schneide du
Mich selber bald dahin! »

UNGEMISCHT

Daß ich nicht ein jedes Atom von Wein
Mit einer Flut von Blodigkeiten büße,
Schenke mir das blühende Gold vom Rhein,
Unvermischt in seiner würz'gen Süße!

Deine Augen laß frei von Tränen sein,
Daß die lieblichen Sterne nicht versiegen;
Weich genug droht schon der bläuliche Schein
Wie ein zartes Traumbild zu verfliegen!

Frühlingstage, Stunden der Seligkeit,
Wie sie lind in unsre Seelen rinnen!
Und wir sollten die köstliche Neige Zeit
Mit dem Gedanken der Ewigkeit verdünnen?

GEÜBTES HERZ

Weise nicht von dir mein schlichtes Herz,
Weil es schon so viel geliebet!
Einer Geige gleicht es, die geübet
Lang ein Meister unter Lust und Schmerz.

Und je länger er darauf gespielt,
Stieg ihr Wert zum höchsten Preise;
Denn sie tönt mit sichrer Kraft die Weise,
Die ein Kundiger ihren Saiten stiehlt.

Also spielte manche Meisterin
In mein Herz die rechte Seele;
Nun ist's wert, daß man es dir empfehle,
Lasse nicht den köstlichen Gewinn!

DOPPELGLEICHNIS

O ein Glocklein klingelt mir fruh und spät
Silbernen Schalles in die Seele herein,
Zart wie ein Luftlied, welches von Westen weht,
Unermüdlich plaudernd, so lieb und fein!

Aber wandl ich es um zum Becherlein,
Kehr ich es um und hang es an meinen Mund,
Trinke daraus den allersüßesten Wein:
Schweigt das Becherglöckelchen zur Stund.

Hält sich stille, solang ich trinken mag,
An meinen durstigen Lippen verhallt sein Rand,
Tönet jedoch wieder mit hellem Schlag,
Kaum ich es der innigen Haft entband.

Kelch und Glocklein ist, mein Engelchen,
Mir dein Mündchen ohne Rast und Ruh,
Und das Zünglein drin das Schwengelchen,
Das nie schweigt, als wenn ich dich kussen tu.

MIT EINER REISSKOHLE

Gefächelt von der Lufte Schwingen,
Zeigt's deines Mundes hohe Rosenglut
Und knistert leis, wie deine Lippen singen,
Wenn ein geheimer Traum bewegt dein Blut.

Nun schweigt das Knistern, stirbt die Röte,
In tiefe Nacht versinkt der Fünklein Tanz;
Nun ist es tot und schwarz – was überböte
Die Schwärze, als dein Haar im Morgenglanz?

Noch warm, nehm ich die zarte Leiche
Und schreib auf deines Flurs besonnten Stein
Ihr art'ges Leben, dem das deine gleiche,
So hoch erglühend und so schlicht und rein!

« Ich war ein Bäumlein auf den Rainen,
Mein Mark war weich und weiß, die Blättlein grün;
Ich sah die Sonne feurig niederscheinen,
Dann brannt ich selber, selig im Verglühn!

«Was von mir blieb, zeigt noch die Triebe
Der Adern und der Jahresringe Lauf;
Schreib froh mit mir, Poet, den Preis der Liebe
Und brauch mich ganz zu deinem Liede auf! »

DIE AUFGEREGTEN

Welche tief bewegten Lebensläufchen,
Welche Leidenschaft, welch wilder Schmerz!
Eine Bachwelle und ein Sandhäufchen
Brachen gegenseitig sich das Herz!

Eine Biene summte hohl und stieß
Ihren Stachel in ein Rosendüftchen,
Und ein holder Schmetterling zerriß
Den azurnen Frack im Sturm der Mailüftchen!

In ein Tröpflein Tau am Butterblümchen
Stürzt' sich eine kleine Käferfrau,
Und die Blume schloß ihr Heiligtümchen
Sterbend über dem verspritzten Tau!

LACRIMAE CHRISTI

Wie des Rauches Silbersäumchen
Vom Vesuv den Himmel sucht!
Feigenbäumlein, Feigenbäumchen,
Und wie süß ist deine Frucht!
Und ein kühlender Zephyr fächelt
Über den warmen Lavagrund,
Drauf die Madonna niederlächelt
Mit dem feingeschnitzten Mund.

Kommt ein lustiger Mönch gegangen
Mit dem vollen Tränenkrug;
Kommt ein Weib mit Purpurwangen
Und mit nachtlichem Lockenflug;
Schon ist's unter dem Feigenbaum,
Wo der Berg in Liebe brennt!
Drüben leuchten, wie ein Traum,
Ischia, Capri und Sorrent.

Sind ihre Locken die dunkle Nacht,
Ist seine Glatze der Mondenschein,
Und es konnen die Sternenpracht
Ihre glühenden Augen sein.
Also schaffen am hellen Tag
Sie die heimliche stille Nacht;
Was doch alles geschehen mag,
Wenn man's klug und sinnig macht!

Nur die holzerne Madonne
Schmachtet in der heißen Sonne;
Daß auch sie genieße der Ruh,
Wirft das Weib ihr den Schleier zu.

Lachend uber die See her blinken
Ischia, Capri und Sorrent;
Suß und selig ist zu trinken,
Was man Christi Tranen nennt!

LANDWEIN

Am Hügel wohnt der alte Bauersmann,
Der hat sein Gut von neuer Hand gegründet,
Daß all sein Land im weitgezognen Bann
Des Eigners feste Willenskraft verkundet;
Was harter Fleiß der Erd entlocken kann,
Hat er zu immergrüner Pracht entzündet;
Und in der Mitte steht sein stattlich Haus,
Die Fenster schimmern in das Land hinaus.

Da ist das ganze Jahr ein wechselnd Blühn,
Geteilt in Streifen und in allen Farben
Dehnt es sich aus, vom hellen Saatengrün
Bis zum gediegnen Gold der schweren Garben.
Des Mohnes traumerfüllte Kelche glühn,
Wenn kaum des Flachses blaue Blüten starben;
Vereinigt leuchtet aller Farben Flor
Im Blumengarten vor des Hauses Tor.

Vom fernen Berge aus dem eignen Wald
Hat er zum Hof den Brunnen hergeleitet,
Und von des Forstes felsiger Gestalt
Aus eignem Stein des Hauses Grund gebreitet.
Man sieht, wie neben mächt'ger Eiche bald,
Bald neben der gefallten Tann er schreitet,
Die blanke Axt fest in den Stamm gehauen,
Dem langen Zug den richt'gen Weg zu schauen.

Vom Morgengrauen bis zum Wehn der Nacht
Kann man ihn sehn durch Flur und Felder streifen,
Soweit noch seines Halmes Blute lacht,
Treu seine Bienen Pflug und Stier umschweifen;
Selbst von der Lufte sonnig heitrer Pracht
Die Tauben seines Hofs Besitz ergreifen.
Und auch die Lerche, Wachtel, Eul und Rabe
Sind heimatliche Kinder seiner Habe.

Jedoch sein Herzfleck ist ein jaher Rain,
Der sich erhebt aus weiten Ackergrunden,
Da, wo am vollsten ruht der Sonne Schein
Und abgewandt des Nordens rauhen Winden;
Da zieht der Landmann seinen Labewein,
Da ist er manchen langen Tag zu finden,
Wie Arbeit er und Müh mit Lust verschwendet,
Der Rebe wahlrisch Schoß zum Lichte wendet.

Doch zieht er nicht die Traube zum Erwerb,
Mit seinen Sohnen trinkt er selbst den Saft,
Der nicht wie Honig suß, doch frisch und herb
Der Manner Blut erhalt mit tücht'ger Kraft;
Auch Brot und Leib und Leben sind ja derb
Dem Volke, das in brauner Scholle schafft;
Nur wenn ein heißes Weinjahr ist auf Erden,
Kann auch sein Wein ein rechter Festwein werden.

Wie oftmals, wenn der kühle Herbst gekehrt,
Gelungen war des Jahrs muhsel'ger Plan,
Die Speicher hoch mit reicher Frucht beschwert,
Der neue Wein in seine Haft getan,
Hat er das erste Glas davon geleert –
Nie setzt' er eines ruhig wohler an –,
So saß der Mann inmitten seiner Sippe
Und trank den jungen Wein mit froher Lippe.

Wenn dieser so im Glas zu gären schien,
Im Innersten nach Klarheit heiß zu ringen,
Dann sprach der Mann wie traumend vor sich hin,
Als hört' er wo ein fernes Lied erklingen:
« Gott hat's gegeben, und wir preisen ihn!
Wir loben ihn, wenn wir es wieder bringen!
Denn wie er's geben kann, mag er es nehmen,
Und unser ist ein mutiges Bequemen!

«Wohl hort man ihn durch Tann und Schlüchte fahren,
Wer aber weiß, von wannen kommt der Wind?
So drängen sich der Menschheit schwere Scharen,
Die selber sich ein tief Geheimnis sind,
Das aber endlich sich soll offenbaren
Den Lebensklugen, die nicht taub und blind.
Indes zur Übung, Stärkung unserm Streben
Wird dieser harte Ackergrund gegeben.

« Und was wir heute sammeln und gestalten,
Das wird der Morgen schonungslos zerstreuen;
Doch wollt ihr einen süßen Kern erhalten,
Dürft ihr euch nicht zu sehr der Schalen freuen!
Wenn sich der Geist der Geister will entfalten,
Wird unablässig er das Wort erneuen.
Wir aber müssen bei der Arbeit lauschen,
Wohin die heil'gen Strome wollen rauschen! »

ROTE LEHRE

« Ich bin rot und hab's erwogen
Und behaupt es unverweilt!
Könnt ich, würd ich jeden köpfen,
Der nicht meine Meinung teilt! »

In des Baders enger Stube
Vetter Hansen also sprach,
Eben als 'nem feisten Bäcker
Jener in die Ader stach.

Und des Blutes muntrer Bogen
Aus dem dicken drallen Arm
Fiel dem Vetter auf die Nase,
Sie begrüßend freundlich warm.

Bleich, entsetzt fuhr er zusammen,
Wusch darauf sich siebenmal;
Doch noch lang rumpft er die Nase,
Fuhlt noch lang den warmen Strahl.

Mittags widert ihm die Suppe,
Rötlich dampft sie, wie noch nie;
Immer geht es so der alten
Grauen Eselstheorie!

Manches Brünnlein mag noch springen
In das Gras mit rotem Schein;
Doch der Freiheit echter, rechter
Letzter Sieg wird trocken sein.

EPIGRAMMATISCHES

Venus von Milo

Wie einst die Medizäerin
Bist, Ärmste, du jetzt in der Mode
Und stehst in Gips, Porz'lan und Zinn
Auf Schreibtisch, Ofen und Kommode.

Die Suppe dampft, Geplauder tönt,
Gezank und schnodes Kindsgeschrei;
An das Gerumpel längst gewohnt,
Schaust du an allem still vorbei.

Wie durch den Glanz des Tempeltors
Sieht man dich in die Ferne lauschen,
Und in der Muschel deines Ohrs
Horst du azurne Wogen rauschen!

Ratzenburg

Die Ratzenburg will Großstadt werden
Und schlägt die alten Linden um;
Die Türme macht sie gleich der Erden
Und streckt gerad, was traulich krumm.
Am Stadtbach wird ein Quai erbauet,
Und einen Boulevard man schauet
Vom untern bis zum obern Tor;
Dort schreitet elegant hervor
Die Gansehirtin Katherine,
Die herrlich statt der Krinoline,
Zu aller Schwestern blassem Neide,
Trägt einen Faßreif stolz im Kleide.

So ist gelungen jeder Plan,
Doch niemand sieht das Nest mehr an!

An eine junge Simplicitas

Schamig versagst du den Blick dem übel beleumdeten Ketzer,
Spendest zur Seite gewandt deinen verkümmerten Knicks!
Schwebe nur zierlich von hinnen: als Mütterchen seh ich dich humpeln,
Welches zu Hussens Gericht steuert sein schwelendes Scheit!

Historiograph

Weisheitsvoll und prophetisch betrieb er und schrieb er Geschichte;
Als sie mit blitzendem Schild aufstand, purzelt' er um!
«War ich doch lieber ein Katzlein, ein schäbiges, welches Miau schreit,
Als ein solcher Prophet!» riefen die Dichter im Chor.

Einem Tendenzriecher

Weil in Tendenzen du dich hast mud und kränklich geschwelget,
Ärgert dich jetzo der Gran, welcher Gesunden bekommt!

Der Scheingelehrte

«Wissende sagten es lange!» so schnarrte der Esel zu Erfurt,
Als er den Hafer entdeckt, schnuppernd im Psalter des Till.

Rhetorische Histrionen

Einer flötet wie Honig so suß, der andere lummelt,
Doch vor dem gleichen Trumeau wurden die Reden studiert.
Denk an die Leere des Spiegels, sobald das verlogene Wesen
Dir den redlichen Sinn irre zu führen versucht!

Ein schuldlos Unwahrer

Launig erlog die Natur und bemalte den stattlichen Golem,
Dann, auf sich selber gestellt, log das Gebilde sich durch;
Was es berührt, wird unwahr, Gold zu gleißendem Tombak,

Klaglich im festlichen Krug macht es zu Wasser den Wein!
Mochte Natura naturans mit solchem Betrieb uns verschonen,
Laufen ja mehr als genug wirkliche Schelme herum!

Dynamit

Seit ihr die Berge versetzet mit archimedischen Kraften,
Furcht ich, den Hebel entführt euch ein damonisch Geschlecht!
Gleich dem bosen Gewissen geht um die verwunschte Patrone,
Jegliches Bubchen verbirgt schielend den Greuel im Sack.
Wahrlich, die Weltvernichtung, sie nahet mit langlichen Schritten,
Und aus dem Nichts wird nichts: herrlich erfullt sich das Wort!

Dem Kopf- und Herz-Dogmatiker

Dein schlechtes Fuhlen stieg aus deinem Kopf hernieder,
Dein schlechtes Denken kommt aus deinem Herzen bieder:
Das macht, weil dein Gehirn ein roher Hausknecht ist,
Die träge Magd, das Herz, zu wecken ihn vergißt!

Ein Goethe-Philister

Den mit trocknen Erbsen angefüllten Schadel
Taucht er jauchzend in des klaren Meeres Wellen,
Das man Goethe nennt; nun schauet achtsam,
Wie die Nähte platzen, wenn die Erbsen schwellen!

Parteileben

Wer über den Parteien sich wahnt mit stolzen Mienen,
Der steht zumeist vielmehr betrachtlich unter ihnen.

Trau keinem, der nie Partei genommen
Und immer im Trüben ist geschwommen!
Doch wird dir jener auch nicht frommen,
Der nie darüber hinaus will kommen.

Fallt einer ab von eurer Schar,
So laßt ihn laufen und richtet nicht;
Doch dem, der zu euch stoßen will
Von dort, dem schauet ins Gesicht!

« Was du nicht willst, das man dir tu,
Das füg auch keinem andern zu! »
Laß die Gesinnung merklich sein,
So ist der halbe Sieg schon dein.
Zu diesem Wort lacht manch ein Schuft,
Der sich auf den Erfolg beruft;
Doch du erlebst, daß er wird wandern,
's trifft eben einen nach dem andern!

Halte fest an der Partei, wenn du ein Parteimann bist;
Aber unbewegt verleugne jeden Lügner und Sophist!

Betrachtet eurer Gegner Schwachen
Und lernt, am besten euch zu rachen,
Das eigne Unkraut auszustechen!

Wenn schlechte Leute zanken, riecht's übel um sie her;
Doch wenn sie sich versöhnen, so stinkt es noch viel mehr!

Als Gegner achte, wer es sei!
Strauchdiebe aber sind keine Partei!

Majorität

Der Mehrheit ist nicht auszuweichen,
Mit Helden- wie mit Schwabenstreichen
Macht sie uns ihre Macht bekannt
Auf Weg und Steg im ganzen Land;
So gebt dem Kind den rechten Namen,
Laßt Ehr und Schuld ihm und sagt Amen!
Und läuft es dann auf schlechten Sohlen,
So wird es schon der Teufel holen!

Ist zu Ende nun das Kannegießen,
Lasset euch das Trinken nicht verdrießen;
Braucht die Kannen! Ist erst Wein darin,
Wird zum alten auch das neue Zinn!

AUS IHREM LEBEN

DICHTUNG UND WAHRHEIT

1

Den Dichter seht, der immerdar erzahlt von Lerchensang,
Wie er nun bald ein Dutzend schon gebratner Lerchen schlang!
Bei Sonnenaufgang, als der Tag in Blau und Gold erglüht,
Da war es, daß sein Morgenlied vom Lob der Lerchen klang;
Und nun bei Sonnenuntergang mit seinem Gabelspieß
Er sehnend in die Liederbrust gebratner Lerchen drang!
Das heiß' ich die Natur verstehn, allseitig, tief und kühn,
Wenn also auf und nieder sich sein Tag mit Lerchen schwang!

2

Kennt ihr den Kleinkinderhimmel,
Wo als Gott der Zuckerbäcker
Waltet süß und hoch und herrlich
In den Augen kleiner Schlecker?

Und zur Weihnachtszeit, wie flimmert,
Duftet es an allen Wänden!
Welchen Schatz von Seligkeiten
Schüttet er aus macht'gen Handen!

Läßt erblühen Wunderblumen,
Weise streut er die Gewürze;
Schön stehn ihm die hohe, weiße
Zipfelmütze, Wams und Schürze.

Doch wonach die guten Kinder
Schmachtend vor dem Laden stehen,
Muß dem Reichen, Allgewalt'gen
Reizlos durch die Hände gehen.

Einmal kaum im Jahr genießt er
Aus Zerstreuung in dem Handel
Flüchtig ein gefehltes Törtchen
Und verächtlich eine Mandel.

Zipfelmütze, weiße Schürze,
O wie nüchtern glänzet ihr,
Und wie mahnt ihr mich an weißes,
Reinliches Konzeptpapier!

IN DEN ÄPFELN

Ich kam zu einem Apfelbaum,
In dessen grünen Ästen
Ein krummer Zwerg den frischen Schaum
Der Äpfel sog, der besten.

Um einen Apfel bat ich ihn,
Da fing er an zu rütteln
Und toll und wild und her und hin
So Frucht wie Laub zu schütteln.

Ich aß wie ein begier'ger Mann
Und ließ es mich gelüsten,
Nicht achtend, wie der Zwerg begann,
Die Krone zu verwüsten.

Da sang ein Vogel: « Iß, du Held!
Du hast den Witz gefunden:
Das Laub, das mit daneben fallt,
Bedeutet deine Stunden! »

Da jagt ich Kobold Unverstand
Herunter aus den Zweigen
Und unternahm, mit Fuß und Hand
Bedacht hinanzusteigen.

Nun saß ich selber auf dem Baum,
Nach Äpfeln auszuspähen,
Und ich genoß den süßen Schaum,
Die Blätter ließ ich stehen.

DER FALSCHE HAFISJÜNGER

«Ich bet in aller Frühe
Und jeden Abend wieder,
Damit ich fromm erglühe,
Hafisens süße Lieder.

Ich murmle sie beständig
Im Pharisäermunde;
Denn sie sind nicht lebendig
Auf meiner Seelen Grunde.

Wie einst ich meinem Gotte
Tugend und Treu versprochen
Und täglich ihm zum Spotte
Dennoch das Wort gebrochen,

So brech ich jetzo wieder
Das angelobte Streben,
Von Lieb und Wein die Lieder
Auch orthodox zu leben,

Indes ich kalt und nuchtern
Und grämlich mich verbittre,
Indes ich blod und schüchtern
In meinem Herzen zittre,

Indes ich mit Bulbülen
Und mit Narzissen prahle,
Sorg einzig ich im stillen,
Wie sich die Zeche zahle.

Verfluchtes Buch, das dreimal
Ich schon veraußert habe!
Stets kehrt zurück das Scheusal
Wie eines Teufels Gabe!

Und wieder mit Geflüster
Bet ich in dem Breviere
Und hock, wie ein Magister
Bei seinem sauren Biere!

So ist zu jeden Zeiten
Die Heuchelei vom Bösen –
Mög uns nach allen Seiten
Der Herr davon erlösen! »

MORGENWACHE

Nun, da diese alten Herrn
Tief im Rausche sanken,
Oben auch von Stern zu Stern
Morgennebel wanken:
Rücken wir zusammen
Unterm Gartentor,
Jetzt in neuen Flammen
Schlagt die Lust empor!

Daß der junge Sonnenball,
Rollt er auf den Hugeln,
Sich im funkelnden Kristall
Klärlich kann bespiegeln,
Halten wir entgegen
Becher ihm und Glas!
Fließe, goldner Regen,
Glühe, dunkles Naß!

Jungfrau! Geh und sieh mir nach
Rings in allen Garten,
Ob die Rosen schon sind wach:
Bring die Tauverklärten!
Rosen, Rosen bringe!
Rosenduft soll wehn!
Wenn ich trink und singe,
Muß ich Blumen sehn!

Horch! Der tiefe Amselschlag
Schallet aus den Gründen;
Treue Wachter soll der Tag
Heiter in uns finden.

Wer wird denn vermissen
Eine kurze Nacht,
Wenn sie sangbeflissen
Wacker durchgewacht?

Tief ist unsrer Freude Born,
Tiefer als das Leiden,
Doch es wacht der helle Zorn
Gleich in ihnen beiden.
Darum lasset rinnen
Letztes Glas und Lied!
Zornig uns von hinnen
Nun die Freude zieht!

Und der Luge schwarzen Molch
Tapfer anzustechen,
Dem gemeinen Höllenstrolch
Kühn das Horn zu brechen:
Ja, die Nas' zu finden,
Die uns nicht gefällt,
Ziehn mit allen Winden
Fort wir in die Welt!

VERMISCHTE GEDICHTE

DENKER UND DICHTER

I

Wohlan, ihr neunmal Weisen!
Ich fordre euch heraus!
Baut ihr von Stein und Eisen
Ein sturmgesichert Haus:
Bau ich aus Blütendüften
Und Mondschein mir ein Schloß,
Drin biete ich euch Allen Trutz
Und eurem Schulertroß!

Die güldnen Sonnenstrahlen
Sind meine Lanzen scharf,
Die Blumen in den Talen
Sind all mein Schießbedarf;
Die Tannen auf den Bergen
Sind meine Wächtersleut,
Des Himmels Sterne allzumal
Mein glänzend Heer zum Streit.

Auf, meine Siegstandarte,
Die ist das Abendrot!
Auf, meine Feldherrnwarte,
Die ist das Morgenrot!
Mein Tambour ist der Donner,
Der durch die Lüfte rollt,
Trompeter ist der wilde Sturm,
Der auf den Meeren grollt.

Der Oberfeldzeugmeister
Ist meine Phantasie,
Und ihre tapfern Geister
Verließen mich noch nie!
Die unerschopfte Kasse
Der Quellen Silberschaum,
Mein lustig kühles Lagerzelt
Des Waldes grüner Raum.

Die Wolken sind Trabanten,
Die meine Stimme ruft,
Und meine Adjutanten
Die Adler in der Luft,
Die fliegen und die spahen
Hinaus in alle Welt;
Mein leicht Gemüt ist Feldmarschall,
Das ist ein guter Held!

Ich sende dir entgegen,
O Feind! die Nachtigall,
Die bringt mit ihren Schlägen
Dich allsogleich zu Fall.
Ich lasse auf euch spielen
Mein duftiges Geschütz,
Und euer Eis zerschmelzen muß
An meinem Lanzenblitz!

Gott hat zu seinem Zeugen
Geordnet den Gesang;
Der wird nun nimmer schweigen
Die Ewigkeit entlang.
In seinen Zauberwellen
Versinkt der letzte Spott;
Solange noch ein Dichter lebt,
Lebt auch der alte Gott!

2

Nein! – Zwischen uns soll Friede sein,
Die weiße Fahne steck ich auf,
Daß in geharnischtem Verein
Wir wallen Einen Siegeslauf.
Voran, voran, ihr Bittern,
In fegenden Gewittern!
Die Dichter aber schreiten nach
Mit klar gestimmten Zithern!

Ihr seid die feuerschwangre Kraft,
Vor der der gift'ge Dunst zergeht,
Sprengt den entlaubten Eichenschaft,
Der starr und durr im Wege steht;
Doch funkelnd aufgezogen
Sind wir der Regenbogen,
Der von der Erd' zum Himmel lacht,
Wenn das Gelarm verflogen.

Ihr werft die Gotzen aus dem Haus
Im Heidentum, im Christentum;
Ihr jatet Dorn und Distel aus
Und pflügt den starren Acker um!
Doch wir auf Lenzesschwingen,
Mit Spielen und mit Singen,
Wir müssen in die Furchen dann
Den neuen Samen bringen.

Ihr brecht die Bahn durch finstre Nacht,
Die Fackel in der sichern Hand;
Ihr seid die Vorhut und die Wacht,
Ihr sengt und brennt in Feindesland;
Vor der Posaune Schallen
Ist Jericho gefallen:
Vor eurer Tuba stürzen selbst
Des Himmels höchste Hallen!

Dann aber folgt der Sänger Schar,
Die einen neuen Himmel baut,
Darinnen man im Lichttalar
Den alten Gott der Liebe schaut!
Voran, voran, ihr Bittern,
In fegenden Gewittern!
Wir ziehen heilend, segnend nach
Mit hell gestimmten Zithern!

MORGENTRAUM

Von Keller nicht veröffentlichtes Gedicht aus dem Jahre 1844, das wir hier an das Lied der dritten Harfnerin gekürzt mitteilen.

ERSTE HARFNERIN

Es wächst ein Baum am Meeresgrund
Tief und geheimnisvoll;
Die Welle tuts nicht kräuselnd kund,
Die sich ihm öffnen soll!

Doch wächst er immer fort und fort
Im dunkeln Wasserhaus,
Und ist ein Zweiglein abgedorrt,
Zwei neue schlagen aus.

Die Wurzeln graben emsiglich,
Tief in des Grundes Weh;
Doch tausendästig weitet sich
Die Krone in die Höh.

Viel Nachtigallen, stumm und bang,
Erharren drin den Tag,
Wo frei und frohlich ihr Gesang
Zum Himmel steigen mag.

Es hangen ehrne Glocken viel
Im grunen Ästehain;
Was wird das fur ein Glockenspiel
An jenem Morgen sein!

An jenem Morgen, wo entzuckt
Das Wellendach zerspringt,
Den Baum der finstern Nacht entruckt,
Ans helle Taglicht bringt!

DIE ZWEITE HARFNERIN

Das Meerschiff zieht so stolz dahin,
So stolz dahin und schwer;
Und alle Meerbewohner fliehn
Vor seinem Hochmut her.

Es grabt nun schon so lang dem Meer
Die tiefen Furchen ein;
Es wühlt noch immer kreuz und quer –
Wird denn kein Ende sein?

Ein Morgen graut, ein Morgen tagt,
Wie keiner noch gegraut!
Ein Garten aus dem Meere ragt,
Wie keiner noch gebaut!

Das ist des Baumes Riesenkron',
Voll Blütenglanz und Duft,
Der alten Mutter schönster Sohn
Entstiegen seiner Gruft.

O Maienlust, o Freiheitsbaum,
So jugendlich und grün!
Wie wirst du, alter Menschentraum,
Nun ewig, ewig blühn!

Nun fahre her, du stolzes Schiff,
Mit deiner Eisenbrust!
Es harret dein ein Blumenriff,
Daran du scheitern mußt.

Schon schlingt das grune Laubgeflecht
Sich fest um dich herum!
Dich überspinnt das Lenzgeschlecht
Mit Liebe um und um!

Noch aus dem Blumenknauel blitzt
Die letzte Flaggenstang',
Darauf ein leichtes Voglein sitzt
Mit seinem leichten Sang!

WANDERLIED

Glück auf! nun will ich wandern
Von früh bis abends spät,
Soweit auf dieser Erde
Die Sonne mit mir geht!

Ich fuhre nur Stab und Becher,
Mein leichtes Saitengetön;
Ich wundre mich über die Maßen,
Wie's überall so schön!

Oft ist die Ebene schöner
Als meine Berge, so hoch!
Und wo kein blauer Himmel,
Gibt's Purpurwolken doch.

Und wo kein schmachtender Lotos,
Wächst blühendes Haidekraut,
Wo keine gotischen Dome,
Sind jonische Tempel gebaut.

Und bin ich des Griechischen müde,
So lockt mich die Moschee:
Ich kleid in maurische Schnorkel
Mein abendländisches Weh.

Das Heimweh nach der Wirtin!
Sie find ich in keinem Haus,
Und nach der einzig Einen
Jag ich Welt ein und aus.

Hei da, du wilder Jäger,
Du Bauer dort im Kraut,
Hast du, verwegner Schiffer,
Die Wirtin nirgends geschaut?

Frau Freiheit heißt die Schönste!
Sie ist von keuschem Blut;
Sie halt sich Wanderschuhe
Und einen Reisehut.

Wo kocht sie jetzt die Rüben?
Wo mahlt sie jetzt ihr Korn?
Wo striegelt sie die Knechte?
Wo reutet sie den Dorn?

Sie ist eine Melusine,
Der sie hat und nach ihr fragt,
Wem wandert sie aus dem Hause
Frühmorgens, eh es tagt!

TOD

Von Keller nicht veroffentlicht Aus dem Jahre 1844

Furchtest du den Tod, mein banges Herz?
Oder schaust du hoffend himmelwärts,
Lohn dort suchend fur den Erdenschmerz?
Lebe nur getrost dein kleines Leben,
Und das Andre wird sich herrlich geben!
Nur mußt frisch du durch die Wolken streben,
Daß der Tod dir keine Sandbank sei:
Lebe frei!

Zwar mag er dir wohl ein Pharus sein,
Dem du manchen ernsten Blick sollst weihn,
Landungsboot ist einst der schwarze Schrein:
Lebe recht – und fürchte nicht das Ende!
Lebe frei – und wasche deine Hände!
Und nach ihm die hellen Augen wende,
Daß er Stapelplatz, nicht Hafen sei!
Lebe frei!

Nicht ein Schuldenzahler ist der Tod!
Nicht erkaufen mußt du dir den Tod
Feige durch freiwill'ge Angst und Not!
Denke dir den Tod auch nicht als Henker,
Nicht als grimmen Rachefackelschwenker! –
Nein, nur daß ein neuer Wagenlenker
Dir der Tod auf der Arena sei:
Lebe frei!

Knicke keine Rose, die da bluht!
Losche keinen Stern, der schimmernd gluht!
Dampfe keinen Blick, der Leben spruht!
Laß mir alle Blumen liebend sprießen!
Laß mir alle Quellen freudig fließen,
Daß du magst dein Dasein rein genießen!
Kurze Ruhzeit nur der Tod dir sei:
Lebe frei!

Welt ist groß, die Ewigkeit gar lang
Und dies Leben ein verlorner Klang
In des großen Wirbels Sturm und Drang!
Daher glaube nicht, daß ausgelitten,
Glaube auch nicht, daß dann ausgestritten,
Und noch weniger, daß abgeschnitten
Mit dem Tod die große Frage sei:
Lebe frei!

ÜBERALL

1843

Freiheit mit den schwarzen Augen,
Wachst du auf am Tiberstrande?
Freiheit mit den blauen Augen,
Schlafst du noch im deutschen Lande?
Kühne, trikolore Dirne,
Schurze wieder dich zum Tanze!
Weiße Schweizer-Gletscherfirne,
Röte dich im Morgenglanze!

Und du, schlanke Nereide,
Tauch aus deinen blauen Wogen!
Hat dich nicht dein falscher Friede,
Arme Hellas, arg betrogen?

Du dann mit dem Todesmute
Und gebrochnem Schwunggefieder:
Weißer Aar im roten Blute,
Rausche wieder, steige wieder!

Hebt den Schild, ihr Schutzpatrone
Aller Völker, auf zum Streite!
Flechtet eine Siegeskrone,
Die sich über alle breite!
Streifet ab die alten Sünden,
Denn gelautert und gereinigt
Sollt ihr euch zum Feste finden,
Das nur Würdige vereinigt!

DIE THRONFOLGER

Hoffnungsblumen, Morgenröten,
Die am dunkeln Himmel blühn!
Und das Volk in seinen Noten
Schaut erwartungsvoll das Glühn;
Harrt in Demut auf die Sonne,
Die da auferstehen soll,
Und von beßrer Zeiten Wonne
Wird sein leerer Becher voll.

Horch! was flustern diese Massen,
Und was reitet vom Palast
Schwarz ein Herold durch die Gassen,
Rufend mit gedämpfter Hast?
Hört! der König ist gestorben,
Tot der alte Eigensinn!
Hat der Sohn das Reich erworben,
Ist auch unsre Not dahin!

Bald verhallt der dumpfe Klang von
Trauerglocken weit herum;
Festdrommeten harren lang schon
Und das treue Publikum:
Heil dem Prinz, der sich gebildet
Lang mit Mannern, weis' und alt!
Heil uns selbst, wir sind geschildet
Gegen Willkur und Gewalt!

Morgenjubel ist verklungen,
Wetter hielt sich leidlich gut,
Und die Alten nebst den Jungen
Schlendern heimwärts wohlgemut.
Sieh, da tropfelt's auf die Nase –
Spute sich, wer laufen mag!
Und dem kurzen Morgenspaße
Folgt ein langer Regentag.

FRAU RÖSEL

Frau Rösel ist eine gute Frau, wie liebt sie ihren König,
Den König und sein ganzes Haus, und ißt und trinkt so wenig!
Die gute, arme Frau Rösel.

Und als es hieß, der junge Prinz wird seine Braut heimführen,
Da sprach der Vogt: « Auf, gute Frau! Ihr müßt das Haus verzieren! »
Die gute, arme Frau Rösel.

Nun hat Frau Rösel dick zu tun, wie trippelt sie und wie lauft sie!
Ein Dutzend Fahnchen und Goldpapier und junge Birken kauft sie,
Die gute, arme Frau Rosel.

Sie geht zu Wald und sammelt Moos, beim Nachbar bettelt sie Schnüre
Und alte Nagel und derlei Zeug, beim Schuster Kleister und Schmiere,
Die gute, arme Frau Rosel.

Dann schafft und keucht sie den ganzen Tag und sinnt und klopft und klittert,
Bis daß ihr Hauslein um und um behangen ist und beflittert,
Die gute, arme Frau Rosel.

Herr Bunzelmann, der alles kann, hilft ihr studieren und kleben,
Macht Wappen und Kron und Namenszug', trinkt zwolf Maß Bier daneben
Der guten, armen Frau Rosel.

Und aus dem letzten Groschen kauft sie Brot und frische Butter
Und sitzt vergnügt vor ihrem Haus und harrt der Landesmutter,
Die gute, arme Frau Rosel.

Doch ist sie müd, sie sitzt und schlaft, hort nicht das Schießen und Lärmen,
Und sie entschlaft für alle Zeit, es kann sie nichts mehr harmen,
Die gute, arme Frau Rosel.

Sie sieht nicht, wie vorüber rollt, als von der Luft ge
tragen,
Im Sonnenschein der Freudenzug der königlichen Wagen
Die gute, stille Frau Rosel.

Denn hinten auf dem hintersten im goldbetreßten Kleide
Ein Jager stand, der hieß der Tod, und löst sie von dem
Leide,
Die gute, arme Frau Rosel.

Heut kommt der Vogt herbeigerannt und kratzt sich an den
Ohren:
« Nun hab die letzte Steuer ich aus eigner Schuld verloren
Am alten Weib, der Rosel!

«Was soll ich denn dem toten Weib, dem hinterlist'gen,
pfanden?
Es bleibt mir nichts als Flitterkram und welkes Laub in
Händen!
Das schlechte Weib, die Rosel! »

Der Kunstler auch, Herr Bunzelmann, er kam herbeige-
hunken:
« Gut ist es, daß mein Honorar ich auf der Stell' getrunken! »
Die gute, arme Frau Rosel.

DER KÜRASSIER

Ich drückte mich nach Hause in kalter Regennacht,
Da stand er düster schimmernd und lautlos auf der Wacht,
Der schlanke, der blanke, der schwere Kürassier.

Er flustert' leis: « Mich hungert, ein Groschen, Herr, zu Brot! »
Erschrocken blieb ich stehen und wurde für ihn rot,
Den schlanken, den blanken, den schweren Kurassier.

Von Stahl der Helm und Harnisch glänzt' wie ein Spiegel klar;
Im Waffenrock von Scharlach, im hochsten Stiefelpaar,
So stand der schlanke, blanke, der schwere Kürassier.

Das nackte Schwert im Arme glich eines Cherubs Schwert,
Und einen Rapp im Stalle, mit Hafer wohlgenährt,
Hat auch der schlanke, blanke, der schwere Kürassier.

Ei, solch ein Land und Leute, das hab ich nie gesehn,
Wo so kostbare Bettler an Marmortüren stehn!
Der schlanke, der blanke, der schwere Kürassier.

Ich trau mir kaum zu geben, und schäme mich zu fliehn!
Doch zögernd wag ich endlich, das Beutelchen zu ziehn;
O schlanker, o blanker, du schwerer Kürassier!

Und als ich meinen Beutel will teilen mit ihm drauf,
Da rasselt die Karosse herbei im schnellen Lauf,
Auf, schlanker, du blanker, du schwerer Kürassier!

Drin saß ein abgeflattert blutlos Agnatenweib;
Der Recke ließ erklirren den starren Riesenleib,
Der schlanke, der blanke, der schwere Kürassier.

Verschwunden war der Wagen, ich reckte meine Hand –
Doch wieder klirrt's und glitzert's, wie eine Säule stand
Der schlanke, der blanke, der schwere Kürassier.

Vier seinesgleichen kamen mit Sporenschritt heran,
Parole wird gewechselt und abgelöst der Mann,
Der schlanke, der blanke, der schwere Kürassier.

Sie sieht nicht, wie voruber rollt, als von der Luft g
tragen,
Im Sonnenschein der Freudenzug der konıglichen Wage
Die gute, stille Frau Rosel.

Denn hinten auf dem hintersten im goldbetreßten Kleic
Ein Jager stand, der hieß der Tod, und lost sie von de
Leide,
Die gute, arme Frau Rosel.

Heut kommt der Vogt herbeigerannt und kratzt sich an de
Ohren:
« Nun hab die letzte Steuer ich aus eigner Schuld verlore
Am alten Weib, der Rosel!

«Was soll ich denn dem toten Weib, dem hinterlist'gen
pfanden?
Es bleibt mir nichts als Flitterkram und welkes Laub ir
Hánden!
Das schlechte Weib, die Rosel! »

Der Kunstler auch, Herr Bunzelmann, er kam herbeige
hunken:
« Gut ist es, daß mein Honorar ich auf der Stell' getrunken! »
Die gute, arme Frau Rósel.

DER KÜRASSIER

Ich drückte mich nach Hause in kalter Regennacht,
Da stand er düster schimmernd und lautlos auf der Wacht,
Der schlanke, der blanke, der schwere Kürassier.

Er flustert' leis: « Mich hungert, ein Groschen, Herr, zu Brot! »
Erschrocken blieb ich stehen und wurde für ihn rot,
Den schlanken, den blanken, den schweren Kurassier.

Von Stahl der Helm und Harnisch glanzt' wie ein Spiegel klar;
Im Waffenrock von Scharlach, im hochsten Stiefelpaar,
So stand der schlanke, blanke, der schwere Kürassier.

Das nackte Schwert im Arme glich eines Cherubs Schwert,
Und einen Rapp im Stalle, mit Hafer wohlgenahrt,
Hat auch der schlanke, blanke, der schwere Kürassier.

Ei, solch ein Land und Leute, das hab ich nie gesehn,
Wo so kostbare Bettler an Marmortüren stehn!
Der schlanke, der blanke, der schwere Kürassier.

Ich trau mir kaum zu geben, und schäme mich zu fliehn!
Doch zögernd wag ich endlich, das Beutelchen zu ziehn;
O schlanker, o blanker, du schwerer Kurassier!

Und als ich meinen Beutel will teilen mit ihm drauf,
Da rasselt die Karosse herbei im schnellen Lauf,
Auf, schlanker, du blanker, du schwerer Kürassier!

Drin saß ein abgeflattert blutlos Agnatenweib;
Der Recke ließ erklirren den starren Riesenleib,
Der schlanke, der blanke, der schwere Kürassier.

Verschwunden war der Wagen, ich reckte meine Hand –
Doch wieder klirrt's und glitzert's, wie eine Säule stand
Der schlanke, der blanke, der schwere Kürassier.

Vier seinesgleichen kamen mit Sporenschritt heran,
Parole wird gewechselt und abgelöst der Mann,
Der schlanke, der blanke, der schwere Kürassier.

Er wend't kein Aug zur Seite und wechselt still den Ort,
In Nacht und Nebel schreitet er mit den andern fort,
Der schlanke, der blanke, der schwere Kurassier.

«Was mögen das für Dinge, nachtschattenhafte, sein?»
Dacht ich und legt ein Groschlein furchtsam auf einen Ste
Dem schlanken, dem blanken, dem schweren Kürassie

«Vielleicht so kommt er wieder, ich will nach Hause gehr
Es ist nicht gut den Nachtmahr im fremden Lande sehn,
Den schlanken, den blanken, den Hungerkürassier!»

AUF DER LANDSTRASSE

Zieht eine arme Pilgerin,
Gebückt und schwach, am durren Stab
Zur gnadenreichen Jungfrau hin;
Der Rosenkranz rollt auf und ab,
Obwohl er sie nicht hindern kann,
Auch ihres Leibes zu gedenken
Und auf den rüst'gen Wandersmann
Demütig ihren Blick zu lenken.

«Mein junger Herr! erbarmet Euch,
Wie Gott Euch mag barmherzig sein!
Er geb Euch einst sein Himmelreich
Und seinen Segen obendrein!»
«Ich glaube nicht an deinen Gott,
Für den dort deine Kugeln rollen!
Drum schien es mir ein arger Spott,
Würd ich dir eine Gabe zollen.»

Doch fort geht ihrer Rede Lauf:
« Gott segne Euer junges Haupt
Und heb Euch seinen Segen auf,
Bis Ihr allendlich an ihn glaubt! »
Und dankend nimmt sie meinen Sold
Und betet fort auf ihren Wegen;
Ich habe mich davon getrollt
Mit ihrem gut kathol'schen Segen.

Bei allen Gottern dieser Welt
Leg ich ein kleines Sümmchen an;
Sagt, wann dereinst der Wurfel fällt,
Ob es mir wohl noch fehlen kann?
Und leugnen alle einst die Schuld,
Ich weiß gewiß, es steht mein Lieben
Im goldnen Buch der hochsten Huld
Mir zahlbar dann und gut geschrieben!

Ein schrankenloser Leichtsinn soll
In diesem Streit mein Knappe sein,
So leb ich mut- und freudevoll,
Solang nur Herz und Hande rein!
Ich lieb es, so mir halb bewußt
Am jähen Abgrund hinzustreifen,
Und uber mir laß ich mit Lust
Das Aug ins grundlos Blaue greifen!

DIE SPINNERIN

I

Rinne sanft, du weiche Welle,
Schöner Flachs, durch meine Hände,
Daß ich dich mit stiller Schnelle
Fein zum goldnen Faden wende!

Du Begleiter meiner Tage
Wirst nun bald zum Tuch erhoben,
Dem ich alle Lust und Klage
Singend, betend eingewoben.

Wie so schwer bist du von Tränen,
Schwer von Marchen und von Traumen,
Wie so schwer vom schwülen Sehnen
Nach des Lebens Myrtenbäumen!

Ahnt wohl Er, du traute Linne,
Welch geheimnisvolle Dinge,
Welchen Schatz der tiefsten Minne
Ich mit dir ins Haus ihm bringe?

Kühler Balsam seinen Wunden
Sollst du werden, mein Gewebe –
Wohl ihm, daß er mich gefunden
Unter dieses Gartens Rebe!

Wie durchdringt mich das Bewußtsein,
Daß ich ganz sein Gluck soll werden
Und das Kleinod seiner Brust sein,
Und sein Himmel auf der Erden!

2

Nur diesen letzten Rocken
Noch spinnt der Mädchenfleiß,
Dann schmiegt euch, meine Locken,
Dem grünen Myrtenreis!
Ich habe lang gesponnen
Und lange mich gefreut:
Zum Bleichen an der Sonnen
Liegt meine Jugendzeit.

Hat Er wohl auch das Seine
Mit treuem Mut getan?
Betreten schon die Eine,
Des Mannes Ehrenbahn?
Hat innig Er begriffen
Die Arbeit seiner Zeit?
Hat Er sein Schwert geschliffen
Zum letzten Kampf bereit?

Weh ihm, wenn er nicht rechten
Fur unsre Freiheit will!
Weh ihm, wenn er nicht fechten
Für sein Gewissen will!
Dann mag mein Liebster minnen
Nur auf und ab im Land,
Und dies mein brautlich Linnen
Wird dann ein Grabgewand!

AM SARG EINES NEUNZIGJÄHRIGEN LANDMANNES VOM ZÜRICHSEE

1846

So bist du eine Leiche!
So ist die alte Eiche
Doch endlich abgedorrt!
Es ist ein lang Stuck Leben,
Das wir dem Staube geben,
Ein ausgeklungen Gotteswort.

Da wir vor zwanzig Jahren
Als Kinder um dich waren,
Standst du schon silberweiß:
Und noch ein Junglingsleben,
Ein zwanzigjahriges eben,
Trankst du begierig, durst'ger Greis!

Des Mittelalters Schwingen
Mit letztem bebendem Klingen
Umfachten die Wiege dir;
Jetzt, voll von Sturmesahnen,
Umrauschen die dunklen Fahnen
Der neuen Welt dein Bahrtuch hier.

Darin wir uns vertieften,
Die aberhundert Schriften,
Was uns erfullt die Brust:
Das zog dir all voruber,
Dammernd heran, hinuber,
Du aber hast es nicht gewußt.

In jenen fernen Tagen –
Ich hor die Finken schlagen –
Als durch den grunen Wald
Herr Geßner las im Brockes:
Ins Herz des Eichenstockes
Hat deiner Jugend Axt geschallt.

Hast du dem deutschen Sanger,
Dem edlen Schlittschuhganger
Den Stahlschuh hier gereicht?
Du hast vor funfzig Jahren
Den See hinauf gefahren
Den funfzigjährigen Goethe vielleicht.

Voruber deiner Leiche
Flieht heut der zornesbleiche
Poet den See entlang;
Verschwunden sind die Spuren,
Wo heitre Dichter fuhren,
Und anders tönt des Flüchtlings Sang!

Die Scherben stolzer Kronen,
Zwei Revolutionen,
Die haben dich umklirrt;
Erdbeben und Kometen,
Sturmglocken und Schlachtdrommeten
Sind deiner Stirn vorbeigeschwirrt.

Der unsre Welt gewendet
Wie seine Hand, geendet
Im Meere still und fern,
Mit seinem ehrnen Tritte
Fiel just er in die Mitte
Des Lebens dir, ein irrer Stern.

Du sahst auf deinem Felde
Erstaunt die fremden Zelte,
Die Flucht durch Saatengrün
Und, als sie abgezogen,
Zum alten Sternenbogen
Der Väter Haus in Flammen sprühn.

Doch alles ist in trüben
Gebilden dir fremd geblieben,
Ein Rätsel dir und Traum;
Auch die vorüber jagten,
So wenig nach dir fragten,
Als dort nach deinem Apfelbaum.

Doch in dir hell erglühte
Das Urlicht und erblühte
Ein grünes Urwaldreis;
Oft sah ich dein Auge scheinen,
Als ob's in heiligen Hainen
Noch ruht' auf der Runensteine Kreis.

Du hast den Stier gezwungen,
Du hast das Beil geschwungen,
Daß Birk und Föhre fiel;
Wer diese harte Erde
Mit eiserner Pflugschar kehrte,
Erlernt' auch leicht des Krieges Spiel.

Es schliefen geheime Sagen
Von grauen Heidentagen
Auf deines Gemütes Grund;
Du sangst noch hin und wieder
Verschollne Schwank und Lieder, –
Freund Uhland wohl ein guter Fund!

Vom Weltend die vier Winde
Durch deiner Heimat Gründe
Sahst wallen du und wehn;
Doch jener nahen Firnen,
Die ragen zu den Gestirnen,
Hast selber den Fuß du nie gesehn.

Und dennoch ist's das echte,
Das bleibende Volk das rechte,
Das auf der Scholl erblaßt,
Auf der es ward geboren!
Das Schifflein geht verloren,
Deß Anker diesen Grund nicht faßt.

Propheten, lernt euch neigen!
Nicht auf zu euch soll steigen
Der Kronen kalte Pracht:
Hernieder laßt uns dringen,
Demutigen Herzens bringen
Licht in der engsten Hutte Nacht!

AN DAS HERZ

Willst du nicht dich schließen,
Herz, du offnes Haus!
Worin Freund' und Feinde
Gehen ein und aus?

Schau, wie sie verletzen
Dir das Hausrecht stets!
Fühllos auf und nieder,
Polternd, larmend geht's.

Keiner putzt die Schuhe,
Keiner sieht sich um,
Staubig brechen alle
Dir ins Heiligtum;

Trinken aus den goldnen
Kelchen des Altars,
Schänden Muh und Segen
Dir des ganzen Jahrs;

Werfen die Penaten
Wild vom Herde dir,
Pflanzen drauf mit Prahlen
Ihr entfärbt Panier.

Und wenn zu verwusten
Nichts sie finden mehr,
Lassen sie im Scheiden
Dich, mein Herz, so leer!

Nein! und wenn nun alles
Still und tot in dir,
O, noch halt dich offen,
Offen fur und für!

Laß die Sonne scheinen
Heiß in dich herein,
Stürme dich durchfahren
Und den Wetterschein!

Wenn durch deine Kammern
So die Windsbraut zieht,
Laß dein Glöcklein stürmen,
Schallen Lied um Lied!

Denn noch kann's geschehen,
Daß auf irrer Flucht
Eine treue Seele
Bei dir Obdach sucht!

REVOLUTION

« Es wird schon gehn! » ruft in den Lüften
Die Lerche, die am frühsten wach;
« Es wird schon gehn! » rollt in den Grüften
Ein unterirdisch Wetter nach.

« Es geht! » rauscht es in allen Bäumen
Und lieblich wie Schalmeienton.
« Es geht schon! » hallt es in den Träumen
Der fieberkranken Nation.

Die Städte werden reg und munter,
« Es geht! » erschallt's von Haus zu Haus;
Schon steigt der Ruhm in sie hinunter
Und wahlt sich seine Kinder aus.
Die Morgensonne ruft: « Erwache,
O Volk, und eile auf den Markt!
Bring auf das Forum deine Sache!
Im Freien nur ein Volk erstarkt!

« Trag all dein Lieben und dein Hassen
Und Lust und Leid im Sturmesschritt,
Dein schlagend Herz frei durch die Gassen,
Ja bring den ganzen Menschen mit!
Laß stromen all dein Sein und Denken
Und kehr dein Innerstes zu Tag!
Die Kindheit braucht dich nicht zu kränken,
Wenn du ein Kind von gutem Schlag! »

Die Morgensonne ruft: « Erwache! »
Klopft unterm Dach am Fenster an;
« Steh auf und schau zu unsrer Sache,
Sie geht, sie geht auf guter Bahn!
Ich lege Gold auf deine Zunge!
Ich lege Feuer in dein Wort!
So mach dich auf, mein lieber Junge,
Und schlag dich zu dem Volke dort! »

Er eilt, und es empfängt die Menge
Ihn hoffend auf dem weiten Plan;
Stolz trägt sein Kind des Volks Gedränge
Zur Rednerbühne hoch hinan.

Nun geht ein Leuchten und Gewittern
Aus seinem Mund durch jedes Herz;
Durch goldne Säle weht ein Zittern –
Es wird schon gehn, schon fließt das Erz.

Wie eine Braut am Hochzeitstage,
So ist ein Volk, das sich erkennt;
Wie rosenrot vom heißen Schlage,
Vom Liebespuls ihr Antlitz brennt!
Zum ersten Mal wird sie es inne,
Wie schön sie sei, und fuhlt es ganz:
So stehet in der Freiheitsminne
Ein Volk mit seinem Siegeskranz.

Doch wenn es nicht von Güte strahlet
Wie eine hochbeglückte Braut,
So ist sein Lohn ihm ausgezahlet
Und seine Freiheit fahrt ins Kraut.
Ein böses Weib, ein gift'ger Drache
Und boses Volk sind all ein Fluch,
Und traurig spinnt die beste Sache
Sich in ihr graues Leichentuch!

ÇA IRA!

Erste, von Keller nicht veroffentlichte Fassung des Gedichtes «Revolution».

Im August 1845

«Es wird schon gehn!» ruft in den Lüften
Die Lerche in den frühen Tag;
«Es geht!» erwidert in den Grüften,
Aus Gräbern auf, ein Donnerschlag!

« Es wird schon gehn! » rauschts in den Baumen,
Und wie ein milder Flotenton:
« Es geht schon! » lispelts in den Traumen
Der fieberkranken Nation!

Die Stadte werden wach und munter,
« Es geht! » erschallt von Haus zu Haus;
Schon steigt der Ruhm in sie herunter
Und wählt sich seine Kinder aus.
Die Morgensonne ruft: « Erwache,
O Volk, und eile auf den Markt!
Richt auf ein Forum deiner Sache:
Im Freien nur ein Volk erstarkt!

« Trag all dein Lieben und dein Hassen,
Dein Freud und Leid im Sturmesschritt,
Dein blutend Herz frei durch die Gassen:
Ja bring den ganzen Menschen mit!
Laß stromen all dein Sein und Denken
Und kehr dein Innerstes zu Tag –
Die Kindheit braucht dich nicht zu kränken,
Wenn du ein Kind von gutem Schlag! »

Die Morgensonne ruft: « Erwache! »
Klopft unterm Dach am Fenster an,
« Steh auf! und schau zu unsrer Sache,
Sie geht, sie geht auf rechter Bahn!
Ich lege Gold auf deine Zunge,
Ich lege Feuer in dein Wort!
So mach dich auf, mein lieber Junge,
Und schlag dich zu dem Volke dort! »

« Es wird schon gehn! » empfangt die Menge
Ihn donnernd auf dem weiten Plan;
Stolz tragt sein Kind das Volksgedränge
Zur Rednerbühne hoch hinan.

Nun geht ein Leuchten und Gewittern
Aus seinem Mund durch jeglich Herz;
Durch goldne Sale weht ein Zittern –
« Es wird schon gehn » – schon schmilzt das Erz!

Die Bauern wollen Korn verkaufen;
Als sie die schmucke Wirtschaft sehn,
Wie flink sie aus den Toren laufen
Dorf zu: Heut aber muß es gehn!
Die Türme fangen an zu schwingen
Und tonen wie ein ehrner Schild;
Die Glocken fangen an zu klingen
Durchs mittagsstille Lenzgefild.

Und überall wird es lebendig,
Das Land eröffnet seinen Schoß;
Nun eher wär ein Lied notwendig.
Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!
Und durch das Singen und das Lachen
Zieht kummervoll die Truppenmacht:
« Mit Gott, ihr Brüder! 's wird sich machen,
Es hat sich vieles schon gemacht! »

Ich hab ein grünes Reis geschnitten
Von einem abgestorbnen Baum!
Ich sah ein Volk, das bang gelitten
Durch tausendjähr'gen schlimmen Traum,
Ich hab dasselbe Volk erwachend
Im Morgenglanze drauf gesehn
Und gründlich fest sein Tagwerk machend;
Ich sing ihm zu: Es wird schon gehn!

DES FRIEDENS ENDE

Im Zwielicht ruht das Stoppelfeld, Nachsommerlufte wehn,
Und fliegend uber das falbe Land ein Jungling ist zu sehn;
Sein Kranz ist wie von Tranen schwer, des Jahres letztem Tau,
Verfolgt und zitternd flieht er hin durch Morgendammergrau.

In seines Mantels Seidengrün verbirgt und hüllt er scheu
Des Krieges grimmes Schwert, das er gehütet fromm und treu;
Doch dies zu holen hat sich schon die Zwietracht aufgemacht,
Drum über die Stoppelhaide floh das Kind die ganze Nacht.

Es sucht des Berges dunkle Schlucht und eilet todesbang
Durch Wurzeln und Gestein hinan den rauschenden Bach entlang,
Und im Geschiebe hört es schon der Göttin wilden Tritt,
Als es, wie ein gehetztes Reh, schnell in das Wasser glitt,

Schnell in die Flut, wo ihre Wucht sich von den Felsen schwingt;
Da duckt es unter das Wurzelwerk, vom weißen Gischt umringt;
Sie aber teilt's mit straffem Arm, erglühend vorgebeugt:
« Gib mir das Schwert, du weichlich Kind, in falscher Eh gezeugt!

« Des Jahres Frucht ist eingebracht und müßig liegt das Feld,
Gesättigt ruht der Bauer aus, der Mäkler zahlt sein Geld,
In schweren Trauben reift der Wein und reizt zum Übermut,
Bald jagt er mir im Volk empor das eingeschlafne Blut!

«Was schaust du mich so flehend an, du sußes Engelherz?
Ich bin das Weh, das machtiger ist, als all dein eitler Schmerz!
Ich bin die Wut und Unvernunft, die wie die Holle brennt,
Der Dämon, der sich weinend selbst den bosen Willen nennt!

« Gib her das Schwert! » und wie der Knauf aus den Gewändern blickt,
Hat blitzesschnell die sehnige Hand der Eris ihn umstrickt;
Sie reißt durch beide Hand' dem Kind den Stahl, der lüstern blinkt,
Daß es mit den zerschnittenen lautlos zusammensinkt.

Nun steht sie auf des Berges Grat und schlagt den roten Schein
Der Morgensonne mit dem Schwert tief in die Welt hinein.
In wilder Schönheit atmet sie, wie Brandung wogt die Brust,
Und in den Tälern wacht es auf mit dumpfer Todeslust!

NIKOLAI

Unabsehbar auf der Steppe lieget nah und lieget ferne
Ohne Ton die Himmelsglocke, sonder Farbe, sonder Sterne.

Unaufhörlich Schneegestober niederweht auf Dorn und Steine,
Deckend in den Wagengleisen bleiche polnische Gebeine.

Horch, was sauset im Galoppe wie ein Geisterzug vorüber?
Lang gestreckt schwirrt an der Erde eine wilde Jagd hinüber.

Mäntel flattern, Reiter flogen, bärt'ge Reiter windgetragen,
Rings umschwebt von ihren Lanzen ohne Rader glitt ein Wagen.

Leise zittert noch die Haide; doch dann wird es stille wieder,
Nur der Schnee in weißen Flocken fällt mit stummer Last hernieder.

Und ein Rabe sitzt im Dorne, rauscht empor und krächzet heiser
Durch die ausgestorbnen Lüfte: « Russenkaiser! Russenkaiser! »

Wider hallt es in den Hohen, und die grauen Lüfte sprechen,
Wie mich dünkt, mit kaltem Hauche: «Wie ein Rohr wird er zerbrechen! »

NAPOLEONS ADLER

Während des Gefallnen Flamme
Im Ozeanos verzischt,
Auf des höchsten Berges Kamme
Sich sein Aar das Aug erfrischt;
Von dem ew'gen Schnee umschauert,
Den die Gemse nie betrat,
Der zerzauste Adler kauert
Einsam auf beeistem Grat:

« Daß mir Kiel und Federn stoben,
Teufel, dort bei Waterloo!
Wie hab ich mich schwer erhoben,
Als ich jenen Stümper floh!

Glaubte fast nicht zu erreichen
Hier des alten Berges Bann –
Wie viel Sonnen werden bleichen,
Bis ich wieder steigen kann? »

Und er duckt ins Eis sich nieder,
Warmt das Haupt im matten Strahl,
Reckt und dehnt das Schwunggefieder
Ein Mal und das andre Mal,
Schlaft dann, bis ein schrilles Pfeifen,
Wohlbekannt, ihn jach erweckt –
Und die großen Flügel greifen
Schon die Luft, lang hingestreckt.

Bald das alte Nest gefunden
Hat er in der Stadt Paris;
Jahre wieder sind verschwunden,
Seit er dort sich niederließ;
Und ein Weib kraut ihm 's Gefieder,
Und es geht dem Vogel gut;
Glatt und glänzend wird er wieder
Von dem Zuckerbrot in Blut.

Wie der Abt im Nonnenkloster
Spielt und treibt er mancherlei;
In der Klau ein Paternoster,
Kost er wie ein Papagei.
So auf goldner Stange sitzet
Unter Zofen fromm der Aar;
Doch sein funkelnd Auge blitzet
Quer durch aller Schranzen Schar.

Hört! Da donnert's tief im Äther,
Wie ein Lockruf dumpf ertönt,
Und aus Schutt und Weh und Zeter
Schwingt er sich, des Flugs gewöhnt;

Ruckwarts lassend Staub und Trümmer,
Schwindet er im Abendgold:
Zeus, der Vater, hat fur immer
Seinen Adler heimgeholt.

DER WAADTLANDER SCHILD

Erinnerung an Ferdinand Flocon[1]

1859

An der Brücke zu Lausanne
Hangt der Wappenschild von Waadt,
Darauf «Vaterland und Freiheit»
Froh das Volk geschrieben hat.
Erzgegossen glänzt das Wappen,
In der Sonne strahlt die Schrift;
Also schrieb man in Helvetien,
Und von Eisen war der Stift!

Sieh! im regen Brückenwandel
Malet sich ein schönes Bild:
Liebend hebt ein kleines Dirnchen
Seinen Bruder vor den Schild,
Lehrt ihn schreiben jene Worte
«Freiheit und das Vaterland»!
Und sie fuhrt des Knäbleins Finger
Mit der wenig großern Hand.

[1] Franzosischer Republikaner, 1848 Mitglied der provisorischen Regierung, lebte seit dem Staatsstreich von 1852 im schweizerischen Exil und starb in Lausanne. Er war es, der auf der Brücke die zwei Kinder sah.

Und sie lenkt den zarten Finger
Am Metall hinauf, hinab,
An den sonndurchgluhten Zeichen,
Die das große Rom uns gab.
Und wie von der Kinder Locken
Gold in Gold zusammenfließt,
Von der Wangen Freudenrote
Ros' an Rose blühend sprießt.

Aber auf derselben Brücke
Geht ein einsam fremder Mann,
Wandelt mit ergrautem Haare
Still und kuhl in Acht und Bann;
Er gewahrt das Spiel der Kleinen,
Rascher fließt sogleich sein Blut,
Doch um schmerzlich nur zu klagen
Um verlornes hochstes Gut:

«Welche Worte seh ich schreiben
Hier die Unschuld und das Glück!
Wehvoll wenden sie mein Sehnen,
Frankenland! zu dir zurück!
Was mir dort in Blut und Greuel
Im Verrat zusammenbrach,
Lehret hier ein Kind das andre,
Singt der Vogel auf dem Dach!

« Ist denn euer Himmel blauer,
Schweizer! goldner euer Korn?
Sind denn lautrer eure Brunnen,
Eure Rosen ohne Dorn?
Gluck und Unschuld, ach! sie bauen
Wohl allein der Freiheit Reich!
Ob ihr schuldlos seid – nicht weiß ich's –
Doch gesegnet seh ich euch! »

EIN TAGEWERK

I

Vom Lager stand ich mit dem Fruhlicht auf
Und nahm hinaus ins Freie meinen Lauf,
Wo duftiggrau die Morgendämmrung lag,
Umflorend noch den rosenroten Tag;
Mich einmal satt zu gehn in Busch und Feldern
Vom Morgen früh bis in die späte Nacht,
Und auch ein Lied zu holen in den Wäldern,
Hatt ich zum festen Vorsatz mir gemacht.

Rein war der Himmel, bald zum Tag erhellt,
Der volle Lebenspuls schlug durch die Welt;
Die Lüfte wehten und der Vogel sang,
Die Eichen wuchsen und die Quelle sprang.
Die Blumen bluhten und die Früchte reiften,
Ein jeglich Gras tat seinen Atemzug;
Die Berge standen und die Wolken schweiften
In gleicher Luft, die meinen Odem trug.

Ich schlenderte den lieben Tag entlang,
Im Herzen regte sich der Hochgesang;
Es brach sich Bahn der Wachtel heller Schlag,
Jedoch mein Lied – es rang sich nicht zu Tag.
Der Mittag kam, ich lag an Silberflüssen,
Die Sonne sucht ich in der klaren Flut
Und durfte nicht von Angesicht sie grüßen,
Der ich allein in all dem Drang geruht.

Die Sonne sank und ließ die Welt der Ruh,
Die Abendnebel gingen ab und zu;
Ich lag auf Bergeshöhen matt und müd,
Tief in der Brust das ungesungne Lied.

Da nickten, spottend mein, die schwanken Tannen,
Auch hohnend sah das niedre Moos empor
Mit seinen Wurmern, die geschaftig spannen,
Und lachend brach das Firmament hervor.

Vom Osten wehte frisch und voll der Wind:
«Was suchst du hier, du mußig Menschenkind,
Du stumme Pfeife in dem Orgelchor,
Schlemihl, der traumend Raum und Zeit verlor?
Dir ward das Leichteste, das Lied, gegeben,
Das, selbst sich bauend, aus der Kehle bricht;
Du aber legst dein unbeholfen Leben
Wie einen Stein ihm auf den Weg zum Licht! »

Sprach so der Wind? O nein, so sprach der Schmerz,
Der mir wie Ketten hing ums dunkle Herz!
Ein fremder Körper ohne Form und Schall,
So, dàuchte mir, lag ich im regen All.
Und Luft und Tannen, Berge, Moos und Sterne,
Sie schlangen lachelnd ihren weiten Kranz;
Wie an der Insel sich das Meer, das ferne,
Brach sich an mir ihr friedlich milder Glanz.

2

Aber ein kleiner goldener Stern
Sang und klang mir in die Ohren:
« Troste dich nur, dein Lied ist fern,
Fern bei uns und nicht verloren!

Findest du nicht oft einen Klang,
Wie zu früh herüber geklungen?
Also hat sich heut dein Sang
Heimlich zu uns hinüber geschwungen!

Dort, im donnernden Weltgesang,
Wirst du ein leises Lied erkennen,
Das dir, wie fernster Glockenklang,
Diesen Sommertag wird nennen.

Denn die Ewigkeit ist nur
Hin und her ein tonendes Weben;
Vorwarts, rückwärts wird die Spur
Deiner Schritte klingend erbeben,

Deiner Schritte durch das All,
Bis, wie eine singende Schlange,
Einst dein Leben den vollen Schall
Findet im Zusammenhange. »

Erste Reinschrift des vorstehenden Gedichtes aus dem Jahre 1845, die von Keller nicht veroffentlicht wurde.

Aber kommen wird noch die Zeit,
Wo ich den Tag muß wiederfinden,
Wenn ich die strahlende Ewigkeit
Werde durchfurchen in tiefsten Gründen!

Mach, o Seele, dir keine Pein,
Denn es steht in den Sternen geschrieben,
Daß kein Tag soll im Leben sein,
Der verloren und unnütz geblieben!

Findest du nicht oft einen Klang
Wie zu früh herüber geklungen?
Also hat dein heutiger Sang
Heimlich sich hinüber geschwungen!

Nicht in weinender Seligkeit
Werd ich vor Gottes Throne liegen –
Nein! am starken Bande der Zeit
Frisch und lebendig die Welt durchfliegen!

Werde verlieren, indeß ich finde,
Werde suchen zu jeder Frist,
Bis vom Auge die letzte Binde,
Und dann alles gefunden ist
Und ich verhauchend den Anfang ergründe?

Die mittlere Fassung des Gedichtes, die Keller in der Sammlung «Gedichte» 1846 veröffentlichte, lautet:

Aber ein kleiner silberner Stern
Sang und klang mir in die Ohren:
Tröste dich nur, dein Lied ist fern,
Fern bei uns und nicht verloren!

Und du wirst es zu seiner Zeit
Lieblich tonend wiederfinden,
Wenn du die strahlende Ewigkeit
Wirst durchfurchen in tiefsten Gründen.

Findest du nicht oft einen Klang,
Wie zu fruh heruber geklungen?
Also hat dein heutiger Sang
Heimlich sich hinüber geschwungen!

GRILLEN

Die Phantasie tut wie ein Kind,
Das einsam Kranze windet,
Bald lacht und plaudert mit dem Wind,
Bald einen Schwank erfindet
Und wunderliche Marchen spinnt,
Dann inne halt und traurig sinnt.

Als ich vergangne Mitternacht
In dusterm Sinnen schwebte,
Da hab ich still und bang gedacht:
Wie? wenn ich nicht erlebte
Der nächsten Morgenglocke Schlag?
Wer weiß denn, was geschehen mag!

Da schrieb ich einen langen Brief
An alle, die mich lieben;
Was mir im Herzen wacht' und schlief,
Hab ich hinein geschrieben,
Damit beim Scheiden aus der Welt
Mein Soll und Haben sei bestellt.

Ich schrieb mein kurzes Leben auf
Mit meinem besten Wissen;
Irrtumer wuchsen mir zu Hauf,
Ich zahlte sie beflissen,
Folgt auch des Guten schonrer Spur,
Doch fast war's eine Nachschrift nur!

Den Lieblingsdichter legt ich hin,
Daneben aufgeschlagen,
Als wär das Fehlende darin
Fur Freunde zu erfragen;
Und den und jenen guten Spruch
Bezeichnet ich in manchem Buch.

Darauf verbrannt ich viel Papier
Und raumte in den Schränken,
Stürzt um ein kühnes Trinkgeschirr,
Und auf den Fensterbanken,
Wo ein paar magre Straucher bluhn,
Legt ich gebrochne Knospen hin.

Drin ich in Tagen, rauh und mild,
Bald sang, bald wieder greinte:
Ich schuf mein Zimmer so zum Bild,
Wie ich zu sein vermeinte.
So war ich endlich konterfeit
Nach tief geheimster Eitelkeit.

Mit grauendem Gedankenspiel
Legt ich mich jetzo nieder;
Doch bald versanken weich im Pfuhl,
Schlaftrunken, Haupt und Glieder;
Die Todesphantasie, ein Schaum,
Zerfloß in einen Torentraum.

Und dieser auch floh vor dem Tag,
Und ich erschrak, erwachend,
Als ich da schnell besonnen lag,
Das Leben mich umlachend.
Wie war mir wunderlich und fremd
Im angemaßten Leichenhemd!

Das Zimmer war voll Sonnenschein
Und von der Drossel Schmettern;
Ein Hagel schlug zum Fenster ein
Von weißen Blutenblattern;
Der Frühlingsschimmer uberflog
Den Totenkram, den ich erlog.

Und auch der Brief, den ich gemacht,
War glänzend uberzogen;
Ich las nun wieder mit Bedacht
Die vollgeschriebnen Bogen;
Am Ende aber, klar und rein,
Stand eine Zeile Sonnenschein:

« Du magst noch fürder unentwegt
In dieser Lenzluft hauchen,
Wie jetzt dein Sein sich hebt und regt,
Ist's druben nicht zu brauchen.
Es bricht kein Herz so arm und klein,
Es muß dem Tod gewachsen sein!

« Doch baue nicht zu lang darauf!
Gott wird uns Tage senden,
Die mit verdoppelt schnellem Lauf
Die schwerste Arbeit enden,
Wo mancher Geist, der sinnt und schweift,
Im Sturm dem Tod entgegenreift! »

BEI EINER KINDESLEICHE

Den niemand kommen hort und kommen sieht,
Er hat geweht, der Wind, den Baum geschwungen,
Deß Wurzelwerk die Erde überzieht,
In dessen Kron ich dieses Lied gesungen;
Das jüngste Knösplein, gestern dran erblüht,
Hat über Nacht sich leise losgerungen;
Es fiel, und niemand gab wohl weiter acht,
Als ich, der mit dem Zufall hielt die Wacht.

So bist erloscht du, lieblich junges Licht,
Das mir erquickend in das Herz gezundet?
Noch sprach zwei Wortchen deine Zunge nicht,
Doch hat dein Lallen mir so viel verkundet!
Das Sehnen, das die zartsten Bande flicht,
Es hat tiefsinnig mich mit dir verbündet;
Ja, vor viel Großem unter dieser Sonnen
Hab ich dich kleinen Nachbar wert gewonnen!

Ob ich gen Himmel sah, ins blaue Meer,
Ob in dein Aug, es war das gleiche Schauen;
Es leuchtete aus diesen Sternen her
Ursprunglich helles Licht von schönern Auen.
Wie oft senkt ich den Blick, von Mühsal schwer,
Ihn frischend, tief in dies verklärte Blauen!
Wie war das Lachen deines Mundes fein!
Wie echt war unsre Freundschaft, still und rein!

Nie hab an deine Zukunft ich gedacht,
War ja die Gegenwart so klar und heiter!
Du hast wie eine Blume mir gelacht,
Nicht dacht ich an gereifte Früchte weiter;
Ob einst vielleicht ein Held in dir erwacht',
Ob du am Fuße bliebst der langen Leiter:
Du lieblich Kind warst in dir selbst vollkommen –
Was sollte dir und mir die Sorge frommen?

Zu der du wiederkehrst, grüß mir die Quelle,
Des Lebens Born, doch besser: grüß das Meer,
Das Eine Meer des Lebens, dessen Welle
Hoch flutet um die dunkle Klippe her,
Darauf er sitzt, der traurige Geselle,
Der Tod, verlassen, einsam, tränenschwer,
Wenn ihm die Seelen, kaum hier eingefangen,
Laut jubelnd wieder in die See gegangen.

SCHLAFWANDEL

Im afrikanischen Felsental
Marschiert ein Bataillon,
Sich selber fremd, eine braune Schar
Der Fremdenlegion.
Lang ist ihr wildes Lied verhallt
In Sprachen mancherlei;
Stumm glüht der römische Schutt am Weg,
Schlafend ziehn sie vorbei.

Unter der Trommel vorgebeugt
Der schlafende Tambour geht,
Es nickt der Kommandant zu Roß,
Von webender Glut umweht;
Es schläft die Truppe Haupt fur Haupt
Unter der Sonne gesenkt,
Von der Gewohnheit Eisenfaust
In Schritt und Tritt gelenkt.

Und was sonst in der dunklen Nacht
Das Zelt nur sehen mag,
Tritt unterm offnen Himmelsblau
Im Wustenlicht zu Tag.
Es spielt das schmerzliche Mienenspiel
Unglücklichen Manns, der traumt;
Von Gram und Leid und Bitterkeit
Ist jeglicher Mund umsäumt.

Es zuckt die Lippe, es zuckt das Aug,
Auf dürre Wangen quillt
Die unbemeisterte Träne hin,
Vom Sonnenbrand gestillt.

Sie schaun ein reizend Spiegelbild
Vom kuhlen Heimatstrand:
Das grune Kleefeld, rot beblumt,
Den Vater, der einst den Sohn gerühmt,
Verlorenes Jugendland!

Ein Schuß – da flattert's weiß heran,
Und schon steht das Karree
Schlagfertig und munter, und keiner sah
Des andern Reu und Weh;
Nur zorniger ist jeder Mann,
Willkommen ihm der Streit;
Doch wie er kam, zerstiebt der Feind,
Wie Traum und Reu so weit!

KLAGE DER MAGD

Nun ist der Lenz gekommen,
Nun blühen alle Wiesen,
Nun herrschen Glanz und Freude
Auf Erden weit und breit;
Nur meine bose Herrin,
Sie keift und zetert immer
Noch wie in der betrübten
Und kalten Winterzeit!

Wenn ich am frühen Morgen
Mit aufgewachtem Herzen
Im Garten grab und singe,
Die Welt mir freundlich blickt,
Wirft sie mir aus dem Fenster
Die ungefügen Worte,
Daß rasch in meiner Kehle
Das kleine Lied erstickt.

Und wenn mein Vielgeliebter
Am Hag vorüber wandelt
Und ein paar warme Blicke
Mir in die Seele warf,
Höhnt sie am Mittagsmahle,
Daß ich am untern Ende
Das Auge nicht erheben
Und mich nicht rühren darf.

Daß hungernd ich, mit Tränen,
Das Essen stehen lassen
Und mich hinweg muß wenden
Voll Scham und voll Verdruß,
Und weinend im verborgnen
Die Rinde harten Brotes
Mit all den harten Reden
Hinunterwürgen muß.

Sogar wenn ich am Sonntag
Will in die Kirche gehen
Und mir ein armes Bandchen
Am Hals nicht übel steht,
Vergiftet sie mir neidisch
Mit ungerechtem Tadel
Die wochenmüde Seele,
Das trostliche Gebet.

Mag selber sie nur beten,
Daß ihre eignen Kinder
Nicht einmal dienen müssen,
Wenn ihr das Glück entschwand
Und sie als arme Mutter
Wird um die Häuser schleichen,
Wo jene sind geschlagen
Von böser Herrenhand!

ALTE WEISEN

I

Mir glanzen die Augen

Mir glänzen die Augen
Wie der Himmel so klar;
Heran und vorüber,
Du schlanker Husar!

Heran und vorüber
Und wieder zurück!
Vielleicht kann's geschehen,
Du findest dein Glück!

Was weidet dein Rapp' mir
Den Reseda dort ab?
Soll das nun der Dank sein
Für die Lieb, so ich gab?

Was richten deine Sporen
Mein Spinngarn zugrund?
Was hängt mir am Hage
Deine Jacke so bunt?

Troll nur dich von hinnen
Auf deinem groben Tier
Und laß meine freudigen
Sternaugen mir!

2

Die Lor' sitzt im Garten

Die Lor' sitzt im Garten,
Kehrt den Rücken zumal
Und verbirgt mir der Augen
Himmlischen Strahl.

Ihr goldbrauner Haarwuchs
Weht uber den Zaun;
Den Rotmund, das Weißkinn
Doch läßt sie nicht schaun.

Sie lässet erklingen
Ihrer Stimme Getön;
O du boshafte Hexe,
Wie klingt es so schön!

3

Du milchjunger Knabe

Du milchjunger Knabe,
Wie siehst du mich an?
Was haben deine Augen
Für eine Frage getan?

Alle Ratsherrn der Stadt
Und alle Weisen der Welt
Bleiben stumm auf die Frage,
Die deine Augen gestellt!

Ein leeres Schneckhäusel,
Schau, liegt dort im Gras:
Da halte dein Ohr dran,
Drin brümmelt dir was!

4

Ich fürcht nit Gespenster

Ich furcht nit Gespenster,
Keine Hexen und Feen,
Und lieb's, in ihre tiefen
Gluhaugen zu sehn.

Am Wald in dem grünen
Unheimlichen See,
Da wohnet ein Nachtweib,
Das ist weiß wie der Schnee.

Es haßt meiner Schönheit
Unschuldige Zier;
Wenn ich spat noch vorbeigeh,
So zankt es mit mir.

Jüngst, als ich im Mondschein
Am Waldwasser stand,
Fuhr sie auf ohne Schleier,
Ohne alles Gewand.

Es schwammen ihre Glieder
In der taghellen Nacht;
Der Himmel war trunken
Von der hollischen Pracht.

Aber ich hab entblößet
Meine lebendige Brust;
Da hat sie mit Schande
Versinken gemußt!

5

Singt mein Schatz wie ein Fink

Singt mein Schatz wie ein Fink,
Sing ich Nachtigallensang;
Ist mein Liebster ein Luchs,
O so bin ich eine Schlang!

O ihr Jungfraun im Land,
Vom Gebirg und über See,
Überlaßt mir den Schonsten,
Sonst tut ihr mir weh!

Er soll sich unterwerfen
Zum Ruhm uns und Preis!
Und er soll sich nicht rühren,
Nicht laut und nicht leis!

O ihr teuern Gespielen,
Uberlaßt mir den stolzen Mann,
Er soll sehn, wie die Liebe
Ein feurig Schwert werden kann!

6

Tretet ein, hoher Krieger

Tretet ein, hoher Krieger,
Der sein Herz mir ergab!
Legt den purpurnen Mantel
Und die Goldsporen ab!

Spannt das Roß in den Pflug,
Meinem Vater zum Gruß!
Die Schabrack mit dem Wappen
Gibt 'nen Teppich meinem Fuß!

Euer Schwertgriff muß lassen
Für mich Gold und Stein,
Und die blitzende Klinge
Wird ein Schüreisen sein.

Und die schneeweiße Feder
Auf dem blutroten Hut
Ist zu 'nem kühlenden Wedel
In der Sommerzeit gut.

Und der Marschalk muß lernen,
Wie man Weizenbrot backt,
Wie man Wurst und Gefüllsel
Um die Weihnachtszeit hackt!

Nun befehlt Eure Seele
Dem heiligen Christ!
Euer Leib ist verkauft,
Wo kein Erlösen mehr ist!

7

Röschen biß den Apfel an

Röschen biß den Apfel an,
Und zu ihrem Schrecken
Brach und blieb ein Perlenzahn
In dem Butzen stecken.

Und das gute Kind vergaß
Seine Morgenlieder;
Tränen ohne Unterlaß
Perlten nun hernieder.

8

Wandl ich in dem Morgentau

Wandl ich in dem Morgentau
Durch die dufterfüllte Au,
Muß ich schamen mich so sehr
Vor den Blümlein rings umher!

Taublein auf dem Kirchendach,
Fischlein in dem Mühlenbach
Und das Schlänglein still im Kraut,
Alles fuhlt und nennt sich Braut.

Apfelblüt im lichten Schein
Dunkt sich stolz ein Mütterlein;
Freudig stirbt so fruh im Jahr
Schon das Papilionenpaar.

Gott, was hab ich denn getan,
Daß ich ohne Lenzgespan,
Ohne einen sußen Kuß
Ungeliebet sterben muß?

9

Das Köhlerweib ist trunken

Das Kohlerweib ist trunken
Und singt im Wald,
Hort, wie die Stimme gellend
Im Grünen hallt!

Sie war die schönste Blume,
Berühmt im Land;
Es warben Reich' und Arme
Um ihre Hand.

Sie trat in Gurtelketten
So stolz einher;
Den Bräutigam zu wahlen,
Fiel ihr zu schwer.

Da hat sie uberlistet
Der rote Wein –
Wie mussen alle Dinge
Verganglich sein!

Das Kohlerweib ist trunken
Und singt im Wald;
Wie durch die Dammrung gellend
Ihr Lied erschallt!

10

Das Gärtlein dicht verschlossen

Das Gartlein dicht verschlossen
Hältst wohl du, frommes Kind,
Da diese Heckensprossen
So eng verwachsen sind?

Doch blüht die Unschuld immer
Darin, soviel ich seh;
Sonst war es Lilienschimmer,
Nun ist es weißer Schnee!

Als hätt der gnadenreichen
Maria reinste Hand
Im Sonnenschein zum Bleichen
Ihr Hemdlein ausgespannt.

11

Wie glanzt der helle Mond

Wie glanzt der helle Mond so kalt und fern,
Doch ferner schimmert meiner Schonheit Stern!

Wohl rauschet weit von mir des Meeres Strand,
Doch weiter hin liegt meiner Jugend Land!

Ohn' Rad und Deichsel gibt's ein Wägelein,
Drin fahr ich bald zum Paradies hinein.

Dort sitzt die Mutter Gottes auf dem Thron,
Auf ihren Knieen schlaft ihr sel'ger Sohn.

Dort sitzt Gott Vater, der den Heil'gen Geist
Aus seiner Hand mit Himmelskornern speist.

In einem Silberschleier sitz ich dann
Und schaue meine weißen Finger an.

Sankt Petrus aber gonnt sich keine Ruh,
Hockt vor der Tur und flickt die alten Schuh.

12

Alle meine Weisheit

Alle meine Weisheit hing in meinen Haaren,
Und all mein Wissen lag auf meinem roten Mund;
Alle meine Macht saß auf dem wasserklaren,
Ach, auf meiner Augen blauem, blauem Grund!

Hundert Schüler hingen an meinem weisen Munde
Und ließen sich von meinen klugen Locken fahn,
Hundert Knechte spähten nach meiner Augen Grunde
Und waren ihrem Winken und Blinken untertan.

Nun hangt totenstill das Haar mir armem Weibe,
Wie auf dem Meer ein Segel, wenn keine Luft sich regt,
Und einsam pocht mein Herz in dem verlaßnen Leibe,
Wie eine Kuckucksuhr in leerer Kammer schlägt!

DER TAUGENICHTS

Die ersten Veilchen waren schon
Erwacht im stillen Tal;
Ein Bettelpack stellt' seinen Thron
Ins Feld zum ersten Mal.
Der Alte auf dem Rücken lag,
Das Weib, das wusch am See;
Bestaubt und unrein schmolz im Hag
Das letzte Häuflein Schnee.

Der Vollmond warf den Silberschein
Dem Bettler in die Hand,
Bestreut' der Frau mit Edelstein
Die Lumpen, die sie wand;
Ein linder West blies in die Glut
Von einem Dorngeflecht,
Drauf kocht' in Bettelmannes Hut
Ein sündengrauer Hecht.

Da kam der kleine Betteljung,
Vor Hunger schwach und matt,
Doch gluhend in Begeisterung
Vom Streifen durch die Stadt,
Hielt eine Hyazinthe dar
In dunkelblauer Luft;
Dicht drängte sich der Kelchlein Schar,
Und selig war der Duft.

Der Vater rief: « Wohl hast du mir
Viel Pfennige gebracht? »
Der Knabe rief: « O sehet hier
Der Blume Zauberpracht!
Ich schlich zum goldnen Gittertor,
Sooft ich ging, zuruck,
Bedacht nur, aus dem Wunderflor
Zu stehlen mir dies Gluck!

« O sehet nur, ich werde toll,
Die Glocklein alle an!
Ihr Duft, so fremd und wundervoll,
Hat mir es angetan!
O schlaget nicht mich armen Wicht,
Laßt euren Stecken ruhn!
Ich will ja nichts, mich hungert nicht,
Ich will's nicht wieder tun! »

« O wehe mir geschlagnem Tropf! »
Brach nun der Alte aus,
« Mein Kind kommt mit verrücktem Kopf,
Anstatt mit Brot nach Haus!
Du Taugenichts, du Tagedieb
Und deiner Eltern Schmach! »
Und rüstig langt' er Hieb auf Hieb
Dem armen Jungen nach.

Im Zorn fraß er den Hecht, noch eh
Der gar gesotten war,
Schmiß weit die Grate in den See
Und stulpt' den Filz aufs Haar.
Die Mutter schmalt' mit sanftem Wort
Den mißgeratnen Sohn,
Der warf die Blume zitternd fort
Und hinkte still davon.

Es perlte seiner Tränen Fluß,
Er legte sich ins Gras
Und zog aus seinem wunden Fuß
Ein Stücklein scharfes Glas.
Der Gott der Taugenichtse rief
Der guten Nachtigall,
Daß sie dem Kind ein Liedchen pfiff
Zum Schlaf mit süßem Schall.

WALDFREVEL

Seht den Schuft am Waldessaum
Mit gewandten Sprungen fliegend,
Einen jungen Eschenbaum
Auf den breiten Schultern wiegend!
Hat die Axt, die er gestohlen,
Vornen in den Stamm geschwungen,
Weit noch hinter seinen Sohlen
Kommt der Wipfel nachgesprungen.
Wie er heimlich lacht und singt,
Daß das Herz im Leibe springt!

Und die Dirne kommt daher
Mit geschnittnen Weidenruten;
Von der Last, die drückend schwer,
Stehn die Wangen ihr in Gluten.
Und der Bursche wirft die schwere
Bürde beider in den Graben;
Beide springen nach, als wäre
Dort ein Nest voll Gluck zu haben.

Wo ein kleiner Freudenquell
Tief im Erlengrunde fließet
Und die Silberadern hell
Durch das sammtne Moos ergießet,
Wirft der schlanke Dieb sich nieder
Mit der Dirn im braunen Arm,
Löst ihr hastig Tuch und Mieder,
Und er flüstert liebewarm,
Daß sein brennend Herz erklingt,
Wie die Nuß im Feuer singt:

« Schätzchen, o du kommst mir just,
Daß ich meine Schatze grabe,
Wieder einmal meine Lust
Am verborgnen Reichtum habe!
Zeig mir der Korallen Schein
An dem frischen roten Munde,
Gib mir schnell mein Elfenbein,
All das feingedrehte runde! »
Wie der Has im Kohle springt
Ihm das Herz und singt und klingt!

« Laß mich wägen all mein Gold,
Deines Haares schwere Güsse!
Laß mich zahlen meinen Sold,
Zahle mir ein Hundert Küsse
Blank und bar auf meine Lippen,
Weil uns kein Verräter lauschet!
Laß mich von dem Weine nippen,
Der mich armen Schelm berauschet!

« Nun verhüll die Herrlichkeit
Mit den Lumpen, mit den Fetzen,
Daß kein Auge ungeweiht
Spähen kann nach meinen Schätzen!

Dieses Tuch um deine Haare
Dreimal, viermal sorglich winde,
Daß die goldne Schimmerware
Ja kein Strahl der Sonne finde! »

Gleich ist drauf die Dirn davon
Durch den dunklen Wald gesprungen,
Wieder hat der Bursche schon
Seinen Eschenbaum geschwungen.
Wie die Beine rasch ihn tragen
Mit dem langen schwanken Raube!
Einen grunen Siegeswagen,
Schleift die Kron er nach im Staube.
Wie die Grill' im Grase springt
Ihm das Herz und singt und klingt!

DER ALTE BETTLER

Nun legst du, alte wettermüde Fohre,
Den allerletzten Jahresring dir an,
Da ich im Walde schon rumoren hore
Mit seiner Axt den grauen Zimmermann.
Er wird so wenig deinen Kopf begnaden
Als jemand über dein Verschwinden klagt;
Dem armen Schelm und einem alten Schaden
Nur wird des Alters Ehrenzoll versagt!

Sei's immerhin! Ich liebe drum nicht minder
Dies alte Land, mein gutes Vaterland,
Und segne seine lebensfrohen Kinder
Mit der verworfnen toten Bettlerhand!

Ich segne euch, o Strom, Gebirg und Auen,
Die ihr im Lichte heiter vor mir schwimmt!
Ein Reichtum ist dies selig klare Schauen,
Den meinem Aug nicht Vogt noch Richter nimmt!

Als meine Brüder einst vor vierzig Jahren
Das schiefe, morsche Vaterhaus verkauft,
Um nach der fernen neuen Welt zu fahren,
Wo man sich mit der alten Erde rauft,
Da bin ich ganz allein zurückgeblieben,
Bald war ich um mein kleines Erb geprellt;
Weiß nicht, wie weit sie drüben es getrieben:
Ich wurd ein Hauptmann in der Bettler Welt!

Denn weder Not noch Mühsal konnten scheiden
Mich von den Marken meines Vaterlands –
Wer will mich zwingen, seinen Schoß zu meiden,
Zu missen seiner Ströme blauen Glanz?
Hier will ich wandeln, wo ich bin geboren,
Und sei's auch in zerrißnen Bettlerschuhn!
Ging drob die Bürgerehre mir verloren,
Ich will und muß bei meinen Vätern ruhn!

Dich sollt ich fliehen, trautes Netz der Wege
Daran auch ich mit fleiß'gen Fußen spann,
Und dich, Gebirg, wo ich des Abgrunds Stege
Fast mit verbundnem Aug beschreiten kann?
Wo ich den Fuchs und seinen Vater kenne
Und jeden Stamm im dunklen Forst gezählt
Und jede Trift bei ihrem Namen nenne –
Den Boden, wo mir nie ein Tritt gefehlt?

O gute Scholle meiner Heimaterde,
Wie kriech ich gern in deinen warmen Schoß!
Mir ahnet schon, wie sanft ich ruhen werde,
Vom Kaun des Brots und allem Irrsal los!

Wie will ich meine müden Beine strecken,
Wegwerfend meines Elends durren Stab,
Wie langhin mich von West nach Osten recken,
Als lag ich stolz in eines Konigs Grab!

Doch spinnt sich weiter meiner Seele Leben,
So moge sie im leichten Nebelkleid,
So leicht wie Luft, dies laute Volk umschweben,
Noch immer treu in Freude, Zorn und Leid!
Mocht' meine Seligkeit darin bestehen,
Einst seines letzten Bettlers Geist zu sein,
Zufrieden, still und mußig umzugehen
In seines Gluckes hellem Sonnenschein!

DER SCHÖNGEIST

« O welch ein Duften, Rosalinde!
Im blütenuberfüllten Tal!
Durch das Gewolk, zerstreut vom Winde,
Bricht brennend rot der Abendstrahl;
Wie Feuer fließt der Frühlingsregen,
Wie Feuer rollt es auf den Wegen
Und trieft's von jedem Zweig zumal!

« Und siehst du dort die Gruppe ragen
Am Kreuzweg finster in die Glut,
In sich geschart, wie stumme Klagen,
Die malerische Lumpenbrut?
Ein volles Bild ist hier errichtet,
Ein jeder Zug ist wie gedichtet –
Heut sind uns, traun! die Musen gut!

« Gib Stift und Mappe, daß die rasche,
Die kecke Dilettantenhand
Die Perle dieses Bildes hasche,
Das ich so unverhofft hier fand!
Zu schoner Stunden heitrem Schauen,
Gemut und Augen zu erbauen,
Sei es fur immer festgebannt.

« Siehst du, o teure Rosalinde!
Den bärt'gen Mann mit breitem Hut,
An dem die Mutter mit dem Kinde –
Madonnenurbild! – saugend ruht?
Es ragt das dunkle Haupt des Gatten,
In sich gekehrt, im braunen Schatten,
Das ihre schwimmt in Purpurglut.

« Jedoch, daß von der ebnen Erde
Das Bild gerundet auf sich schwingt,
Siehst du der Kinder scheue Herde,
Wie sie der Eltern Knie' umringt;
Und duster, stumm, wie erzgegossen,
Von Licht und Regen überflossen
Es glanzend in die Augen springt.

« Welch einen Adel haucht das Ganze,
Stolz wie ein ehern Königsgrab!
Wie thront in seines Jammers Glanze
Der Mann mit seinem Wanderstab!
Dank dir, o freundlichste der Musen,
Die ein empfanglich Herz im Busen,
Den Sinn fur ewig Schones gab! »

Da sind, im Tau des Grames schwimmend,
In dem der Abendstrahl sich bricht,
Ein großes Sternbild, dunkel glimmend,
Die Augen Jener aufgericht';

Sie starren wundernd nach dem Bogen,
Von dem ihr Konterfei, gezogen
Von weißer Hand, schon deutlich spricht.

Und hoch aus seines Elends Mitte
Hub sich der arme Mann empor,
Und langsam trugen mude Schritte
Die finstere Gestalt hervor;
Es schlossen fest sich seine Zahne,
Im Aug der Krankung bittre Trane,
Im Antlitz dunklen Zornes Flor,

Stand er vor den Empfindungsvollen,
Die im vergluhnden Abendrot
Erbleichten ob dem dumpfen Grollen
Der furchtbar nahen Menschennot!
« Soll ich das sein? – O sprich, du Fratze!
Soll meiner spotten dies Gekratze? »
Und trat das Bild tief in den Kot.

« Verdammt sei eurer Seelen Kalte,
Die mit den Blicken, spitz wie Stahl,
Herschleichend unterm Himmelszelte
Betasten unsre nackte Qual! »
Er schwang der Armut langen Stecken –
Samt Rosalinden floh voll Schrecken
Der Schongeist aus dem Blütental!

WANDERBILDER

1852

I

Am Tegelsee

Es glanzt ein stilles weißes Haus
Aus stillen grunen Kronen;
Auf seinen Warten ruhen aus
Die Winde aller Zonen.

Auf ihrem Hauch ein edler Klang
Hat sich hinausgeschwungen;
Von Meer zu Meer grußt ihn Gesang,
Gesang in allen Zungen.

Im Hause sind Gemach und Saal
Gefullt von Glanzgestalten,
Die in vergangner Tage Strahl
Die stumme Wache halten.

Die Marmorlippen scheinen sich
Just aufzutun wie Blüten,
Erhobne Hande feierlich
Ein heilig Gut zu huten.

Laß hinter dir, was trub und wild,
Der du dies Haus betreten;
Denn zu der Hoffnung reinem Bild
Darfst du gefaßt hier beten!

Trittst du hinaus, den Föhrensaum
Sieh ernst den See umgeben!
In seinen Wipfeln rauscht der Traum
Vom ferneblauen Leben.

Und auf dem Walde wandeln sacht
Die weißen Wolkenfrauen,
Die in der Flut kristallner Nacht
Ihr klares Bild beschauen.

In leisrem Blau die Sonne schweift,
Ihr eigner Schein ist blasser,
Von feuchter Reiherschwinge träuft
Er perlengleich ins Wasser.

Fühlst nach der Heimat du das Weh,
O Fremdling, dich durchschauern,
Fahr auf dem nord'schen Geistersee,
Hier ist es schon zu trauern!

2

In einem Lustwalde

Ich bin ein Fremder hier zu Lande,
Wo Krongewalt herrscht allerwärts,
Mich binden nicht die starren Bande,
Doch dieser Hain erfreut mein Herz!

Um dieses grünen Lebens willen,
Um dieser Weiher sanfte Flut,
Um diese ruhgewiegten stillen
Baumwipfel in der Abendglut,

Um diesen milden tiefen Frieden,
Den mir ein braver Toter beut,
Sei ihm ein voller Dank beschieden
Des Herzens, das sein Werk erfreut!

3

Sonntags

Lassig bald und wieder schneller
Greifend in den blauen Himmel
Dreht sich eine graue Muhle
Dort am schweigenden Totenhain.

Druben glanzt des Konigs Kuppel;
Still ist's auch in jener Gegend,
Schmollend laßt er Gras ergrunen
Vor dem riesigen Burgportal.

Aus den Toren summt und brummt es,
Und das Weichbild schwirrt von Geigen;
Fernhin watet in dem Sande
Staubaufregendes Volk Berlins.

Aber auf dem trägen Flusse
Fahren stille Wendenschiffe;
Durch die Wipfel in die Ferne
Golden sonnige Segel ziehn.

4

Berliner Pfingsten

Heute sah ich ein Gesicht,
Freudevoll zu deuten:
In dem fruhen Pfingstenlicht
Und beim Glockenläuten
Schritten Weiber drei einher,
Feierlich im Gange,
Wäscherinnen fest und schwer!
Jede trug 'ne Stange.

Madchensommerkleider drei
Flaggten von den Stangen,
Schonre Fahnen, stolz und frei,
Als je Krieger schwangen;
Frisch gewaschen und gesteift,
Tadellos gebugelt,
Blau und weiß und rot gestreift,
Wunderbar geflugelt!

Lustig blies der Wind, der Schuft,
Falbeln auf und Buste,
Und mit frischer Morgenluft
Fullten sich die Bruste;
Und ich sang, als ich gesehn
Ferne sie entschweben:
Auf und laßt die Fahnen wehn,
Lustig ist das Leben!

5
Weihnachtsmarkt

Welch lustiger Wald um das graue Schloß
Hat sich zusammengefunden,
Ein grunes bewegliches Nadelgeholz,
Von keiner Wurzel gebunden!

Anstatt der warmen Sonne scheint
Das Rauschgold durch die Wipfel;
Hier backt man Kuchen, dort brät man Wurst,
Das Räuchlein zieht um die Gipfel.

Es ist ein frohliches Leben im Wald,
Das Volk erfüllet die Raume;
Die nie mit Tranen ein Reis gepflanzt,
Die fallen am frohsten die Bäume.

Der eine kauft ein bescheidnes Gewachs
Zu uberreichen Geschenken,
Der andre einen gewaltigen Strauch,
Drei Nusse daran zu henken.

Dort feilscht um ein winziges Kieferlein
Ein Weib mit scharfen Waffen;
Der dunne Silberling soll zugleich
Den Baum und die Früchte verschaffen.

Mit rosiger Nase schleppt der Lakai
Die schwere Tanne von hinnen;
Das Zofchen tragt ein Leiterchen nach,
Zu ersteigen die grünen Zinnen.

Und kommt die Nacht, so singt der Wald
Und wiegt sich im Gaslichtscheine;
Bang führt die armste Mutter ihr Kind
Voruber dem Zauberhaine.

Einst sah ich einen Weihnachtsbaum:
Im düstern Bergesbanne
Stand reifbezuckert auf dem Grat
Die alte Wettertanne.

Und zwischen den Ästen waren schon
Die Sterne aufgegangen;
Am untersten Ast sah man entsetzt
Die alte Wendel hangen.

Hell schien der Mond ihr ins Gesicht,
Das festlich still verkläret;
Weil auf der Welt sie nichts besaß,
Hatt' sie sich selbst bescheret.

6

Polkakirche

Wie nach dem Rezept geschaffen,
Fein und niedlich ist der Tempel,
Angemeßnen jungen Leuten
Ein erbaulich Bauexempel!

Byzantinisch jede Fuge,
Bogen, Bogelchen und Kehlen,
Nur die phantasiegebornen
Alten Fratzenbilder fehlen.

Durch die byzantin'schen Pfortchen
Rauscht es leis in Sammt und Seiden;
Drinnen glitzert's fromm und geistreich
Wie zu der Komnenen Zeiten.

Hofhistoriographen lispeln
Mit ergrauten Paladinen;
Nach den Mosaiken blicken
Kammerherrn mit Betermienen.

Und die Kanzel mit dem glatten
Superintendent garnieret –
Ja, den Glaspalast zu London
Hätte dieses Werk gezieret!

7

Biermamsell

Dein Witz geht an, o Schöne mein,
Noch eher, als dein bayrisch Bier!
Jedoch noch besser leuchtet mir
Das Blaue deiner Augen ein!

Und besser als dies Flackerlicht
Noch dunket mich dein schmal Gesicht,
Die runde Schulter, die zierliche Brust
Und deiner Huften schlanke Lust.

An deiner schwarzen Seidentracht
Ist jedes Fältchen wohlgemacht;
Und immer nobel, witzig nur
Verfolgst du deine dunkle Spur.

Bist nie gemein und schimpfest nicht,
Wenn dir ein Gast die Treue bricht,
Ein Marquis Posa, wie gemalt,
Die sieben Seidel nicht bezahlt.

Du siehst nur intressanter aus,
Kaum zittern leis Manschett' und Kraus';
So edelbleich und schmerzenreich
Siehst du Marien Stuart gleich.

Getrost nur wandle deine Bahn!
Ich kenne manchen ernsten Mann,
Deß Seelenstaat und Wortgeschmeid
Mahnt an dein seidnes Rauschekleid.

Er strebt und ringt und peroriert,
Wird edelbleich, wenn er verliert;
Um was sich's handelt, scheint es mir,
Ist mehr nicht, als ein Seidel Bier!

IN FREMDEN LANDEN

An des Heimatflusses Borden,
Wo die Linden uberhangen,
Bin ich manches Mal gegangen,
Wenn die Erde jung geworden
Und den Fruhlingsmantel wob,
Wenn die Wasser voller klangen
Und bis vor die Fuße drangen,
Daß der Pfad sich schwellend hob.

Wenn die Welle singend flieht,
Ist's, als hore man Geschichten,
Was im Oberland geschieht,
Weit ins Niederland berichten;
Und so man stromaufwarts sieht,
Will es scheinen, daß das ganze
Innre Land im Firnenglanze
Auf der Flut herunter zieht.

Ausgespannte Netze flimmern
Zwischen blutenweißen Baumen,
Perlend in der Sonne flimmern
Sie von feuchten Wasserschäumen;
Und ein Knablein schläft im Kahn,
Schaukelnd sich in jungen Traumen;
Ohne Hast und ohne Saumen
Schafft der Vater nebenan.

Ja, mit ruhig festem Schritte
Schreiten dort die Männer hin;
Schlicht bescheiden ist die Sitte,
Ernst bewegt der freie Sinn.

Und in ihrer sichern Mitte
Wuchsen Recht und Freiheit auf;
Das Gesetz schirmt Haus und Hütte,
Jeden Herd ein Buchsenlauf.

Hier, an diesem fremden Strand,
Wachsen Weine stark und suß,
Und es gleicht das üppige Land
Wohl auch einem Paradies;
Aber dumpf und ungewiß
Sind die Herzen und die Blicke,
Und verworrene Geschicke
Walten in der Finsternis.

DIE KLEINE PASSION

Der sonnige Duft, Septemberluft,
Sie wehten ein Mücklein mir aufs Buch,
Das suchte sich die Ruhegruft
Und fern vom Wald sein Leichentuch.
Vier Flugelein von Seiden fein
Trug's auf dem Rücken zart,
Drin man im Regenbogenschein
Spielendes Licht gewahrt'.
Hellgrun das schlanke Leibchen war,
Hellgrun der Füßchen dreifach Paar,
Und auf dem Köpfchen wundersam
Saß ein Federbüschchen stramm;
Die Äuglein wie ein goldnes Erz
Glänzten mir in das tiefste Herz.
Dies zierliche und manierliche Wesen
Hatt' sich zu Gruft und Leichentuch
Das glänzende Papier erlesen,
Darin ich las, ein dichterliches Buch.

So ließ den Band ich aufgeschlagen
Und sah erstaunt dem Sterben zu,
Wie langsam, langsam ohne Klagen
Das Tierlein kam zu seiner Ruh.
Drei Tage ging es müd und matt
Umher auf dem Papiere;
Die Flugelein von Seide fein,
Sie glänzten alle viere.
Am vierten Tage stand es still
Gerade auf dem Wortlein « will »!
Gar tapfer stand's auf selbem Raum,
Hob je ein Fußchen wie im Traum;
Am funften Tage legt' es sich,
Doch noch am sechsten regt' es sich;
Am siebten endlich siegt' der Tod,
Da war zu Ende seine Not.
Nun ruht im Buch sein leicht Gebein.
Mog uns sein Frieden eigen sein!

KRÖTENSAGE

Des Berges alte Wangen sind
Von Maiensonne beschienen;
Sie lächeln unter Quellenglanz,
Die Schilfe, die Farren ergrünen.

Die Krote springt aus dem Kieselstein,
Ein Hirt hat ihn zerschlagen;
Sie schaut verdrossen die Scherben an
Und sie beginnt zu sagen:

« Viel tausend Jahre bin ich alt
Samt diesem Futterale!
Es schob vom hohen Felsgebirg
Allmahlig mit mir zu Tale.

« Doch manchmal in der Wasser Sturz
Sind wir gewaltig gesprungen;
Dann hat's um meine dunkle Klausur
Gesungen und geklungen.

« Und wie mir ist – ich weiß es nicht,
Noch was ich getrieben indessen;
Ich hab im mindesten nichts gelernt
Und hatte nicht viel zu vergessen.

« Ein warmer Regen, ein grünes Kraut
Nur konnten mir behagen;
Sie liegen mir fort und fort im Sinn
Aus fernen Jugendtagen.

« So hab ich ein langweilig Stück
Unsterblichkeit erworben;
Hätt ich getrunken lebendige Luft,
Längst war ich vernunftig gestorben. »

DAVID

Der Ölbaum wuchs in dichten Hainen,
An klaren Bächen wucherte die Rose,
Allwo die Wiege stand des Kleinen,
Gleich einem Taubennest im grünen Moose.

Er spielte noch im bunten Knabenkleide
Und fullte dienend seiner Bruder Krug,
Als er zu seines Stammes Freude
Schon meisterlich die Harfe schlug.

Mit Wein und Brot kam er gegangen,
Sein Auge strahlt' in kindlichem Vergnügen;
Er fand sein Volk mit Spieß und Stangen,
Doch zag und ratlos vor dem Feinde liegen.
Der große Hans Narr warf dort Bein und Arme
Mit tollem Prahlen in die Luft empor,
Daß rasch dem Heldenkind das warme
Zornrosenblut im Herzen gor.

Des Konigs Waffenlast verschmahend,
Trat er hervor, mit Gott allein im Bunde,
Und einen weißen Stein erspahend
Aus eines Bachleins hellem Silbergrunde,
Tat er den Wurf, des Riesen Stirne klaffte,
Es war aus blauer Luft des Blitzes Schlag!
Wie lacht' er schon, als der Erschlaffte
Hauptlos zu seinen Fußen lag!

Der Dank, den David hat empfangen,
Steht in den alten Schwarten aufgeschrieben:
Nach seinem Tod ein schwarz Verlangen,
In Not und Irrsal wurd er umgetrieben.
Das Angesicht zum Herren aufgewendet,
Sang er des Grames Lied ohn Unterlaß;
Doch hat das Spiel noch gut geendet,
Als auf dem Thron der Feldhirt saß.

PARTEIGANGER

Gefallen sind die Hiebe,
Verflogen Staub und Rauch,
Und süße Bruderliebe
Bluht wieder an jedem Strauch!
Hin ist so mancher Brave,
Und blokend ziehn die Schafe
Zum Pferch nach altem Brauch.

Nun singt in allen Pfannen
Der fette Siegesbrei;
So reit ich denn von dannen,
Die Straßen sind ja frei!
Und winkt ein Schank an Wegen,
Will ich hinein mich legen
Und sehn, was Ruhen sei!

Ich bin als heißer Zecher
Auf einen Trunk erpicht;
Doch füllen meinen Becher
Wohl Tranen Christi nicht –
Ich trink nur herbe Reben
Und laß im Herben leben
Mein Schatzel derb und schlicht!

Ich bin ein wilder Reiter,
Auch beißt und schlägt mein Gaul;
Ich bin ein grober Streiter
Und führ ein grobes Maul;
Und sind auch allerwegen
Mir rostig Schild und Degen –
Drein schlag ich drum nicht faul!

Und ist der Streit geendet
Und ist die Tat getan,
Mag ich, wie's auch sich wendet,
Doch keinen Lohn empfahn!
Will nicht im Rate tagen,
Will Ketten nicht und Kragen,
Die stehen mir nicht an.

So sitz ich in der Schenke
Zur braunen Distel wert,
Weil draußen an der Tranke
Gesattelt steht das Pferd;
Ich lach der neuen Herren,
Die an der Beute zerren,
Und lockre still mein Schwert.

IM MEER

Der Himmel hangt wie Blei so schwer
Dicht auf dem wildempörten Meer;
Ein englisch Segel, fast die Quer,
Schießt wie ein Pfeil darüber her.

Ein Messer, so das Meer sich schliff,
Da starrt ein scharfes Felsenriff
Und schlitzt das Engelländerschiff;
Das Meer tut einen guten Griff.

Viel tausend Bibeln sind die Fracht,
Die sinken in die Wassernacht;
Schon hat in blanker Schuppentracht
Das Seevolk sich herbeigemacht.

Da wimmelt es von Lurch und Fisch,
Sie sitzen am Korallentisch,
Her schießt der Leviathan risch:
Was ist das für ein Flederwisch?

Die Seeschlang als die Konigin
Kommt auch und blattert her und hin,
Sie putzt die Brill und liest darin
Verkehrt und findet keinen Sinn.

Sie ziehn den Steuermann empor
Und halten ihm die Bibel vor;
Doch der zu schweigen sich verschwor –
Das Meer durchbraust sein taubes Ohr.

MÖNCHSPREDIGT

Es schlägt ein Mönch aufs Kanzelbrett
Und macht gar schlimme Witze;
Sein Hals ist kurz, der Atem fett,
Sein Wort voll roter Hitze.

Er endet just, mit glühndem Hauch
Die Holle heiß zu schildern;
« Gott selber », schreit er, « wollt er auch,
Kann jene Qual nicht mildern!

« Gott schloß der Hölle schwarz Portal
Und hat den Schlüssel verloren!
Solange Gott lebt, lebt die Qual,
Das ist euch zugeschworen! »

Er rief's; der bose Schwaden steigt
Aus seinen Eingeweiden;
Still ruhrt der Schlag – der Lastrer schweigt
Und endet ohne Leiden.

Ihr Christenleute, zittert nicht
Ob seinen wilden Scherzen!
Die Qual ist aus, die Holle bricht,
Sie brach mit seinem Herzen!

Uns ist auf seiner fahlen Stirn
Ein guter Trost erworben:
Der bose Gott in seinem Hirn
Ist still mit ihm verdorben!

TAFELGÜTER

Herr Stoßenwolf von Gevaudan,
Der Bischof, sitzt bei Tische;
Er bietet seinen Gasten an
Die allerschonsten Fische.

Das Haupt des Ebers stellt sich dar
Untadelig geraten;
Dann aber folgen, Paar auf Paar,
Absonderliche Braten.

Zwei Hasen kommen ohne Kopf
Auf Silber angefahren,
Marmotten sind im guldnen Topf,
Doch schwanzlos zu gewahren.

Dem Birkhuhn fehlt ein Flugel hier,
Ein Schenkel dort dem Hahne;
Mit arg zerzauster Federzier
Schaun traurig die Fasane.

Dem jungen Reh ist das Genick
Verdreht und ganz zerschmissen,
Und wie mit Klaun ein gutes Stück
Vom Ziemer weggerissen.

Doch alles ist mit feiner Kunst
Bereitet nach der Sitte;
Der König Heinrich schlürft den Dunst,
Vom Frankenreich der Dritte.

Er schlürft und ißt sich schweigend satt;
Doch als er nun gegessen,
Ruft er: « Ich glaub, der Teufel hat
Vor uns zu Tisch gesessen! »

Der Bischof lacht: « Vergebung, Sire!
So schlimm ist's nicht beschaffen!
Nur meine Jager naschen mir
Von allem, was sie raffen!

« Die Adler sind's im Bergrevier;
An jenen Felsenkronen
Hängt Horst an Horst, wo dienstbar mir
Die wilden Vögel wohnen.

« Bei jedem Nest klebt an der Wand
In Ritzen still ein Bauer,
Mit einem Knüppel in der Hand,
Und halt sich auf der Lauer.

« Ist dann das Wildpret eingetan
Vom alten Adlerpaare,
So macht sich jener flugs daran,
Sobald nur fort die Aare.

« Er kapert von dem blut'gen Stein
Das Beste mir zuhanden;
Zuweilen fallt ein Bauerlein
Sich freilich auch zuschanden.

« Damit die Brut nicht flügge wird,
Schließt man sie fest am Felsen,
Bis sich ein neu Geschlecht gebiert
Mit nackten Hungerhalsen.

« Und rastlos fliegen ab und zu
Die alten um die Nahrung.
So uben wir in aller Ruh
Des Nutzens kluge Wahrung. »

Da schreit der Konig Sausewind
Und schlägt sich an die Hüften:
« Hie zeigt es sich, was Pfaffen sind!
Wir schinden nur das Menschenkind,
Doch sie den Aar in Luften! »

TOD UND DICHTER

TOD:

Deiner bunten Blasen Kinderfreude
Hängt und bricht an meiner Sensenschneide,
Wirf zur Seite nunmehr Rohr und Schaum,
Mache dich auf – aus ist der Traum.

DICHTER:

Halte weg die Sense! Lasse steigen
Meiner Irisballe bunten Tanz!

TOD.

Schon an meinem Schadel platzt der Reigen,
Und ein Ende nimmt der Firlefanz!

DICHTER:

Laß! ich will dich als das Beste preisen,
Trost und Labsal alles Menschentumes!

TOD:

Nicht bedarf ich Schrecklicher des Ruhmes;
Spare deine falschen Schmeichelweisen!

DICHTER:

Weh, noch schuld ich manche schöne Pflichten!

TOD:

Reif genug schon bist du den Gerichten!

DICHTER

Doch die lieblichste der Dichtersünden
Laßt nicht büßen mich, der sie gepflegt:
Süße Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bittre Erde sie nicht hegt!

TOD:

Warum hast du solchen Spaß getrieben,
Schemen zu ersinnen und zu lieben?

DICHTER:

Sind sie nicht auf diesem kleinen Sterne,
Bluhn sie doch wo in der Weltenferne,

Blut von meinem Blute; zu verderben
Bin ich nicht, eh jene sterben!

TOD:

Ei, da fahr ich hin, sie wegzumähen,
Und sie müssen gleich mit dir vergehen!

DICHTER:

Hui! da fahrt er hin ins Unermeßne,
Und ich bin der gluckliche Vergeßne,
Spiele weiter in des Lebens Fluten,
Bis er findet jene schonen Guten!

STILLES ABENTEUER

In dem Winkel einer Schenke saßen
Einstmals Jager nach vollbrachtem Jagen.
Sie erzahlten sich die feinen Künste,
Wie des Wildes Heimlichkeit zu sehen,
Alle Kreatur sei zu beschleichen.
Als sie nun nicht ihrem Witz alleine,
Sondern auch dem Gluck erkenntlich waren,
Griff ein alter Schlingel nach dem Faden
Des Gesprächs und zog ihn an sich, gleich der
Schnur, mit der ein Netz man zuzieht.
Ein erlebtes Jugendabenteuer
Bracht er vor mit schlauen Blinzeläuglein,
Daß die Kopfe sie zusammensteckten
Und die Pfeifen bald erkalten ließen:

« Wohl, ich saß im hohen Eschenbaume,
In dem Kronenbusche still verborgen;

Unterm Baume lag ein schones Weibchen
Auf dem sonnbeglanzten Sand im Bade,
Auf dem Rücken lag sie unbeweglich,
Mit dem Kopfchen auf dem warmen Ufer,
Ihre Arme reglos drum geschlungen.
Doch die kleinen Fuße, sie verschwanden
In dem blauen Purpur des Gewassers;
Aber sichtbar wurde schon das Leuchten
Ihrer Knie durch das bewegte Wasser,
Und wie Glas auf ihrem weißen Schoße
Unablassig floß die Welle weiter,
Und die Silberfischchen schwammen ruhig
Über ihre Huften hin, erblinkend,
Wenn sie steuernd ihre Flossen regten.

Auf des Stromes hellbeglänzte Breite
Sah die Schone mit halboffnen Augen.
Kahl und einsam lag das andre Ufer,
Nicht ein menschlich Wesen zu erspähen.

Doch auf einmal kam ein Schiff gefahren
Mitten auf des Stromes heitrem Glanze;
Und ich sah das Schiff und sah die Schöne.
Sachte, sachte schloß sie beide Augen,
Nicht sich regend, bis das Schiff vorüber.
Und die Schiffer fuhren in die Ferne,
Nur nach ihrem Ziel den Sinn gewendet. –

Triumphierend lachelte die Holde;
Denn das Äußerste zu wagen und ihm
Zu entgehen, lieben oft die Frauen.
Doch sie ahnte nicht, daß ihr zu Häupten
Sie belauscht ein arger Entenjäger,
Den das Glück auf jenen Baum getrieben;
Und ich mußte mich zusammenfassen,
Nicht wie reife Frucht vom Baum zu fallen,

Wahrend ich in meinem Sinn erdauert',
Was zum Heil der Schonen zu beginnen?
Schweigen, fand ich, ist das Heil fur alle;
Wenn ich schweig von dem, was ich gesehen,
Ist mir wohl und ihr nicht weh geschehen! »

EHESCHEIDUNG

(Amerikanisch)

Zum Pfaffel kam ein Pärchen und schrie:
« Geschwind und laßt uns frein!
Wir konnen keinen einzigen Tag
Mehr ohne einander sein! »

Und aber ein Jahrlein kaum verstrich,
Sie liefen herbei und schrien:
« Herr Pfarrer, trennt und scheidet uns,
Laßt keine Minute fliehn! »

Das Pfafflein runzelte sich und sprach:
« Macht euch die Scham nicht rot?
Wir haben es alle drei gelobt,
Euch trenne nur der Tod! »

« Rot macht die Scham, doch Reue blaß!
Herr Pfarrer, gebt uns frei! »
Der Mann bot einen Dollar dar,
Die Frau der Dollars zwei.

Da tat das Pfaffel zwischen sie
Ein Kätzlein, heil und ganz;
Der Mann, der hielt es bei dem Kopf,
Die Frau hielt es am Schwanz.

Mit seinem Küchenmesser schnitt
Der Pfarr die Katz entzwei:
« Es trennt, es trennt, es trennt der Tod! »
Da waren sie wieder frei.

UNTERGEHENDE LIEBE

Abend war's, ich stand am Ufer,
Wo die Wellen freudig rauschten
Und, vom Suden her gewaltig
Hergeeilt, am Strand erschaumten.
Violett war ihr Gewand,
Doch sie trugen rote Kronen,
Die von Haupt zu Haupt sie warfen,
Klangvoll ineinander fließend.
Durch der Wolken wildes Jagen,
Einsam, sah der Abendstern,
Glanzend, wie der Schönheit Auge,
Groß ergluhend, wie die Sehnsucht.

Und ich sagte zu den Wellen:
Noch so laut und fleißig seid ihr?
Doch ich seh nicht, was ihr schaffet,
Denn kein Segel ist zu finden,
Weil es Nacht wird und die müde
Sorgenvolle Woche hingeht!

Und sie riefen laut erbrausend:
« Feierabend ist's, wir tanzen
Eben noch für uns ein Tanzchen!
Wie der Hirt den Schnitterinnen
Abendlich den Reigen blaset,

Also spielt der wilde Bruder
Uns, der heiße Fohn, zum Tanze,
Und er darf uns alle küssen!
In der Freiheit, in der Freude
Schlagen wir fur uns ein Stundchen!
Wollt ein Schiff uns jetzt befahren,
Mußt es untergehn und brechen!
Und wir raten dir nicht minder:
Freiheit gib auch du den Wellen
Deines Blutes einmal wieder!
Laß das Schifflein untergehen
Mit dem schweren goldnen Bilde,
Mit der ungeschlachten Schiff'rin,
Die dein wogend Herz befahrt
Schon so lang und es bedruckt!
Laß die Furcht und laß die Hoffnung
In emporter Flut versinken
Und erfreue dich der Freiheit! »

Ach! die allzutreuen Wellen
Meines unterjochten Blutes
Wollen es nicht sinken lassen;
Immer taucht empor es wieder,
Triumphierend fahrt's empor,
Schiff und Bild, ach, Schiff und Gotzin!
Einzig hilft, es rasch entheben
Und es in der Luft erwürgen!

Also tat ich in der Nacht,
Still in einer Fruhlingsnacht.
Einen schwachen Seufzer hort ich,
Deutlich, wie aus weiter Ferne;
Denn von den Betorten endlich
Auch einmal vergessen werden,
Tut den Vielgeliebten weh,
Und sie fühlen's in der Ferne.

WARDEINS BRAUTFAHRT

« Hier ist die Brücke, da der Fluß,
Mein Lieb, nun gib die Hand!
Ein freundlich Lacheln sei der Gruß:
Das ist mein Heimatland!

Ein Maßlieb bluht am Markstein hier –
Siehst du das Blumchen gern?
Zum Willkomm pfluck und geb ich dir
Den hold bescheidnen Stern!

Die duftig blauen Hugel dort,
Schau, werden mahlich braun;
Schon siehst du dran nach Gottes Wort
Das Volk die Scholle baun.

So komm! Das Land ist schon und gut,
Die Leute recht und schlecht;
Doch leidet wo unschuldig Blut,
So wird es auch gerächt.

Wer redlich handelt, der gewinnt,
Die Untreu bringt den Tod!
So komm, bist du nur treu gesinnt,
Und brich mit mir das Brot!

Mit Linnen decke weiß den Tisch!
Frau Ehre kommt als Gast,
Sie teilt einst unter dem Rasen frisch
Zu dritt mit uns die Rast! »

So sprach zum jungen Eheschatz
Der strenge Herr Wardein.
Er ruhte bald am stillen Platz
Im Rasen – doch allein!

AUS EINEM ROMANE

I

Verlornes Recht, verlornes Glück

Recht im Glücke! goldnes Los,
Land und Leute machst du groß!
Gluck im Rechte, frohlich Blut,
Wer dich hat, der treibt es gut!

Recht im Ungluck! herrlich Schaun,
Wie das Meer im Wettergraun!
Gottlich grollt's am Klippenrand,
Perlen wirft es auf den Sand!

Einen Seemann, grau von Jahren,
Sah ich auf den Wassern fahren,
War wie ein Medusenschild
Der erstarrten Unruh Bild.

Und er sang: «Viel tausendmal
Glitt ich in das Wellental,
Fuhr ich auf zur Wogenhoh,
Ruht ich auf der stillen See!

Und die Woge war mein Knecht,
Denn mein Kleinod war das Recht;
Gestern noch mit ihm ich schlief –
Ach, nun liegt's da unten tief!

In der dunklen Tiefe fern
Schimmert ein gefallner Stern;
Und schon ist's wie tausend Jahr',
Daß das Recht einst meines war.

Wenn die See nun wieder tobt,
Keiner mehr den Meister lobt:
Hab ich Gluck, verdien ich's nicht,
Gluck wie Ungluck mich zerbricht! »

2

In der Trauer

I

Klagt mich nicht an, daß ich vor Leid
Mein eigen Bild nur konne sehen!
Ich seh durch meinen grauen Flor
Fern euere Gestalten gehen.

Und durch den starken Wellenschlag
Der See, die gegen mich verschworen,
Geht mir von euerem Gesang,
Wenn auch gedampft, kein Ton verloren.

Und wie die müde Danaide wohl,
Das Sieb gesenkt, neugierig um sich blicket,
So schau ich euch verwundert nach,
Besorgt, wie ihr euch fugt und schicket!

II

Ich kenne dich, o Unglück, ganz und gar
Und sehe jedes Glied an deiner Kette!
Du bist vernünftig, zum Bewundern klar,
Als ob ein Denker dich geordnet hätte!

Nicht mehr noch weniger hat mir gebührt,
Mir ist gerecht die Schale zugemessen;
Und dennoch hab ich bittrer sie verspürt,
Als niemals ich getrunken noch gegessen.

Jetzt aber bring ich leichter sie zum Mund,
Als einst die mude Seele noch wird wissen;
Der quellenklare Perltrank ist gesund,
Ich lieb ihn drum mit durstendem Gewissen!

III

Ein Meister bin ich worden
Zu weben Gram und Leid;
Ich webe Tag' und Nachte
Am schweren Trauerkleid.

Ich schlepp es auf der Straße
Muhselig und bestaubt;
Ich trag von spitzen Dornen
Ein Kranzlein auf dem Haupt.

Die Sonne steht am Himmel,
Sie sieht es und sie lacht:
Was geht da fur ein Zwerglein
In einer Konigstracht?

Ich lege Kron und Mantel
Beschämt am Wege hin
Und muß nun ohne Trauer
Und ohne Freuden ziehn!

MELANCHOLIE

Sei mir gegrüßt, Melancholie,
Die mit dem leisen Feenschritt
Im Garten meiner Phantasie
Zu rechter Zeit ans Herz mir tritt!

Die mir den Mut, wie eine junge Weide,
Tief an den Rand des Lebens biegt,
Doch dann in meinem bittern Leide
Voll Treue mir zur Seite liegt!

Die mir der Wahrheit Spiegelschild,
Den unbezwungnen, halt empor,
Daß der Erkenntnis Trane schwillt
Und bricht aus dunklem Aug hervor;
Wie hebst das Haupt du streng und strenger immer,
Wenn ich dich mehr und mehr vergaß
Ob larmendem Geräusch und Flimmer,
Die doch an meiner Wiege saß!

Wie hängt mein Herz an eitler Lust
Und an der Torheit dieser Welt!
Oft mehr als eines Weibes Brust
Ist es von Außenwerk umstellt,
Und selbst den Trost, daß ich aus eignem Streben,
Was leer und nichtig ist, erkannt,
Nimmst du und hast mein stolz Erheben
Zu Boden alsobald gewandt,

Wenn du mir lächelnd zeigst das Buch
Des Königs, den ich oft verhohnt,
Aus dem es, wie von Erz ein Fluch,
Daß alles eitel sei! ertont.
Und nah und ferne hör ich dann erklingen
Gleich Narrenschellen ein Getön –
O Gottin, laß mich dich umschlingen,
Nur du, nur du bist wahr und schon! –

Noch fühl ich dich so edel nicht,
Wie Albrecht Dürer dich geschaut:
Ein sinnend Weib, von innerm Licht
Erhellt, des Fleißes schönste Braut,

Umgeben reich von aller Werke Zeichen,
Mit milder Trauer angetan;
Sie sinnt – der Damon muß entweichen
Vor des Vollbringens reifem Plan!

EIN BERITTENER

Ein Häuptling ritt geehrt im Land,
Gleich einem der Propheten;
Als er im Feld sich einsam fand,
Hub er den Arm zu beten:

« Mich traf das Übel Schlag auf Schlag,
Es war ein wildes Toben;
Als schuldig ich im Staube lag,
Hab ich mich selbst erhoben!

« Es wußte keiner, daß ich lag,
Als du, o Herr, dort oben!
Und für dein Schweigen diesen Tag
Will ich dich Stillen loben! »

Da hallt' es durch den Äther rein:
« Dein Lob, nicht kann's mir taugen;
Wenn du dich schamst, ein Mensch zu sein,
So reit mir aus den Augen! »

STUTZENBART

Herrlich in der Maienzeit
Blaut des Himmels Kläre –
Halt zum Opferdienst bereit
Nun die blanke Schere!

Durch das offne Fenster ziehn
Schon des Bartes Flocken
Schimmernd weiß; ach: hin ist hin!
Singt die Norn' am Rocken.

Welch ein winterlich Gespinst
Hat sie dir gesponnen!
Und da fliegt der Reingewinnst
Deiner Lebenswonnen!

Aber sieh! wie feierlich
In die Hoh sie schweben,
All die Flocklein! Will zu sich
Sie der Äther heben?

Und am Ende sollst du gar
Noch ein Heil'ger werden,
Dessen Bart- und Lockenhaar
Man verehrt auf Erden?

Jetzt, mit Blüten untermischt,
Tanzen sie im Winde;
Doch was zwitschert, pfeift und zischt
Dort für ein Gesinde?

Fink und Schwalbe, Star und Spatz –
Wie das flirrt und flattert! –
Haben bald den Silberschatz
Deines Haupts ergattert!

Fliegen mit dem teuren Gut
Heim nach allen Seiten,
Für die weich beflaumte Brut
Schnod das Nest zu breiten.

Und was würdig hat umwallt
Deine weisen Lippen,
Dient dem Haus- und Ehehalt
Leichter Vogelsippen!

Lächle denn durch Blut und Blatt,
Schönster Frühlingsmorgen!
Darf ja, wer den Schaden hat,
Für den Spott nicht sorgen!

AUF DEM BERGE

Von Keller unveröffentlichtes Gedicht aus dem Jahre 1843.

I

Wie sich die Gefilde dehnen
Weit ins unermeßne Blau,
Zieht mich ein gewaltig Sehnen
Mächtig über Tal und Au.

Silberströme seh ich blinken,
Spiegelglatte Seen auch,
Und der Menschen Städte winken
Fernher aus verworrnem Rauch.

Wälder, Wiesen, Fruchtgelände
Ruhen still im Mittagsschein,
Hohen, Tiefen ohne Ende
Schließen fromme Dörflein ein.

Uber all die Herrlichkeiten
Gießt die Sonn' ein Liebesmeer,
Von dem Nahen, von dem Weiten
Glanzen Strahlen zu mir her.

Konnt ich doch, in Luft zerronnen,
Wogen auf dem weiten All,
Ganz vom Sonnenlicht durchsponnen
Schweben über Berg und Tal,

Bald ins blaue Meer mich tauchen
Und zu fernen Inseln fliehn,
Bald in Garten Balsam hauchen,
Bald auf hohen Alpen ziehn,

Nachtlich zu den Sternen schweben
Hoch und hoher stets hinauf –
Und zuletzt das leichte Leben
Leis in Äther losen auf!

2

Laß, o Dichter, solche Träume!
Sie vergehen mit dem Wind.
Du versteigest dich in Raume,
Die dir nie erreichbar sind.

All die herrlichen Gefilde
Dort im goldnen Sonnenlicht
Sind nur leere Traumgebilde
Und verwirklichen sich nicht.

Gramvoll würd' dein Auge schweben
Ob dem weiten, schönen Rund,
Wüßtest du, welch qualvoll Leben
Siecht und kümmert auf dem Grund.

Steig hinunter in die Städte,
Die so blendend vor dir stehn:
Bald wird in dem Jammerbette
Alles Träumen dir vergehn.

In die Dorflein steige nieder,
Wo die fromme Armut wohnt
Und wo arbeitsmüde Glieder
Harte Schmach und Knechtschaft lohnt.

Jene reichen Fruchtgelände,
Ganz vom Segen ubertaut,
Sind durch schwielenvolle Hände
Nur für Schlemmer angebaut.

Auf dem blauen Meer schiffen
Christen mit mordsücht'gem Sinn,
Würgen kalt mit Geiersgriffen
Kindlich reine Heiden hin.

In den Gärten spreizt der Hochmut
Ungestraft den Pfauenschwanz.
Ach! der Volker bestes Herzblut
Duftet aus dem Rosenglanz.

Abwärts, abwärts sollst du streben,
Folge treu des Jammers Lauf:
Wohl löst dann dein Dichterleben
Klagend sich in Tränen auf.

POETENTOD

Der Herbstwind rauscht; der Dichter liegt im Sterben,
Die Blätterschatten fallen an der Wand;
An seinem Lager knien die zarten Erben,
Des Weibes Stirn ruht heiß auf seiner Hand.

Mit dunklem Purpurwein, darin ertrunken
Der letzten Sonne Strahl, netzt er den Mund;
Dann wieder rückwärts auf den Pfuhl gesunken,
Tut er den letzten Willen also kund:

« Die ich aus luft'gen Klängen aufgerichtet,
Vorbei ist dieses Hauses Herrlichkeit;
Ich habe ausgelebt und ausgedichtet
Mein Tagewerk und meine Erdenzeit.

Das keck und sicher seine Welt regierte,
Es bricht mein Herz, mit ihm das Konigshaus;
Der Hungerschlucker, der die Tafel zierte:
Der Ruhm, er flattert mit den Schwalben aus.

So löschet meines Herdes Weihrauchflamme
Und zündet wieder schlechte Kohlen an,
Wie's Sitte war bei meiner Vater Stamme,
Vor ich den Schritt auf dieses Rund getan!

Und was den Herd bescheidnen Schmuckes kränzte,
Was sich an alter Weisheit um ihn fand,
In Weihgefaßen auf Gesimsen glänzte,
Streut in den Wind, gebt in der Juden Hand:

Daß meines Sinnes unbekannter Erbe
Mit find'ger Hand, vielleicht im Schülerkleid,
Auf offnem Markte ahnungsvoll erwerbe
Die Heilkraft wider der Vernachtung Leid.

Werft jenen Wust verblichner Schrift ins Feuer,
Der Staub der Werkstatt mag zugrunde gehn!
Im Reich der Kunst, wo Raum und Licht so teuer,
Soll nicht der Schutt dem Werk im Wege stehn!

Dann laßt des Gartens Zierde niedermähen,
Weil unfruchtbar; die Lauben brechet ab!
Zwei junge Rosenbaumchen lasset stehen
Fur mein und meiner lieben Frauen Grab!

Mein Lied mag auf des Volkes Wegen klingen,
Wo seine Banner von den Türmen wehn;
Doch ungekannt mit mühsalschwerem Ringen
Wird meine Sippschaft dran vorubergehn! »

Noch überläuft sein Angesicht, das reine,
Mit einem Strahl das sinkende Gestirn;
So gluht' noch eben in dem Purpurscheine,
Nun starret kalt und weiß des Berges Firn.

Und wie durch Alpendämmerung das Rauschen
Von eines späten Adlers Schwingen webt,
Ist in der Todesstille zu erlauschen,
Wie eine Geisterschar von hinnen schwebt.

Sie ziehen aus, des Schweigenden Penaten,
In faltige Gewande tief verhüllt;
Sie gehn, die an der Wiege einst beraten,
Was als Geschick sein Leben hat erfullt:

Voran, gesenkten Blicks, das Leid der Erde,
Verschlungen mit der Freude Traumgestalt,
Die Phantasie und endlich ihr Gefahrte,
Der Witz, mit leerem Becher, still und kalt.

POETENTOD

Erste Fassung des Gedichtes «Poetentod» vom Jahre 1845
In «Gedichte» Heidelberg 1846 veroffentlicht.

Der Herbstwind zieht, der Dichter liegt am Sterben,
Die Wolkenschatten jagen an der Wand;
An seinem Lager knien die zarten Erben,
Des Weibes Stirn ruht heiß auf seiner Hand.

Darin ein flücht'ger Abendstrahl ertrunken,
Mit dunklem Purpurwein netzt er den Mund;
Und wieder rückwärts auf den Pfuhl gesunken,
Tut er den letzten Willen also kund:

« Die ich aus Wunderklängen aufgerichtet,
Vorbei ist dieses Hauses Herrlichkeit!
Ich habe ausgelebt und ausgedichtet
Mein bluhend Lied, dich, meine Erdenzeit!

Das stolz und machtig diese Welt regierte,
Es bricht mein Herz, mit ihm das Konigshaus!
Der Gastfreund, der die edlen Hallen zierte,
Der Ruhm wallt mit dem Leichenzug hinaus.

Dann loschet meines Herdes helle Flamme
Und zündet wieder stille Kohlen an,
Wie's Sitte war bei meiner Väter Stamme,
Eh ich den Schritt auf dieses Rund getan.

Und was den Herd in schönen Formen zierte,
Was sich an alter Weisheit um ihn fand,
Die heil'gen Schriften, die ich bei mir führte,
Streut in den Wind, gebt in der Juden Hand:

Daß meines Geistes namenloser Erbe
Mit klarem Aug, im leichten Schulerkleid,
Auf offnem Markt sich ahnungsvoll erwerbe,
Was ich in Sternennachten eingeweiht.

Nur meine Rosengärten lasset stehen,
Bis auch mein herrliches Poetenweib
Im nachsten Lenze wird zur Ruhe gehen,
Den Blumen schenkend ihren schonen Leib.

Dann aber maht die Rosenbüsche nieder
Und brechet meine grünen Lauben ab!
Der Boden trage Kohl und Ruben wieder –
Nur eine Rose laßt auf meinem Grab!

Mein Lied wird siegreich durch die Lande klingen,
Ein Banner, von den Hohn der Erde wehn;
Doch ungekannt, mit muhsalschwerem Ringen
Wird meine Sippe dran vorubergehn.

Drum sollt ihr meinem Sohn das Leben grunden,
Gebt ihm ein Handwerk oder auch ein Schwert,
Und meine Tochter laßt den Freier finden,
Der sie in Lieb und Treuen redlich nährt.

Gebt jenen Band verblichner Schrift den Flammen,
's ist meiner Jugend greller Widerschein;
Die Asche und mein Lorbeerreis zusammen
Liegt mir zu Häupten dann im Totenschrein!

Arm, wie ich kam, soll man hinaus mich tragen!
Den Lorbeer nur will ich mit Zaubermacht
Als Wünschelrute an die Sterne schlagen
Nach neuen Klängen aus der Strahlenpracht! » –

Noch überläuft sein Angesicht, das reine,
Mit einem Strahl das sinkende Gestirn –
So gluhte eben noch im Rosenscheine,
Nun starret kalt und weiß des Berges Firn.

Und wie das Schneegebirg, erlöscht, verblichen,
Zum Himmel raget zwischen Tag und Nacht,
Der letzte Nachhall übers Tal gestrichen,
Dann tiefe Stille auf den Landen wacht:

Die ganze Größe dieses schönen Spieles
Liegt in der engen Totenkammer nun,
Wo Weib und Kinder, stumm, voll Wehgefühles,
Verlassen um die Dichterleiche ruhn!

Und wie durch Alpendämmerung das Rauschen
Von eines späten Adlers Flügeln weht:
Ist in der Totenstille zu erlauschen,
Wie eine Geisterschar von hinnen geht.

Sie ziehen aus, des Seligen Penaten,
In reiche Prachtgewänder tief verhullt;
Sie gehn, die an der Wiege schon beraten,
Was er in Liedern dann so schon erfüllt.

Voran, gesenkten Blicks, das Leid der Erde,
Verschlungen mit der Freude Traumgestalt,
Die Phantasie, und endlich ihr Gefahrte,
Der Witz, mit leerem Becher, stolz und kalt.

AN GEORGE SAND

Von Keller nicht veroffentlichtes Gedicht aus dem Jahre 1845

Ich denke oft ans große Meer
Und hab es nie geschaut;
Und hab ihm doch so lange schon
Mein kleines Leid vertraut!
Das macht: ich kenn es besser
Als mancher Seemann wohl,
Wie man in seine Tiefe
Mit Andacht schauen soll.

Und fern mir, wie die Meeresflut,
Geht deines Herzens Schlag,
Den innerlich in stiller Nacht
Ich lauschend horen mag!
Es ist dein Herz ein Spiegel,
Von Erdduft uberhaucht,
Darein Gott oft beschaulich
Und tief sein Auge taucht!

AN JUSTINUS KERNER

Erwiderung auf sein Lied «Unter dem Himmel».
Morgenblatt 1845

Laßt mich in Gras und Blumen liegen
Und schaun dem blauen Himmel zu,
Wie goldne Wolken ihn durchfliegen,
In ihm ein Falke kreist in Ruh.

Die blaue Stille stort dort oben
Kein Dampfer und kein Segelschiff,
Nicht Menschentritt, nicht Pferdetoben,
Nicht des Dampfwagens wilder Pfiff.

Laßt satt mich schaun in dieser Klarheit,
In diesen stillen, sel'gen Raum:
Denn bald konnt werden ja zur Wahrheit
Das Fliegen, der unsel'ge Traum.

Dann flieht der Vogel aus den Luften,
Wie aus dem Rhein der Salmen schon,
Und wo einst singend Lerchen schifften,
Schifft gramlich stumm Britannias Sohn.

Schau ich zum Himmel, zu gewahren,
Warum's so plotzlich dunkel sei,
Erblick ich einen Zug von Waren,
Der an der Sonne schifft vorbei.

Fuhl Regen ich beim Sonnenscheine,
Such nach dem Regenbogen keck,
Ist es nicht Wasser, wie ich meine,
Wurd in der Luft ein Ölfaß leck.

Satt laßt mich schaun vom Erdgetummel
Zum Himmel, eh es ist zu spat,
Wann, wie vom Erdball, so vom Himmel
Die Poesie still trauernd geht.

Verzeiht dies Lied des Dichters Grolle,
Traumt er von solchem Himmelsgraus,
Er, den die Zeit, die dampfestolle,
Schließt von der Erde lieblos aus.

Justinus Kerner.

Dein Lied ist rührend, edler Sänger,
Doch zürne dem Genossen nicht,
Wird ihm darob das Herz nicht bänger,
Das, dir erwidernd, also spricht:

Die Poesie ist angeboren,
Und sie erkennt kein Dort und Hier;
Ja, ging die Seele mir verloren,
Sie fuhr zur Holle selbst mit mir.

Inzwischen sieht's auf dieser Erde
Noch lange nicht so graulich aus,
Und manchmal scheint mir, daß das: Werde!
Erton erst recht dem « Dichterhaus ».

Schon schafft der Geist sich Sturmesschwingen
Und spannt Eliaswagen an;
Willst traumend du im Grase singen,
Wer hindert dich, Poet, daran?

Ich gruße dich im Schäferkleide,
Herfahrend, – doch mein Feuerdrach
Tragt mich vorbei, die dunkle Haide
Und deine Geister schaun uns nach.

Was deine alten Pergamente
Von tollem Zauber kund dir tun,
Das seh ich durch die Elemente
In Geistes Dienst verwirklicht nun.

Ich seh sie keuchend glühn und sprühen,
Stahlschimmernd bauen Land und Stadt,
Indes das Menschenkind zu blühen
Und singen wieder Muße hat.

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot kàm hergefahren –
Wer möchte da nicht Fahrmann sein?

Dann bog ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord, von Kranzen schwer,
Und gosse langsam meinen Becher
Hinab in das verlaßne Meer.

DER KRANZ

Der Frühling ging durchs reiche Schwabenland
Und mit ihm Ludwig Uhland, an der Hand
Die treue Gattin; denn es kam zu wandern
Der teure Mann von einem Ort zum andern.

Mag's mit dem Recht in Stuttgart nicht gelingen,
Will lehrend er ins Herz der Jugend dringen
Zu Tubingen am alten Musensitz,
Umleuchtet noch von hellem Geisterblitz.

So wallt das Paar still und getrost dahin,
Wo Täler weiß im Schnee der Bäume blühn;
Doch sieh! beim Steine, der die Markung kündet,
Steht eine Schar von Freunden treu verbündet.

Die Kampfgenossen fur des Volkes Rechte,
Sie harren sein mit einem Kranzgeflechte
Von dichtem Lorbeer, glänzend frisch und grün,
Den reichen sie dem Sanger hold und kühn.

Ein letzter Kuß! Der letzte Becher blinkt,
Und ferne schon die Hand zum Scheiden winkt;
Dem Meister glanzt das Aug, das lebenswarme,
Und Frau und Kranz fuhrt er am rechten Arme.

Sie wandeln bald in einem lichten Walde
Von großen Eichen an der sanften Halde;
Wie steht so fest und frei der edle Hain,
Und überall blaut noch der Himmel drein!

Hoch oben kreist der Falk im Sonnenlicht,
Das durch das Gitterwerk der Zweige bricht,
Und Uhland, schreitend im geweihten Raume,
Tritt unversehns zum nachsten Eichenbaume.

Rasch hangt er auf den Kranz, und schweigend wendet
Den Schritt er weiter; nur Frau Emma sendet
Traurig den Blick zurück, doch strahlend licht
Wird drauf ihr Aug, sieht sie den Mann so schlicht.

Tief schaut sie dieses reinen Goldes Hort
In seinem Herzen – doch mit keinem Wort
Wird sie benennen ihr beglückend Wissen
Von einem Schatz, den tausend Frauen missen.

Im Waldesdämmer an dem grauen Stamme
Verlassen glimmt des Lorbeers grüne Flamme.
Voruber zog das Wanderpaar schon lang,
Und laut erschallt im Hain der Vogelsang!

HAS VON ÜBERLINGEN

Es war der Has von Überlingen,
Der scheut' den Marzen wie den Tod;
Denn in die Glieder fuhlt' er dringen
Mit ihm des Alters leise Not.

Wann nun die Morgenlufte wehten
Nach letzten Hornungs Mitternacht,
Sah man ihn vor die Türe treten
Wie einen Krieger auf die Wacht.

Den Krebs geschnallt um Brust und Rücken,
Auf grauem Kopf den Eisenhut,
Umschient die Glieder ohne Lücken:
Das schien ihm fur den Marzen gut!

Den langen Degen an der Seite,
Die Halmbart in beschuhter Hand,
Erwartet' er den Feind zum Streite,
Bis sich erhellten See und Land.

« Hei, falscher Mars! willst du es wagen?
Dir sag ich ab und biete dir,
Auf Hieb und Stoß gerecht zu schlagen
Ums teure Leben, jetzt und hier!

Willst du an Herz und Mark mir greifen,
Du Tuckebold, so komm heran!
Ich lehre dich ein Liedlein pfeifen,
Du findest einen Martismann! »

Fuhr dann dem Alten rauh entgegen
Ein Staubgewolk im Sonnenschein,
Ein Schauer auch von Schnee und Regen,
So hieb und stach er mächtig drein.

Denn in dem Dufte sah er drohen
Den Gegner mit gezücktem Speer;
Drum schlug er, bis der Spuk entflohen,
Und blickte siegreich um sich her.

Ein Trunk von goldnem Rebenblute
Erquickt' ihn nach bestandnem Streit,
Und er genoß mit frohem Mute
Des Fruhlings neue Herrlichkeit.

So ging es denn nach seinem Willen;
Er schlug den Märzen Jahr um Jahr,
Bis einst am ersten Tag Aprillen
Sein tapfres Herz gebrochen war.

DAS WEINJAHR[1]

Rüstet die Kelter, die Kufen und Tonnen,
Denn es vergluhet ein seltenes Jahr!
Schon naht der Herbst, und es glastet die Sonne,
Wie sie geglastet den Sommer entlang!

Hört, im Gebirge, was Zeichen geschehen!
Gletscher, sie ebben wie Meere zurück,
Ihre blaugrünen Gewolbe zerschmelzen,
Grotten und Spalten so tief und so kuhl!

Trocken enthüllen sich felsige Gründe,
Die seit Jahrtausenden keiner geschaut,
Und aus der tiefsten und engsten der Klüfte
Leuchten gebleichte Gebeine herauf.

[1] Nach dem heißen Sommer des Jahres 1865 war im rhatischen Gebirge ein Gletscher so hinabgeschmolzen, daß man auf dem Grunde Gebein und Waffen fand, welche auf einen Bergubergang ligistischer Truppen zur Zeit des Dreißigjahrigen Krieges zuruckgefuhrt wurden.

Knochen des riesigen Vorweltsbären
Liegen gebrochen wie sprodes Glas,
Aber dazwischen die Rippen und Rohren
Eines in Waffen verschollenen Manns.

Und die verrostete Panzerschale,
Auch ein zerfressenes spanisches Schwert
Kunden den Krieger aus traurigen Tagen
Einer in Leiden zerklufteten Welt.

Noch mit den sämtlichen Zahnen gezieret
Starren die Kiefer im raumigen Helm,
Gleich einem Spielzeug neben des wilden
Baren gewaltigem Kopfgestell.

Sehet! unbändig schwellen die Trauben –
Rustet die Kelter und rustet den Krug! –
Jegliche Beer eine sonnige Klause,
Drinnen ein Glutelf brauet die Flut!

Zwei friedlose Gesellen, schlafen
Jene, in ewigen Frieden entrückt;
Aber die Wut und das Wahnen und Wagen
Hält noch die duldenden Lüfte erfullt.

Rüstet die Tonnen! Umfanget den starken
Reisigen Wein mit eisernem Band!
Mannern zerbricht er den stämmigsten Nacken,
Stürzet sie jahlings in Jammer und Qual!

Füllet die Krüge, doch trinket den Frieden,
Trinket das Licht, das dem Himmel entstrahlt!
Bindet die Herzen mit eisernem Willen,
Daß ihr entrinnet dem tödlichen Fall!

AROLEID

Im Wallis liegt ein stiller Ort,
Geheißen Aroleid;
Es seufzt ein Gram im Namen fort
Seit lang entschwundner Zeit.

Ein Berghirt hing in Todsgefahr
Am steilsten Firnenrand,
Ihn stieß hinunter dort der Aar,
Wo keiner mehr ihn fand.

Auf grüner Matte saß sein Weib;
Das Kind ins Gras gelegt,
Saß sie und schaut' mit starrem Leib
Hinuber, unbewegt,

Hinuber, wo im Dämmerblau
Der Berg zur Tiefe schwand
Und mit des Gipfels Silberau
So still am Himmel stand.

Voll bittrer Sehnsucht sprang sie auf
Und ging im Mattengrün
Mit schwankem Schritt und irrem Lauf
Und heißem Augenglühn.

Da schreit ein Kind, ein Flügel saust
Wohl über ihrem Haupt –
Mit ihrem Kind zur Höhe braust
Der Aar, der es geraubt!

Noch sieht das Wickelband sie wehn
In der kristallnen Luft,
Dann sieht sie's wie ein Pünktlein stehn
Im ferneblauen Duft,

Dann nichts mehr, nie, solang sie lebt! –
Sie nahm kein Trauerkleid;
Doch von dem Leid, das dort noch webt,
Der Ort heißt Aroleid.

DER NARR DES GRAFEN VON ZIMMERN

Was rollt so zierlich, klingt so lieb
Treppauf und -ab im Schloß?
Das ist des Grafen Zeitvertreib
Und stundlicher Genoß:
Sein Narr, annoch ein halbes Kind
Und rosiges Gesellchen,
So leicht und luftig wie der Wind,
Und trägt den Kopf voll Schellchen.

Noch ohne Arg, wie ohne Bart,
An Possen reich genug,
Ist doch der Fant von guter Art
Und in der Torheit klug;
Und was vergecken und verdrehn
Die zappeligen Hände,
Gerät ihm oft wie aus Versehn
Zuletzt zum guten Ende.

Der Graf mit seinem Hofgesind
Weilt in der Burgkapell',
Da ist, wie schon das Amt beginnt,
Kein Ministrant zur Stell';
Rasch nimmt der Pfaff den Narrn beim Ohr
Und zieht ihn zum Altare;
Der Knabe sieht sich fleißig vor,
Daß er nach Bräuchen fahre.

Und gut, als wär er's längst gewohnt,
Bedient er den Kaplan;
Doch wenn's die Muh am besten lohnt,
Bricht oft der Unstern an:
Denn als die heil'ge Hostia
Vom Priester wird erhoben,
O Schreck! so ist kein Glocklein da,
Den süßen Gott zu loben!

Ein Weilchen bleibt es totenstill;
Erbleichend lauscht der Graf,
Der gleich ein Unheil ahnen will,
Das ihn vom Himmel traf.
Doch schon hat sich der Narr bedacht,
Den Handel zu versohnen:
Die Kappe schüttelt er mit Macht,
Daß alle Glocklein tonen!

Da strahlt von dem Ciborium
Ein goldnes Leuchten aus;
Es glanzt und duftet um und um
Im kleinen Gotteshaus,
Wie wenn des Himmels Majestät
In frischen Veilchen läge:
Der Herr, der durch die Wandlung geht, –
Er lächelt auf dem Wege!

DIE WINZERIN

Am sonnig weißen Gartenhaus,
Da reifet Traub an Traube,
Die sanfte Schöne tritt heraus
Und prüft die schwere Laube;

Dem blauen Blick des Weibes gleicht
Der Beeren dunkle Menge;
Wohin ihr freundlich Auge reicht,
Lacht freundliches Gedrange.

Rings lockt das noch gefangne Blut
Zu Haupten und zu Füßen,
Und sie beginnt mit stillem Mut
Zu schneiden all die süßen.
Und wie sie mit der lieben Hand
Die grunen Blatter teilet,
Hin schweifet über See und Land
Im Flug der Blick und weilet.

Gleich einer reifen Beere glänzt
Ihr feuchtes Aug hinüber,
Wo's blaut und leuchtet unbegrenzt,
So fern, so fern herüber.
Sie lasset still und ahnungsvoll
Die vollen Trauben sinken,
Bis es in Korben reizend schwoll
Mit tausendfachem Blinken.

Und auf der Laube Marmeltisch
Zu keltern sie beginnet,
Daß aus der Kelter duftig frisch
Das Blut der Traube rinnet.
Wie muß der weißen Arme Zier
Mit holder Kraft sich mühen!
Sie keltert, bis die Wangen ihr
Gleich jungen Rosen blühen.

Sie keltert, daß der Busen fliegt
Und woget ungemessen;
Umsonst, was ihr im Sinne liegt,
Das kann sie nicht vergessen!

Umsonst – wie oft die Kruge sie
Mit starkem Moste füllet,
Sie selber hat den Durst noch nie,
Das Sehnen nie gestillet.

Sie läßt den heißen Rebensaft
Mit treuer Sorge garen,
In kühler Nacht zu milder Kraft,
Zum seltnen Wein sich klaren.
Den tragt sie zu den Hutten hin
Auf Hohen und im Tale;
Sie reicht der armen Wochnerin,
Dem kranken Greis die Schale.

So keltert sie den Edelwein
Im Herbste schon seit Jahren.
Ein Segel kommt im goldnen Schein
Des Abends fern gefahren;
Im Hafen legt das Schiff sich an,
Sie hort die Schiffer singen,
Und einen hochgemuten Mann
Sieht sie ans Ufer springen.

Sie kennt ihn und sie kennt ihn nicht,
Sie starrt hinaus ins Weite,
Als es mit trauter Stimme spricht
Und grüßt schon ihr zur Seite.
Die frohen Klange mischen sich,
Das Wort hier, dort die Lieder:
« Ratlos verließ der Knabe dich,
Nun kehrt ein Mann dir wieder!

« O schau, wie leuchtet's weit und breit,
Wie klar der Tag, die Stunde!
Und reif die schönste Lebenszeit
Küßt mich von deinem Munde! »

Da ist in seine Arme hin
Sie wonnevoll gesunken,
Und weinend hat die Winzerin
Zum ersten Mal getrunken.

GEISTERGRUSS

Ich sah ein holdes Weib im Traum
Auf rotem Laube sitzen
Wohl unter einem bereiften Baum,
Der tät wie Silber blitzen.

Er blitzte wie Silber und Kristall
In lieblicher Wintersonne;
Leis rauscht' der Wind, wie Demantenfall
Perlt's von des Baumes Krone.

Und auch der Schonen wallendes Haar
Sah weiß wie Schnee ich prangen;
Denn ach, wie manches liebe Jahr
Ist schon ins Land gegangen!

Doch blühte noch ihr Antlitz fein
Gleich weißen Rosenauen,
Im Aug der alte Sternenschein
Und rot der Mund zu schauen.

« Wo kommst du her, wo gehst du hin? »
Sprach ich mit sanftem Beben;
« Bist selig? Bist du Bußerin?
Wo lebst du nun dein Leben? »

Sie lächelte mild am selben Ort,
Auch hab ich sie nicken sehen;
Sie sprach ein halb gehauchtes Wort,
Das konnt ich nicht verstehen.

Des Reifes Flocken fing sie dann,
Die fallenden, unverdrossen
Und bot mir die Juwelen an,
Die auf der Hand zerflossen.

Drauf stieg der Nebel aus dem Tal,
Empor aus Fluß und Weihern,
Verhängend rasch des Waldes Saal
Mit seinen dichten Schleiern.

Ich sah sie zwischen die Baume hinein
Tief in den Schatten gehen
Und ihres Haares Silberschein
In Düsternis verwehen.

Noch hat es hier, noch hat es dort
Wie Augenglanz gefunkelt;
Zuletzt war die Erscheinung fort
Und auch der Traum verdunkelt.

JUNG GEWOHNT, ALT GETAN

Die Schenke drohnt, und an dem langen Tisch
Ragt Kopf an Kopf verkommener Gesellen;
Man pfeift, man lacht; Geschrei, Fluch und Gezisch
Ertönte an des Trankes trüben Wellen.

In dieser Wuste glanzt' ein weißes Brot;
Sah man es an, so ward dem Herzen besser.
Sie drehten eifrig draus ein schwarzes Schrot
Und wischten dran die blinden Schenkemesser.

Doch einem, der da mit den andern schrie,
Fiel untern Tisch des Brots ein kleiner Bissen;
Schnell fuhr er nieder, wo sich Knie an Knie
Gebogen drangte in den Finsternissen.

Dort sucht' er selbstvergessen nach dem Brot,
Doch da begann's rings um ihn zu rumoren,
Sie brachten mit den Fußen ihn in Not
Und schrien erbost: « Was, Kerl! hast du verloren? »

Errotend taucht' er aus dem dunklen Graus
Und barg es in des Tuches grauen Falten.
Er sann und sah sein ehrlich Vaterhaus
Und einer treuen Mutter häuslich Walten.

Nach Jahren aber saß derselbe Mann
Bei Herrn und Damen an der Tafelrunde,
Wo Sonnenlicht das Silber überspann
Und in gewahlten Reden floh die Stunde.

Auch hier lag Brot, weiß wie der Wirtin Hand,
Wohlschmeckend in dem Dufte guter Sitten;
Er selber hielt's nun fest und mit Verstand,
Doch einem Fräulein war ein Stück entglitten.

« O lassen Sie es liegen! » sagt sie schnell;
Zu spät, schon ist er untern Tisch gefahren
Und späht und sucht, der närrische Gesell,
Wo kleine seidne Füßchen stehn zu Paaren.

Die Herren lacheln und die Damen ziehn
Die Sessel scheu zuruck vor dem Beginnen;
Er taucht empor und legt das Brotchen hin,
Errotend hin auf das damastne Linnen.

« Zu artig, Herr! » dankt' ihm das schone Kind,
Indem sie spottisch lachelnd sich verneigte;
Er aber sagte hoflich und gelind,
Indem er sich gar sittsam tief verbeugte:

« Wohl einer Frau galt meine Artigkeit,
Doch Ihnen diesmal nicht, verehrte Dame!
Es galt der Mutter, die vor langer Zeit
Entschlafen ist in Leid und bittrem Grame. »

AM UFER DES STROMES

Graulockig ein Mann und ein blonder Kam'rad
Spazieren an fließenden Wassers Gestad;
Der Ältere kehrt sich zum Jungen und spricht:
« Was schneidest du fur ein betrubtes Gesicht? »

« Lieb fand ich ein Mädchen und hab ihm's gesagt,
Sie flüstert' ein Nein, kaum daß ich gefragt,
Und alles im Nu – nun beklemmt's mir die Brust,
Daß Herz ich und Mund nicht zu halten gewußt! »

Und jener erwidert: « Des Fahrmanns Magd
Siehst du, die über dem Strome ragt,
Gering und arm und der Zierde bar,
Und siehst auch mein ergrauendes Haar?

Befiel mich ein Fünklein Lieb' zu ihr,
Laut rief ich es von der Stelle hier,
Rief's laut in der Wellen rauschenden Gang,
Mich dunkt' es der allerschonste Gesang!

Leicht schlug mir in meiner Jugend das Herz,
Und mußig schweifte der Blick allwarts;
Rasch hab ich so manches Gestandnis gemacht,
Die ein' hat geweint und die andre gelacht.

Bei einer nur hab ich das Wörtchen verschluckt,
Wie sehr es auch sterbend im Busen gezuckt;
Ich glaube, sie ahnt' es und lachelte fein,
Doch wußt ich nicht, sang's in ihr Ja oder Nein.

Der Sommer war warm und der Winter kalt,
Die Zeit verging und wir wurden alt;
Als ich zum letzten Mal sie sah,
Lag sie im Leichenschmucke da.

Fest waren die Augen zugetan,
Sie schauten nicht mich, noch die Welt mehr an;
Doch auf dem Munde bleich und tot,
Da lächelt's noch leise wie ein Spott.

Mir lispelt's im Ohre: ‚O träger Mann,
Der so mit Worten geizen kann!
Du hattest den Schlussel zum seligen Haus,
Wo fliegen die Engel hinein und hinaus!

Du hattest den Schlussel zum goldenen Schrein
Für alle zwei beide, nun lieg ich allein!'
Da donnert die Orgel, da psaltert der Chor,
Und sie trugen hinaus, was ich elend verlor! »

EIN SCHWURGERICHT

Da liegt ein Blatt, von meiner Hand beschrieben
In Tagen, die nun lang dahingeschwunden,
So lang, daß halb verblich die flucht'ge Schrift.
Doch wie ich lese, wird ein Unterfangen,
Ein wunderliches, wieder mir lebendig,
Das mich befiel in wunderlicher Zeit,
Als schnodes Abenteuer machtig herrschte
Und frech die Welt zum Abenteuer schuf.

Was wahrend eines Mondes kurzer Dauer
Von tollem Spuk und schrecklichem Geschehen,
Merkwurd'gem Wagnis und ruchloser Tat
Die Zeitung brachte, von versunknen Schiffen,
Mit schwerem Gold und brüllendem Volk beladen,
Von drehnden Tischen, dran die Torheit saß,
Von Schlachtenlarm und diebischen Marschällen,
Von falschem Gift, durch weiße Hand gemischt:
Das dacht ich rhythmisch wogend zu verflechten
In einen wild rhapsodischen Gesang,
Gleich einem Wandrer, der bestaubt und keuchend
Dem tobenden Gewühl mit Not entrann
Und seinen Fiebertraum voll Hast erzählt.

So schrieb ich mir auf Blatter jede Kunde,
Und nicht im Stich fürwahr ließ mich die Zeitung,
Jedoch die Lust, die mir gemach verging.
Dies gelbe Blatt nur hat sich noch erhalten.
Ein Lacheln will beim Anblick mich beschleichen,
Das wandelt aber sich sogleich in Ernst.

Es steht ein Richterspruch darauf verzeichnet
Und eine Tat so dunkel traur'ger Art,
Daß wie von selbst die Hand zum Stifte greift,
Das blut'ge Rätsel doch noch festzubannen.

In Franken war's, an stillem Sommertage,
Daß eine Frau ihr kleines liebes Bubchen
Mit Korb und Vesperbrot zum Vater sandte,
Der im Geholze, maßig weit, im Schweiße
Des Angesichts an seiner Arbeit stand.
Sie wußte, daß er heut ein hartes Lohnwerk
Vollbringen wollte bis zur Dunkelzeit.
Ein mütterlicher kleiner Übermut
Verlockte sie, das Wagnis zu versuchen
Und mit dem Botlein ihren Ehkumpan
Zu überraschen dieses erste Mal;
Denn Sonntag war es morgen und im Hause
Blieb ihr zu schaffen übrig noch genug.

Das Knablein aber sträubte sich zu gehen,
Gewohnt, nur an der Mutter stets zu hangen
Und sie um tausend Dinge zu befragen
Mit Schmeichelwortchen, lind im Singeton.
« Geh nur », sprach sie, « die Mundharmonika
Geb ich dir mit, mein Sohnchen, und drauf spielen
Wirst du gar herrlich auf dem ganzen Wege;
Der Vater ruft: ‚Was hor ich für Musik?
Gewiß marschiert ein Regiment Soldaten!'
Wie lacht er aber, wenn sein Hanschen kommt! »
Und da sie aus dem Schrank das Instrumentchen,
Das dort zur Schonung sorglich aufgehoben,
Hervorholt, faßt es gleich der frohe Kleine
Und schreitet wacker, seinen Korb am Arm,
Ins helle Sommerland, die wen'gen Stimmchen
An seinen Lippen unverweilt erprobend
Und stets aufs neue reihend Ton an Ton.

Schon weit ist er; doch über Korn und Klee
Tönt weich und sanft, wie all der blaue Himmel,
Sein einfach Lied nun aus dem Feld herüber;
Der Kinderpuls, ein Lufthauch und die Ferne,

Sie schaffen eine ruhrend zarte Weise,
Die, fast verwehend jetzt, dann leise schwillt.
Und weil die Mutter hier noch steht und horcht
Und denkt, nun hat er wohl den Forst betreten,
Vernimmt der Vater drüben schon die Tone
Und kennt sein Vogelchen an dem Gesang.
Er lauscht erfreut – auf einmal bricht es ab,
Und stumm bleibt ewig dieser Kindermund!
Kein Knablein kommt zum Vater, keines kehrt
Zur Mutter abends mit dem Müden wieder.

Nach dreien Tagen erst zog man das Kind
Mit eingeschlagnem Haupt aus einem Wasser,
Das tückisch hehlend, dunkel, unbeweglich,
Abseits vom Pfad im Waldesschatten lag.
Der Mörder auch ward bald darauf ergriffen;
Es war ein starker Bursch von achtzehn Jahren,
Fast unbekannt, der, lungernd in der Stadt,
Mißtrauisch schielend auf dem Örglein blies,
Das ihn verriet. Dann vor dem Richter stehend,
Von dessen Kunst bedrangt, erzahlt' er murrisch,
Wie er das Kind im Holze angetroffen
Und es gebeten, ihm das Ding zu leihen
Für einen Augenblick, sich dran zu laben;
Denn eine unbezwinglich starke Lust
Hab ihn schon lang gequält, auf solchem Werklein
Ein einzig Mal sich blasend zu vergnugen.
Kopfschüttelnd hab das Knäblein fortgespielt,
Er aber es mit einem Stein erschlagen.

Und weiter ward die Kunde beigebracht,
Wie daß vor Jahren schon in seiner Heimat
Der Unhold von der zarten Kinderwelt
Als Spielzeugräuber sei gefürchtet worden;
Die trauten Plätze, Flure, Hofgebreiten,
Wo sich das kleine Volk zur Lust versammelt:

Der große Range habe finster lauernd
Beschlichen sie und von dem bunten Werkzeug
Der Jugend sich gewaltsam angeeignet,
Was ihm gefiel, dann in entlegnen Winkeln
Einsam, mit ungeschickter Hand gespielt.

Der Wahrspruch fiel, die Sühne ward bemessen;
Doch aus der Untat wurde keiner klug.

ZEITLANDSCHAFT

Schimmernd liegt die Bahn im tiefen Tale,
Über Tal und Schienen geht die Brücke
Hoch hinweg, ein Turm ist jeder Pfeiler,
Kunstgekrönet in die Lufte ragend,
Zu den Wolken weite Bogen tragend.

Wie ein Römerwerk, doch neu und glänzend,
Bindet wald'ge Berge sie zusammen;
Auf der Brücke fahren keine Wagen,
Denn kristallnes Wasser geht dort oben,
Dessen fromme Flut die Schiffer loben.

Unten auf des Tales Eisensohle
Schnurrt hindurch der Wagen lange Reihe,
Hundert unruhvolle Herzen tragend,
Straff von Nord nach Süd mit Vogels Schnelle.
Druber streicht das Fischlein durch die Welle.

Langsam, wie ein Schwan, mit weißem Segel,
Herrlich auf des Himmels blauem Grunde
Oben fährt ein Schiff von Ost nach Westen; –
Ruhvoll lehnt der Schiffer an dem Steuer:
Ist das nicht ein schones Abenteuer?

DAS GROSSE SCHILLERFEST

1859

Schnee und Regen floß hernieder
Auf novemberbraunen Bergen,
Trostlos rangen alle Wipfel
Mit den schweren grauen Wolken.

Von den Buschen troff es klagend,
Jeder Dorn war eine Traufe,
Die hinab von Dorn zu Dornen
Unaufhorlich floß und weinte.

Aus den dunklen Forsten wankte
Irren Schritts ein Weib hervor,
Zart gebaut, in dunnem Kleide,
Aber fruchtbeschwerten Leibes.

Zitternd und mit starren Fingern
Las sie nasses Laub und Reisig;
Muhsam sich zur Erde buckend,
Raffte sie ein zaghaft Buschel.

Und der Brombeer' wirre Schlingen
Hingen sich an ihre Fuße,
Daß sie strauchelt', und das Weinen
Hing an ihren Augenwimpern.

Kam ein zweites Weib gegangen,
Groß und stark und guter Hoffnung;
Schwere Hölzer auf dem Haupte,
Schritt sie aufrecht her und trotzig.

Und sie rief mit lautem Lachen:
« Ei, Gevatt'rin! wie zu sehen,
Sind wir beide gleich gesegnet?
Nun wahrhaftig muß ich lachen! »

Doch die andre fing urplotzlich
Bitterlich laut an zu weinen,
Und die regenschwere Schurze
Druckt' sie schluchzend an die Augen.

« Wieder soll ich nun gebären! »
Sprach sie, kummerschwer sich fassend,
« Und ich habe nicht, wovon ich
Mir ein warmes Suppchen koche!

Meinen Gatten und Ernahrer
Hab ich traurig jungst verloren,
Als er einen Stamm geschlagen,
Der ihn fallend wieder schlug.

Und ich weiß nicht, wie das endet;
Leben soll zu Leben kommen,
Und das drangt sich und das mehrt sich,
Und das Herz ist krank zum Tode!

Wie ein Tier auf wilder Haide
Schein ich mir, das ohne Gott,
Ohne Gott und ohne Sterne
Hungernd irrt und sich vermehrt. »

« Hei, was ficht dich an, du Blöde? »
Rief die andre, heller lachend;
« Lustig baun wir unsre Wolbung
In das weite Reich hinaus!

Fauste geb ich meinen Kindern
Und gesunde weiße Zahne!
Sieh, das jüngste hat mir neulich
Hier den Ohrlapp durchgebissen!

Meinen Mann hab ich vertrieben,
Weil er faul war und den Kindern
Alles Brot, das ich erworben,
Vor den Maulern wegstibitzte! »

« Du bist stark und du bist frech! »
Sagte wiederum die andre;
« Ich bin zag und das Gewissen
Liegt mir leider in der Art! »

Also standen beide Weiber
Hohen Leibs sich gegenuber,
Und je lauter jene lachte,
Desto traur'ger wurde diese.

Und es kam der Nordlandswind
Machtig rauschend über die Berge,
Und die Tränen der Bedrangten
Trocknete sein scharfes Wehen.

In der Höhe schwamm im Blauen
Einesmals die Spätherbstsonne,
Daß in hellem Golde flammten
Wie ein Morgenrot die Walder.

In der Tiefe trieben wogend
Aufgejagt die zerrissenen Nebel,
Vor dem wehenden Riesenhauche
Sturmten sie verscheucht davon.

Doch ein prachtiges Festgelaute
Überklang das macht'ge Rauschen,
Und im Glanze der blitzenden Sonne
Lag im Tal eine strahlende Stadt.

Lang hinwallende Burgerzüge
Sah man schimmernd sich drin bewegen,
Ihnen wehte die fliegende Seide
Reich gebildeter Banner voran.

Herrlich wogte der Wind aus Norden,
Und die Glocken erschollen mit Macht;
Da ertönten auch starke Posaunen,
Helle Trompeten mit schwellender Pracht.

Und die singende Menschenstimme
Deutlich man dazwischen vernahm,
Seltsam, neu und herzerschütternd
Wie der seliggewordene Gram.

« Freude, schoner Gotterfunken! »
Hallte heruber der klingende Sturm,
War kein Kirchenlied und kein Kriegslied,
Doch die Glocken schallten vom Turm.

Horchend standen die armen Frauen,
Und die Lacherin wurde still;
Und sie sprach: « Wer doch nur wüßte,
Was das alles bedeuten will?

Einer rief, den zu Tale laufen
Ich mit hastigen Schritten sah,
Daß die schönere und die großere,
Ja die bessere Zeit sei nah!

Aber komm, du zage Klagende,
Was es immer bedeuten mag,
Feiern wir in meiner Hütte
Diesen unbekannten Tag!

Bringe die weinenden, deine Kleinen
Zu den meinigen schnell zur Stell';
Wir entfachen ein lustiges Feuer,
Schaffen die Welt uns warm und hell!

Neuen Most hab ich im Hause,
Nusse für die junge Brut;
Und beim frohen Mütterschmause
Fassen wir einen guten Mut! »

So genossen sie unwissend
Jenes Tages Silberblick;
Mit am warmen Feuer ruhte
Still ein kunftiges Geschick.

Seine unsichtbaren Huter
Lehnten am Standartenschaft
In den goldnen Wappenrocken:
Das Gewissen und die Kraft.

DER APOTHEKER VON CHAMOUNIX

EIN BUCH ROMANZEN

Vorliegende Dichtung stammt aus den achtzehnhundertfunfziger Jahren und verdankt ihr Entstehen unmittelbar dem Erscheinen von Heines Romancero. Die mit gesteigerter Energie verbundene Geisteswillkur, welche das denkwurdige Buch samt seinem Nachwort abermals beherrschte, reizte zu einer Gegenubung, zu der die eben umlaufende tragikomische Geschichte von einem verungluckten Liebhaber und Apotheker in Chamounix die Einkleidung lieh. Diese Geschichte war ohne Zweifel eine Zeitungsente; um so besser schien sie der luftigen Komodie zum Vehikel zu dienen, einer Kundgebung, die ubrigens mehr dem literarischen Gewissen und der Selbstbefreiung, als einem sterbenden Dichter galt, dem sie wohl eher ein Lacheln abgewonnen als ihn betrubt hatte. Die Veroffentlichung unterblieb damals aus zufalligen Ursachen. Wenn sie jetzt dennoch stattfindet, so geschieht es, weil das «Zuspat», wenigstens bei Anlaß eines Sammelbuches, ja auch wieder verjahrt ist.

ERSTER TEIL

I

In dem Tal von Chamounix
Lebten zwei gefreite Liebste,
Die sich liebten, wie die Sünde
Liebt und wieder wird geliebet.

Und sie hießen die gefreiten,
Weil sie taten, was sie wollten,
Nur der Leidenschaft ergeben
Und das Ende schlecht bedenkend.

Lachend sprachen sie zusammen:
« Weil wir uns schon beide haben,
Brauchen wir uns nicht zu nehmen,
Bis es uns vielleicht gefallt!

Frei sind wir und auch so stürmisch,
Wie des weiten Himmels Lufte;
Doch ein Faden leichter Seide
Bindet uns wie starke Ketten! »

Sie, die schöne Rosalore,
Fern am Mittelmeer geboren,
Handelte mit Putz und Handschuhn
Fur die fremden Nationen.

Er, der hubsche schlanke Titus,
Hielt ein kleines Apotheklein;
Die Essenzen und Latwergen
Braut' ein Zwerg im Hinterhäuschen.

Titus war zugleich ein Jäger;
Drum erfreut' ihn die Erfindung
Jener schlauen Schießbaumwolle,
Die der Zwerg bereiten mußte.

Wenn er nicht der Wache pflag
Nächtlich in der Apotheke,
Wo ein ungebornes Menschlein
In der Weingeistflasche saß,

Stand er unter hohen Arven,
Wo der Mond den Schnee beglänzte,
Im Gewehr die weiße Ladung;
Weiß auch stieg der Berg zum Himmel.

Tat er aber keins von beiden,
Lag er, wo's noch weißer war,
An dem Busen, der im Dunkeln
Magisch wie ein Mondlicht leuchtet'.

Dort vergaß er Schnee und Hasen,
Baren und die Balsambuchsen;
Denn dies alles, Glanz und Balsam,
Fabelei und hohe Jagd

Fand er dreimal schöner wieder
An der Seite der Geliebten;
Die Mysterien und Wunder,
Fahrlichkeiten, Abenteuer,

Leidenschaften und Gebärden
Waren unerschöpflich neu
In den stählern festverschränkten
Weichen Armen Rosalorens.

Wenn er nicht mehr ihres Wesens
Wilde Macht ermessen konnte
Und berauscht es ihr gestand,
Schloß zufrieden sie die Augen,

Legt' ihr Kinn auf seine Achsel,
Lächelt' neben seiner Wange
Still in seine krausen Locken,
Was er freilich nicht bemerkte.

Einstmals aber lag sein Kinn
Gleicherzeit auf ihrer Schulter;
Während Rosalore traulich
In die Tituslocken lächelt',

Flüstert' er in das Gewirre
Ihrer sammetschwarzen Flechten,
Dicht an einem Rosenohrchen
Traumend: « O du suße Klara! »

Weit auf sperrte sie die Augen,
Horchte lautlos noch ein Weilchen,
Ließ die Arme mahlich locker,
Fast unmerklich, um den Ärmsten,

Der, ob seinem Wort erschrocken,
Doch zu spat, nun mauschenstill war.
Still blieb es den Rest der Nacht,
Daß kein Atem war zu hören.

2

Eine Klara lebte wirklich,
Eine süße, junge, feine,
Und bescheiden wie ein Veilchen,
Still in einem Seitentalchen.

Dort auf einem Blumenhügel
Lag das Häuschen ihres Vaters,
Mild umwandelt von der Sonne
Und umflogen von den Bienen.

Denn ein wackrer Immenkonig
War der Vater, doch das Mägdlein
Sein getreuer Stellvertreter
Und ein Mutterchen der Bienen.

Viele lange Sommertage
Samt den Nachten weilte jener
In des Berges höchster Wildnis
Als ein vielbewährter Führer.

Und, gelockt vom Gold der Fremden,
Wagt' er hundertmal das Leben,
Um den Einsatz zu gewinnen
Und ein kleines Gut zu sparen.

Blank geprägt in einem Beutel,
Erb und Mahlschatz seines Kindes,
Barg er, mit und ohne Kon'ge,
Die französische Geschichte

Von den letzten siebzig Jahren.
Und die neusten Stücke zeigten
Wieder eines Kaisers Bildnis,
Freilich nun mit einem Spitzbart.

Aber hinten stand geschrieben
Noch das Wortchen Republik,
Wie ein putziger Bedienter
Hinten auf dem Wagen steht.

Und der Bienenvater sagte,
Wenn er seine Füchse zählte:
« Gold, du bist ein starker Knecht,
Kannst auf beiden Achseln tragen!

Wirst gewiß mein leichtes Kind,
Das nicht schwerer als ein Lämmchen,
Wirst gewiß mein Klärchen tragen,
Daß ein Weibchen es mag werden! »

Eines Tages aber führt' er
Eine ruhelose Britin
Auf den Berg und fiel zu Tode,
Weil sie jeden Rat verschmähte.

Sie, das Unkraut, kam davon;
Und mit ihren langen Beinen
Lauft sie heut noch im Gebirge,
Eine grause Gletscherspinne.

Doch dem Kind des toten Fuhrers
Gab sie eine Rolle Goldes
Oder zwei. Das holde Mädchen
Blieb allein nun mit den Bienen.

3

Golden strahlt die Morgensonne
Auf den Raum vor Klaras Hutte
Und auf ihre kleinen Hande,
Welche Honigwaben halten.

Friedlich halt sie eine Wabe
Überm Kruge, leicht zur Seite
Neiget sie das stille Antlitz,
Bild der Einsamkeit und Unschuld.

Wie Kristall so hell entfließet
All den Zellen reine Süße;
Funkelnd in der Sonne Glanz
Trieft der holde Tau hernieder.

Friedlich summen auch die Bienen,
Nur das Hündlein bellt gewaltig,
All die Stille unterbrechend;
Denn es kommt ein Mann gegangen.

Titus ist's, der Apotheker,
Der seit Jahren dieses Weges
Nicht gekommen und die schöne
Unschuld voll Erstaunen sieht.

Wie ein Baum, der hier gewachsen,
Bleibt er stehen bei dem Anblick;
Wie die Luft im Laube flüstert,
Fangt er langsam an zu reden.

Fast mit blodem Ungeschicke
Grußt er sie, als war's ein Engel,
Und sie schaut den schlanken Jäger
Arglos mit den Veilchenaugen.

Schüchtern fragt er, ob der Honig
Feil, und wunscht zu kosten,
Und sie eilt, ein silbern Löfflein
Aus der Truhe schnell zu holen.

Freundlich reicht sie jetzt ein Pröbchen,
Und das offne Mündchen atmet,
Und am Löfflein hängt ihr Auge,
Ob der Handel auch gelinge?

Und wie sie den Mann betrachtet,
Schießt das Blut ihr in die Wangen,
Denn sie sieht die Blumenwurze
Ihres Honigs ihn versüßen,

Daß die Augen ihm erglänzen
Und der Mund im Zauber lächelt,
Wahrend ungewohnte Rosen
Auf den braunen Wangen stehen.

Ja, der lange Mensch errötet;
Angeglüht wird auch das Mädchen
Von dem Widerschein der eignen,
Unbewußten Lieblichkeit.

Aber schnell besinnt sich Titus,
Und er kauft die Honigernte
Gütig, ohne nur zu feilschen,
Und er geht mit Schmeichelworten.

Selben Tags mit einem Es'lein
Kommt der Zwerg, das Gut zu holen;
Ei! sagt er, jetzt will ich glauben,
Daß mein braver Herr verliebt ist!

Bänglich pocht ihr Herz im Leibe,
Als er, auf dem Tiere sitzend
Und den großen Krug im Arme,
In dem blauen Duft verschwindet.

Liegt sie dann in Schlummerträumen
Süß verloren, weckt das Herz
Sorglich sie mit leisem Pochen
Alle Stunden in der Nacht.

Doch am andern Morgen trägt sie
Ihren Mahlschatz zu der Quelle,
Wäscht ihn eifrig, und die goldnen
Münzen legt sie an die Sonne.

Wieder bellt das Hündchen, eilig
Wirft sie auf das Gold ein Tuch;
Denn schon kommt der Apotheker,
Um den Honig ihr zu zahlen.

Diesmal bleibt er eine Stunde,
Sittig und bescheiden plaudernd;
Fast der Sitte nicht mehr kundig,
Mißgerat ihm manches Wortlein.

Ängstlich sucht er es zu heilen;
Doch versteht die Unschuld wenig,
Was gefehlt und was verbessert;
Daß er nicht mißfallen möchte,

Dieses nur versteht sie wohl,
Und es ruhrt das junge Herz. –
Still verschwiegen zieht er furhin,
Wenn er jagt, des selben Weges.

4

Als nun jenes Wort gefallen,
Klaras unbekannter Name
Dicht an Rosalorens Ohr,
Harrte diese bleich und schweigend.

Harrte, bis Herr Titus wieder
Ins Gebirg ging, wie er sagte;
Alsdann in die Apotheke
Schlich behend sie zu dem Diener,

Zu dem Zwerge, der im Zwielicht
Seiner Laborantenkuche
Hauste, fast so breit als hoch
Und mit einem Kropf behangen.

Gruselnd kraut' sie ihm die Borsten:
« Sag mir, Thomas, wer ist Klara?
Kennst du solch ein Frauenzimmer? »
Sinnend senkt' er seinen Kopf.

Dann begann er fein zu grinsen:
« Frau, ich glaub, ich kenn ein solches,
Und ich kann's sogar Euch zeigen,
Denn es ist nicht weit von hier!

Ist ein Hexlein oder Geistlein,
Ist vielleicht wohl gar ein Teuflein;
Denn es sitzt in einer Flasche,
Folgt mir, wollet Ihr es schauen! »

Zornig rümpft sie drauf die Nase
Und besieht den eklen Spotter;
Aber ernsthaft geht er, und sie
Folgt ihm in die Apotheke.

Dorten hangt das Embryonchen,
Spannelang und ganz verhutzelt,
In dem truben Spiritus,
In dem staubbedeckten Glase.

Und er weist ihr das Persönchen,
Das sie niemals noch gesehen;
Titus hat es jüngst erworben
Neben einem alten Bandwurm.

Als ein alter Arzt gestorben,
Kauft' er diese schonen Sachen,
Um sein kleines Apotheklein
Mit Gelehrsamkeit zu zieren.

Rosalore steht erschrocken;
Aber Thomas reckt und streckt sich
Auf den Zehen, und er flüstert:
« Seht Ihr sie? Das ist sie, glaub ich!

Wißt! in einer Vollmondnacht
Wacht ich auf an einem Husten,
Und ich hörte Lachen, Singen,
Kosen von gedampften Stimmen.

Schlich hieher, besorgt zu wachen,
Guckt umher und durch das Fenster;
Noch vernahm ich jene Stimmen,
Doch kein Wesen konnt ich sehen.

Und mir graute; mich zu starken,
Sucht ich hinter diesen Glasern
Mir ein Tropflein kraft'gen Geistes
Von der Wurzel Enzian.

Wie ich das geschliffne Zäpfchen
Drehte, daß es leise Piep macht',
Sah ich ungewollten Blickes
Nach der Flasche mit dem Hexlein.

Aber nichts war mehr darin,
Als das trübliche Gewasser;
Halb verwundert gafft' umher ich, –
Himmel! was geschah mir da?

Dort am Fenster glitt ein weißes
Großes Frauenbild voruber
Und im selben Augenblicke
In die Ture, und zerfloß!

Als ich durftig mich erholt
Mit dem Schlucklein, auf den Schrecken,
Saß das Ding hier, dieses gelbe,
Wie vorher an seinem Ort.

Doch was meint Ihr, schönste Dame?
Bald darauf am hellen Mittag,
Als ich hier Rhabarber siebte,
Sah ich draußen auf der Wiese

Meinen Herren sanft spazieren,
Auf und ab im Sonnenscheine,
Mit der allerschonsten Frauen,
Deren Antlitz mir bekannt war!

Eilig schielt ich nach der Flasche.
Sie war leer! Jetzt nach der Wiese
Schaut ich wieder, wo der Meister
Eben noch die Hexe kußte.

Einen Hut mit Schleier trug sie;
Und mit tiefen Komplimenten
Grußt' er sie, bis sie verschwand
Hinter jenen Larchenbaumen.

Aber hier im Weingeistglase
Saß das Ding an seinem Ort,
Auf den miserablen Beinchen
Hockend wie ein alter Schneider! »

So belog der Schalk die Schöne;
Und voll Eifersucht, Entsetzen,
Und mit aufgesträubten Haaren
Lief sie aus der Apotheke.

5

Ruhig sprach sie andern Tages,
Da er harmlos sie besuchte:
« Lieber Titus, sei so gütig,
Bring ein Pfund mir deines Pulvers,

Deiner weißen Feuerwolle,
Wo du mit die Tiere schießest;
Mein Herr Vetter in San Remo
Wünscht davon zur Vogeljagd,

Mein Herr Vetter, der Curato;
Denn ich hab sie ihm gerühmt,
Und ich soll ihm mit der Post
Wohlverpackt ein Probchen senden. »

« Wie, ein Pfund? » versetzte Titus,
« Einen ganzen Sack voll gab es!
Dieses ware zu gefahrlich,
Und ein Viertelpfund genügt! »

« Nein! zum mindesten ein halbes
Muß es sein! » rief Rosalore;
« Mein Herr Vetter will auch andern
Guten Freunden davon schenken! »

Also trug der kleine Thomas
Bald ein Kistlein mit dem Zeuge,
Gut verschlossen und vernagelt,
Auf dem Kopfe keuchend her.

Doch mit nichten sandte sie
Diese Fracht dem Herrn Curato
In San Remo; sondern sachte
Schob sie unters Bett das Kastlein.

Warm und lang ein Strümpfepaar,
Über Knieeshohe reichend,
Von der dicksten roten Wolle
Strickte sie nun für den Jäger.

Als die Strümpfe fertig waren,
Nahm sie feinste bunte Wolle,
Strickte prachtig siebenfarbig
Einen Hals- und Nasenwärmer.

Kunstlich ließ zu Schlangenringen
Sie die Maschen sich gestalten,
Und die schwarzen Fischbeinstäbchen
Tanzten eifrig in den Nachten,

Wo der Liebste, wie er sagte,
Jagend auf den Anstand ging.
Als die schone Scharpe fertig,
Holte sie die Schießbaumwolle,

Weiß und zart und lind und mollig,
Füllt' und stopft' damit die Binde,
Daß sie rund und wohlgenährt
Schimmerte gleich einer Boa.

Eines herbstlich kühlen Morgens
Zog er an die roten Strümpfe,
Und sie wickelte die Boa
Kosend zweimal um den Hals ihm.

Und die bunten Zipfel fielen
Stattlich nieder bis zum Gurtel,
Daß er aussah wie ein Brite,
Der den Montblanc will besteigen.

Freute sich des warmen Schmuckes
Für die Jagd an Wintertagen;
Männiglich hat ihn im Tale
Angestaunt, wo er einherging.

Die Besorgnis jener Nacht
Schwand nun ganz aus seinem Herzen;
Sonntag war es, und am Abend
Spielte Klara mit der Binde.

6

Traurig saß das Embryonchen
Im Gewolb der Apotheke;
Traurig war der Apotheker,
Und er wußte nicht warum.

Denn daß wegen ihrer Sünden
Ihnen unbehaglich ware,
Fällt den schnoden Männern leider
Selten oder niemals ein.

Zwischen zwei geliebten Frauen,
Ruhlos wie ein Weberschiffchen,
Flog sein Herzblut hin und wider,
daß er irr und damlich wurde.

Und im Überfluß beschlich ihn
Das Gefuhl der nackten Armut;
Heimatlos war seine Seele,
Und kein Ende konnt er sehen.

Aber Rosalore sah es,
Wußte, daß die Todesschlange
Lauernd ihm am Halse liege
Und des Funkens ruhig harre.

Selber glich sie dieser Schlange,
Ringelnd sich mit allen Reizen,
Titus wàrmend mit den Gluten
Der in Haß verkehrten Liebe.

Leidend ließ er es geschehen;
Aber all das tolle Treiben,
Die gespenstigen Manieren,
Sitten des verlornen Volkes

Trug er auf den Blumenhugel,
In der Klara stilles Hauschen,
Klaras mit den unschuldvollen
Blauen Genzianenaugen.

Und in ihre quellenklare
Wissenslose Madchenliebe
Streut' er bose Leidenschaften
Der Verwildrung und Verderbnis.

Aber ihre Lebensgeister
Flohen schaudernd vor dem Unheil,
Stritten keinesweges tapfer
Mit dem unbekannten Feinde.

Als der Frühling neu geworden,
War die Flucht auch schon beendigt,
Und der letzte Hauch verließ
Scheidend einen jungen Busen.

7

In die schönste Alpenflora
Wird man Klaras Leib begraben;
Ihre Seele aber wandert
Unaufhaltsam in die Gletscher.

Hoch am Montblanc ragt ein Zacken
Lautern Eises in die tiefe
Dunkelblaue Himmelsdecke;
Dies ist ihre Bußerwohnung.

In dem frostigen Gehäuse,
Das im Früh- und Spätlicht schimmert,
Wird gebannt sie einsam sitzen,
Etwas seitwärts von den andern.

Dort verbüßt sie die Manieren
Der Verzweiflung und der Sunde,
Die mit unschuldvollem Herzen
Sie getragen hat im Leben.

Denn die Schlimmen, die mit frommen
Worten einst die Welt betrogen,
Mit Gebarung der Gerechten,
Braten ewig in der Hölle.

Doch die Guten, die in schlimme
Sitten einst sich eingewickelt,
Müssen sich von diesen rein'gen,
Bis sie weiß sind wie der Montblanc.

Nicht der Wolf im Lammleinspelze
Ist allein ein schlechter Tartüffe:
Auch das Lamm im Tigerfelle
Macht sich arger Sunde schuldig.

Und mit solchen armen Seelen
Ist der ganze Berg bevölkert,
Die für bose Teufel galten
Und im Herzen Englein waren.

An den himmelhohen Wänden
Auf den wolkigen Gesimsen
Stehn sie längs in Eis gereihet,
Gleich des Apothekers Buchsen.

Also wandert Klaras Seele
Traurig einsam ihres Weges;
Nur die treuen Bienen folgen,
Leise summend, langen Zuges.

Immer höher fuhrt die Straße,
Durch Geholz und uber Felsen,
Wo am Berghang in der Sonne
Sitzt ein Hirt auf einem Steine,

Sitzt ein junger Ziegenhirt,
Schon wie Milch und Blut ein Knabe;
Ruhig weiden seine Tiere,
Doch er sieht die arme Seele.

Weil er ein Quatemberkind,
Sieht er und erkennt die Klara
An dem breiten Binsenhute
Und den blauen Blumenaugen.

Als sie nun herangekommen,
Bleibt sie vor dem Hirten stehen;
Alle Bienen hangen schwebend
Über ihr im Sonnenscheine.

Traurig, aber mild und lieblich,
Schaut sie an den Jungen, welcher
Freudig überrascht sie grüßet
Und ihr blod die Hand will reichen.

« Lange weiß ich », spricht sie lachelnd,
« Daß du mir bist gut gewesen!
Habe Dank, du lieber Knabe,
Aber gib mir nicht die Hand!

Denn in diesem Augenblicke
Bin ich eben erst gestorben,
Und nun geh ich, wo du weißt,
Daß wir der Erlösung harren.

Wisse, meine kleine Habe,
Die jetzt herrenlos geworden,
Hab ich dir verschreiben lassen:
Geh jetzt hin und nimm mein Häuschen!

Pflege meine armen Bienen!
Unter ihrem Huttendache
Liegt ein Häuflein Golds verborgen:
Nimm ein gutes Weib und hause! »

Blaß mit uberströmten Augen
Auf den Knieen lag der Knabe,
Streckte nach ihr aus die Arme,
Aber schon war sie verschwunden.

Sehnend eilt er, sie zu suchen,
Und erreicht ein Meer des Eises.
An dem Rand der stundenweiten
Wüste schwirrten Klaras Bienen.

Endlich ließen sie sich nieder,
Hier auf Steine, dort auf Gräser,
Manche krochen auf dem Eise
Traurig mit erstarrten Fußchen.

Knieend betete das Hirtlein
Für die Seele der Geschiednen;
Dann erhoben sich die Bienen.
Eine Wolke, lieblich klingend,

Fuhren sie durch Lenzeslüfte
Sonnig heimwärts und zerstreuten
Mählich sich zu den Geschäften
Und den Mühen aller Tage.

8

Wieder war der Herbst gekommen,
Und noch immer wandelt' Titus
In den Schlingen Rosalorens,
In dem schnöden Bann des Todes.

Und er ahnte nicht, warum sie,
Wenn er kaum das Haus betrat,
Sorglich ihm die Binde löste
Und sie weit vom Feuer legte.

Statt des tückischen Gestrickes
Schlang sie dann die weichen Arme
Wieder um des Jagers Schultern,
Um den Hals des Apothekers.

Nicht verzieh sie ihm die dunkle
Untreu, sein verstocktes Schweigen;
Und mit Furcht und Haß erfullt' ihn
Gleicher Zeit ihr eignes Schweigen.

Klaras fruhes Sterben dünkt' ihm
Eine bittere Kritik
Ohne Worte; deren Stachel
Pflanzt' er weiter ohne Worte.

Und sie kosten falsch und glühend,
Und sie spielten grimmig lüstern
Mit den Leibern, wie mit Puppen,
Während sich die Seelen haßten.

Und sie tranken süße Küsse
Ohne Dank und ohne Güte,
Wie zwei nächtliche Lemuren
Aus dem gleichen Kruge naschen. –

Eines Tages lief die Kunde
Hundertstimmig durch die Taler,
Daß ein alter und gewalt'ger
Steinbock in den Bergen hause;

Von der Herde, die der König
Ehrenmann am Monte Rosa
Sich zur Jagd herangezogen,
Habe sich das Tier verlaufen.

Einsam springe jetzt der Steinbock
Auf den hochsten Felsengraten,
Wie seit Menschenaltern keiner
Jemals sei gesehen worden.

Und die Jager sprangen, gierig
Wie die Teufel, von den Sitzen;
Jach das edle Tier zu fällen,
Griffen sie zu ihren Büchsen.

Titus auch entriß sich stürmisch
Seiner Feindin glatten Armen;
Taglich stieg er fruh vor Tage
Jagend ins Granitgebirge.

Klettert' hin und klettert' wider,
Auf und nieder durch die Gletscher,
Wild erregt durch edle Fahrten;
Kühn und listig floh das Tier.

Manchmal sah er's oben stehen
In des Herbstes Rosensonne,
Wie ein Traum von hohen Zinnen
Sah es lauschend in die Tiefen.

Doch sobald die Büchse blitzte,
Schwand es, eh der Knall erfolgte,
In die Wolken, in den Bergduft,
Und die Kugel schlug auf Felsen.

So geschah es, daß der Jäger
Finster auf den Firnen irrte,
Und das schone Wild, es affte
Seine tolle Leidenschaft.

Rosaloren packt' indessen
Bange Neubegier und Unruh;
Mit dem Wirbel der Gefuhle
Wandelt' sich in ihr die Seele.

Ahnend, daß ein Ende nahe,
Faßt' sie Grausen, Furcht und Reue,
Und es trieb sie wie mit Peitschen,
Seinen Spuren nachzugehen.

Aufwärts in die steile Bergwelt
Jagt' die Angst sie, immer hoher,
Daß die Schuhe bald in Fetzen
An den zarten Fußen hingen.

Und die Hande, nur gewöhnt an
Leichtes Tun und leichte Spiele,
Bluteten vom rauhen Steine,
Aber wahllos drang sie aufwärts.

Grau getürmte Wande hüllten
Ihren Pfad in kalte Schatten;
Drüben sah sie auf dem Rasen
Friedliche Marmotten spielen.

In der Sonne vor dem Hause
Saß die Murmelfrau und säugte
Ihre Buben, die zu naschen
Ab und zu vom Spiele kamen.

Doch der Mann, der scharfbewehrte,
Rustig mäht' er Gras und Krauter;
Kundig wie ein Pharmazeute
Wahlt' er nur, was fein und würzig.

Ausgebreitet lag die Ernte,
Trocknend in dem warmen Scheine,
Und die Kinder schlugen fröhlich
Purzelbaume auf den Mahden.

Doch der alte Schwiegervater
Legt' sich jetzo auf den Rücken,
Der schon lange kahl gescheuert,
Und er streckt' empor die Beine.

Und mit Heu, das herrlich duftet,
Wird er emsig hoch beladen,
Daß ein Fuder zierlich schwillt,
Fast von eines Zwergleins Hohe.

Und am Schwanzel mit den Zähnen
Wird das Fuhrwerk jetzt gezogen;
Stattlich schwankt es nach der Tenne,
Nach der klug gebauten Hofstatt.

Lust und Freude rings umhüpft es,
Nur die Murmelmutter sorgt sich;
Denn hoch oben auf dem Heuberg
Sitzt ein Bubchen, macht sein Männchen.

Wird es nicht den Kopf sich stoßen
An des Tores niederm Bogen?
Aber sieh den Schelm, er duckt sich,
Jubelnd fahrt er mit hinunter!

Und sie sprangen und sie sangen,
Tranken aus den klaren Quellen;
Und der Alte kroch zutage,
Putzte lachend sich den Pelz.

Rosalore sieht den Frieden
Dieser guten Murmelleute,
Und mit kummervollem Neide
Schaut sie das bescheidne Glück.

Aber ruhlos aufwarts trieb die
Seele sie durch eine Wolke
Schweren Nebels, der die Locken
Ihr von Feuchte triefend machte.

Dunkel ward es vor den Augen,
Suchend streckte sie die Hände;
Wo sie mit den Fußen vortrat,
Gahnte rings ein dustres Nichts.

Denn sie stand auf schmaler Platte
Eines schwarzen Felsenturmes,
Dran die Nebel niedertauten,
Die sein Haupt in Dunkel hullten.

Doch auf einer Nachbarkuppe,
Die im hellen Scheine glanzte,
Ragte Titus, welcher spähend
Ausschaut' nach dem seltnen Wilde.

Da der Morgen kalt gewesen,
Trug er noch die lange Binde,
Jene schlimme Bajadere,
Zweimal um den Hals gewickelt,

Doch gelockert, um den Kolben
Des Gewehrs hindurch zu schieben
An die Wange, und so starrt' er
Mordbegierig in die Wuste.

Und auf einmal steht der Steinbock
Wie gemalt auf dunkler Klippe
Gegenüber; zierlich steht er,
Alle Fuße nah beisammen.

Ahnend nicht, daß nur die Spieglung
Lichtdurchwirkter Nebelzüge
Ihn betrogen, zielte Titus,
Druckte, und die Kugel flog.

Und von jener schwarzen Saule
Scholl ein lauter Menschenschrei,
Widerhallend in den Bergen
Durch die Einsamkeit der Wildnis.

Taumelnd dreht sich dort ein Weib
Durch den Nebel; rücklings stürzend
Aus der Wolke in den Abgrund,
Ging es kurzen Wegs verloren,

Während in des Jägers Rücken,
Ungesehn von ihm, der wahre
Steinblock floh in weiten Sätzen
Von der nächsten Felsenkuppe.

Titus stand, der Apotheker,
Ein- bis zweimal zehn Sekunden,
Als ein Rauchlein von verbrannter
Wolle stieg in seine Nase.

Und er merkt', daß Rosalorens
Schone Binde leise schwelte:
Achtlos will den kleinen Schaden
Mit der Hand er schnell verwischen.

« Diese schlechten Zünderhütchen »,
Brummt er, « wollen nicht mehr taugen;
Funken speien sie zur Seite!
Oder mag der Hahn nicht schließen? »

Doch da fahrt die Feuerschlange
Zischend erst, dann laut erbrullend
In die Lüfte, hoch im Bogen
Fliegt der Kopf des armen Titus.

Zwiefach geht er so zu Grunde,
Doppelt geht er so zu Grabe;
Oben zuckt sein Herz verblutend,
In der Tiefe stirbt das Haupt ihm!

9

Schon die nachste Mitternacht
Gehn sie mit dem Totenvolke,
Das in ungeheurem Zuge
Hoch von Grat zu Grat muß wandern.

Fernher von der Rhone höchsten
Quellen zu Liguriens Gipfeln
Über Schluchten, Alpentriften
Unaufhaltsam kommt's gegangen.

Hunterttausendweise trappelt's
Her wie dunkle Wolkenbänder
An den Wanden, auf den Kämmen,
Steigt's die jahen Pfade nieder.

Taucht dann hinter einem Sattel
Hell empor des Mondes Scheibe,
Sieht man sie vorüber wallen
An dem Glanze, Mann für Mann.

Schaut zerstreut man, in Gedanken,
Hort man deutlich einen Marsch,
Trommelschlag und helle Pfeifen,
Fernhin eine alte Weise.

Einfach, doch unsäglich traurig,
Herzbewegend tont die Weise.
Horcht man aber wachen Sinnes,
So verschallt's, und niemals wieder

Kann man sich des Tons entsinnen.
Aber endlos kommt's gezogen,
Breit zu sechsen und zu zwolfen
Bis zum Morgen-Vesperläuten,

Bis noch wenige zerstreut,
Säumig auf dem Heerweg folgen
Und zuletzt das blasse Paar
Jener beiden Toten wandert.

Stolpernd schleppt er an der Hand
Eine blutgetrankte Schärpe,
Während hinter ihm das Weib
Seinen Kopf trägt in der Schürze.

ZWEITER TEIL

I

Im gebenedeiten Jahre
Achtzehnhundert einundfunfzig
Füllte Deutschland ein durchdringend
Starker Duft von Patschouli,

Als die Gräfin Ida Hahn-Hahn
Mit Gerausch katholisch wurde;
Was dies heißen will, weiß jeder,
Der im Traum pferdlos geritten!

Hochgestellte Theologen
Nun turnierten mit der Grafin,
Und das alte Luthertum
Stritt mit einer neuen Nonne.

Zwar sie ließ sich nicht verschüchtern;
Am Spinettlein sang sie zierlich
Und mit leicht belegter Stimme:
« Ach, das Kreuz hat seine Reize! »[1]

Und desselben Jahres wallte
Eine Wolke Rosenduftes
Auf gen Himmel, und dazwischen
Roch's nach jungem Most von Chios.

Denn nach vielen glaubenslosen
Und verpönten Heidentagen
Dachte sich mit großem Pompe
Heinrich Heine zu bekehren.

[1] Vers aus einem Gedichte der Grafin.

Kunstreich baut' er einen Hügel
Aus antiken Tempeltrummern,
Den behing er mit Tapeten,
Ganz mit Bilderwerk durchwoben.

Weiße Nymphen, schwarze Nonnen,
Goldne Ritter, dunkle Monche
Wandelten auf grünem Rasen
Unter blühenden Granaten.

Diademe, Schmuck und Waffen,
Kreuze, Kämme, Sonnenstrahlen
Und das Licht der blonden Haare
Waren echt in Gold gewirket.

Und in brennend roter Seide
Glanzten all die schönen Lippen;
Nur das Fleisch in blasser Seide
Mahnte an Pariser Trikot.

Doch die Tropfen roten Blutes,
Welche mancher Brust entquollen,
Waren köstliche Rubinen
Und die Tränen gute Perlen.

Ebenso als Tau der Blumen
Spielten blitzende Brillanten;
Jeder Wuchrer nähm die Sachen
Unbedenklich als Versatz.

Freilich hingen die Tapeten
Etwas locker auf dem Marmor,
Mancher Herr und manche Dame
Hing in Falten schnöd gebrochen.

Ein Rabbiner trug am Rücken
Wie ein Dromedar zwei Hocker;
Dieses waren zwei verborgne
Wackre Karyatidenbruste.

Einem schmalen Schmachtetasso
Ragte lächerlich ein Hangbauch,
Weil er über eines Satyrs
Dickes Steingesaß gespannt.

Also war der Berg beschaffen,
Und der Dichter rief dem Volke;
Ein gewahltes Publikum
Sammelte sich auf der Flache:

Ritterschaft der alten Schmecker
Mit dem Tellertuch am Halse
Und dem Stocher in den Zahnen;
Auch das Heer der Schulpennaler.

Als die Völker so versammelt,
Da bestieg er, einen Strauß
Frischer Blumen in den Handen,
Feierlich den hübschen Berg,

Lächelt' lieblich von der Höhe,
Warf den Blumenstrauß herunter,
Nahm die schon geschweifte Lyra;
Unten herrschte große Stille.

Und er griff mit hagrer Hand
In die schön geschweifte Lyra,
Rührte rasch die neuen Saiten,
Daß sie blitzten im Ertönen

Gleich dem sonnigen Geflimmer
Eines Quells auf Frühlingsbergen.
Schon ist's, wenn die junge Sonne
Spielet auf den Wassersaiten.

Diese Weise kennt er wohl,
Und sie wird ihm nachgesungen
Von des Rheines Quellgebirgen
Zu der Nordsee Wolkengürtel,

Und der Studio im Grünen
Singt sie, wenn die Lust ihn rühret.
Jetzo aber spielte Heinrich
Hastig ein Praludium,

Riß den Finger durch die Saiten,
Und im gleichen Zug mit Grazie
Schwenkt' die Hand er in die Lüfte,
Schlug ein Schnippchen, rümpft' die Nase,

Und indem der Ton verklungen
Und die Nase sich verzogen,
Rief er aus den Namen Gottes,
Proklamiert' das hochste Wesen. –

Seit der Advokat von Arras
Sich die Kompetenz gewährte,
Feierlich mit roter Hand
Eine Gottheit zu verfassen,

Hatte niemand das Vergnugen
Sich gestattet. Angenehmer
Schauer fuhr in die Gebeine
Der Blasierten, die da unten

Sehnlich auf den Witz geharret.
Aufgehoben ward zum Spaße,
Fast geruhrt, der exklusive
Kammer-Atheismus; lustig

Gärt's und brodelt's in den Häuptern,
Und goutiert ward die Begehung
Mythолog'scher Urzustande,
Welche Gotter einst gebaren.

Tausendfach entstanden Götter,
Die sich in den Haaren lagen;
So viel Kopfe, so viel Sinne,
Keiner kann aus seiner Haut.

Keiner kann aus seinem Felle;
Aber unverschamt ist jeder,
Jeder tanzt auf seinem Seile
Seine kurze Spanne Zeit.

Jeder schnappet nach dem andern,
Schreit und ruft: « Ich tanze besser! »
Schreit und fällt und – hält den Schnabel
Gleich in alle Ewigkeit.

Denn des Schweigens hohe Schule
Ist das Grab, und Christ wie Heide,
Pfaff und Hanswurst, alle Schreier
Lernen schweigen in der Erde.

2

Aber nun, im Ernst zu reden,
War der Held mit Pein geschlagen;
In dem unheilbaren Leiden
Liegend auf dem Lorbeerbette,

Fiel er heim dem altgewohnten
Menschlichen Gedankengange
Der Gebrechlichen und Kranken,
Wie noch manchem wird geschehen.

Wer da stirbt, der wunscht zu leben,
Wer da hungert, wunscht sich Brot;
Aber macht der Wunsch ihn satt,
Und ist keiner noch verhungert?

Sind die grünen Bäume kluger
Oder jene, welche dorren?
Pfeift der Vogel, der den Pips hat,
Schoner als wenn er gesund ist?

Heinrich Heine hat den Pips,
Und der Tod ist ihm verschrieben;
Ohne nun sich stark zu zieren,
Wendet er sich gleich zu Gott.

Und er hebt sich mitternachtig
Schwankend von dem Schmerzenslager,
Hullt sich in ein frisches Hemde,
Zieht ein langes Lorbeerreis

Aus dem Kissen seines Ruhmes,
Schlingt es um den blassen Scheitel,
Um den Gipfel seines Daseins;
Auch das Büchlein Romancero,

Fromm in schwarzen Samt gebunden
Und mit feierlichem Goldschnitt,
Nimmt er zwischen beide Hände,
Und er macht sich auf zu Gott.

3

Mitternächtig wandelt Heinrich
Wacker auf dem schmalen Pfade
Und spazieret gravitatisch
Aus der guten Welt hinaus.

Wo die letzten Lebensbäume
Säuselnd an dem Wege stehen
Und die letzten Silberwölkchen
Durch die dunklen Wipfel streifen,

Sitzt die Nachtigall und flotet
Im bewegten Laub verborgen,
Hupft von einem Ast zum andern,
Und sie singt mit süßem Tone:

«Tio tio tio tiüüh!
Heinrich Heine will verduften,
In den Himmel will er ziehen,
Und ist doch die Welt so schön!»

Zornig nimmt er einen Stein,
Wirft ihn nach des Baumes Krone;
Doch die Nachtigall erhob sich,
Welteinwärts entfloh sie lachend.

Und ein Stücklein Weges weiter,
In dem letzten Wassertümpel,
Drin das letzte Sternchen schimmert,
Sitzt ein lautvergnügter Frosch.

«Kroax, kroax», ruft er frohlich,
«Zweimal ist im Jahr nicht Kirmes!
Besser ein lebend'ger Hund,
Wahrlich, als ein toter Löwe!

Lieber ein lebend'ger Frosch,
Als ein totes Menschenherz!
Heinrich Heine will nicht sterben –
Kroax, kroax, lacht ihn aus! »

Heinrich trampelt in den Tümpel,
Um das Froschlein platt zu treten;
Doch das tauchet gurgelnd unter
Und wirft Blasen in die Höhe,

Die noch leis des Armen spotten.
Jetzo ist er ganz am Rande,
Wo auf allerletztem Schollchen
Nächtlich schwarz ein Heimchen zirpet:

« Zirpe, zirpe, zirpe, zirp!
Dichterherz und Grillenleben
Brechen, wenn sie ausgezirpet!
Heinrich Heine, wo hinaus? »

Heftig spuckt er nach dem Heimchen;
Doch es springt ihm auf den Scheitel;
Um es dorten zu vertreiben,
Schlägt er einen Purzelbaum

Wütend zweimal oder dreimal
In das leere Nichts hinaus;
Als er wieder aufgerichtet,
Glänzt' vor ihm die Himmelspforte.

4

Ragend in der dunklen Nacht
Stand das kolossale Tor;
Seine ehrnen Flügel glanzten
Wie von fernem Abendrot.

Matt und kuhl erglanzten sie,
Wie benetzt von Silbertau;
Dieses war der Niederschlag
All der ungezählten Seelen,

Die hineinzudringen strebten
Und am kalten Erz zerflossen,
Seelen, die in ihrem Leben –
Weder Meister noch Gesellen –

Nichts gekonnt und nichts ersonnen
Und hier in kristallnen Tropfen,
Schuldlos, wie ein Frühlingsregen,
Und bewußtlos niederflossen.

Doch als unser Wandrer kecklich
Mit dem Buche Romancero
Dreimal an das Tor geschlagen,
Tat es lautlos weit sich auf.

Er betrat die Dämmerhalle
Sterblicher Unsterblichkeit,
Wo die Lust des Selbstbewußtseins
Bittersüß den Geist beseligt.

Denn was einer einst geschaffen,
Schwindet hier in nichts zusammen
Gegen das, was nun er einsieht
Und was dort er unterlassen.

Schweigsam und beinahe mürrisch
Gehn die Meister auf und nieder;
Jeder spinnet in Gedanken
Eifrig seine Welt nun fertig.

Wie in ird'schen Nebelnächten
Da und dort Laternentrager,
Gingen die beruhmten Herren
Jeder still im eignen Scheine.

Doch als Heinrich nun erschien,
Rochen sie sein rotes Blut
Und den Flachs von seiner Leinwand
Und den Lorbeer seines Hauptes.

Gleich am Eingang wacht' ein Schatten
Witternd auf aus stillem Bruten,
Und es war der edle Platen,
Tönend hub er an zu singen:

« Lorbeer wächst auf meinem Grabe,
Und das Grab liegt an dem Meere,
Das da blaut so tief und himmlisch
Und wie Gottes Seele leuchtet!

Ehr- und Freiheitsliebe trank ich
Aus demselben klaren Brunnen;
Denn mein Herz vertrug nicht beides:
Sänger und ein Hund zu sein!

Manch ein rein und silberklingend
Lied gelang mir in den Tagen,
Und ich walle leicht und glänzend
Jenes deutsche Volk entlang! »

Horchend stand Herr Heinrich Heine,
Stutzend schaut' er den Poeten,
Und er rief im hellen Ärger:
« Also rühmst du dich noch immer? »

Doch mit transparenten Handen
Winkte jener ihm zur Ruhe
Und skandierte traurig weiter:
« Schmaher! wohl erkenn ich dich!

Aber laß, o Tor, dir sagen:
Nichts auf Erden noch im Himmel
Wird durch Worte je erzwungen:
Was er ist, das gilt ein jeder!

Gilt ein jeder doch am Ende
Und kein Iota mehr noch minder!
Keine Witze und kein Selbstlob
Können einen Mann erhohen

Oder fremden Wert vermindern,
Und kein Eifern hilft, kein Schmähen,
Auch kein Rühmen und kein Lügen:
Was er ist, das gilt ein jeder!

Hier in dieser kühlen Luft
Narrenwerk wird nicht getrieben,
Jeder weiß, woran er ist,
Und die Willkur hat ein Ende! »

Diese himmlische Moral,
Ach, so einfach und begreiflich,
Nicht verstand sie Heinrich Heine,
Denn er war noch nicht gestorben!

Schnod erwidert' er dem Schatten:
« Das verlangt ich nicht zu hören!
Sag mir lieber, wo ist Er,
Unser aller Herr und Meister,

Der die Welt samt allen Meistern
Hat erfunden und geschaffen?
Unwohl bin ich und ich mochte
Drum zum rechten Doktor gehen! »

Doch mit duft'gen Geisterhanden
Winkt' der Junker ihm von hinnen;
Sich in einen Nebel hüllend,
Schüttelt' er das Haupt und schwieg.

5

Murrend zog der Kranke weiter
Viele kurze Menschenschritte,
Bis er stieß auf eine starke,
Lieblich heitre Saule Lichtes,

Die in allen Farben strahlte
Und von tausend Bildern lebte.
Felsgebirg und goldne Auen,
Festes Land und weite Meere,

Land und Leute, Meer und Schiffe,
Liebe Weiber, kecke Männer,
Hohe Türme, weiße Wolken
Und die zahllos schlanken Tiere:

Ei, das zog und flog so fleißig,
Rasch und fleißig, unablässig!
Doch wer schafft und webt das alles?
Zwei weit offne Sonnenaugen

Webten, webten unermüdlich
Wie zwei goldne Schwesterspinnen;
In der Mitte dieses Lebens
Glühte solch ein Doppelstern.

Und es webt sich und es dreht sich –
Plotzlich aber steht es still,
Und der ganze Spuk verschwindet
Bis auf jene Zauberaugen,

Angehörig einem alten,
Feierlichen schonen Manne;
Ruhig steht er da und heiter,
Und er sagt: « Hier riecht's nach Erde! »

Heine grußet: « Dieses Duften
Kommt von mir, o Herr und Goethe!
Doch entschuld'ge, daß so kräftig
Ich nach Arzeneien dufte! »

Jener drauf: « Sie riechen herrlich!
Und ich seh die vielgeliebten
Pflanzen all der Hohn und Tiefen
Mit den duftig feinen Ölen,

Mit den heilsam edlen Salzen;
Feines Harz in lautern Tropfen
Seh ich in der Sonne blinken,
Sehet jenen weißen Tropfen!

Wie Kristall hängt er am Baume,
Gelbes Licht durchblitzt ihn frohlich
Und es wird azurnes Blau,
Froh und lehrreich war die Erde! – »

Er versank in tiefes Sinnen,
Und dann sprach er, leicht erseufzend:
« Eines nur bereu ich dennoch,
Wenn ich überhaupt bereue!

Wo ein Herz ist, wie das meine,
Da versammeln sich die Raben
Mit den schönen Zuckeraugen
Und den anspruchsvollen Schnäbeln.

Schwarze Raben, weiße Raben!
Und ich habe mich vertandelt;
Ach, am Ende war ich König,
Aber ohne Konigin! »

« Allzu warm ist auch nicht gut,
Golden ist die Mittelstraße! »
Rief ein andrer hoher Schatten,
Der sich aus dem Dämmer nahte.

« Feurig wußt ich auch zu singen,
Aber ohne mich zu brennen;
Mäßig war mein Liebeskummer,
Niemals raubt' er mir den Schlaf!

Zeitig baut ich meinen Herd,
Saß dabei und schürt und schaffte,
Und zunächst am hellen Feuer
Weilte mir ein holdes Weib.

So verlor ich keine Zeit,
Und das Herz war mir beruhigt;
Nötig war mir diese Weise,
Denn mein Leben war zu kurz.

Wohl, die Hälfte meiner Bahn
Ist mit hellem Licht beschienen;
Doch die andre blieb im Dunkel;
Klag und tanz mit mir, o Freund! »

Und vereint begannen beide
Sich in Einem Kreis zu drehen,
Und sie wirkten Ein Gewebe
Mit den großen Weberschiffen,

Daß Gestalten auf Gestalten
Leuchtend sich vorüberjagten
Und die beiden guten Helden
Dicht in ihren Reigen hüllten.

Mit im Tanze ging Mephisto,
Spruhend wie ein heißes Eisen,
Eine weiß erglühte Klinge,
Eben aus der Ess' gezogen.

Und so grimmig war der Teufel,
Heinrich ware fast gestorben,
Er, der selber prahlrisch glaubte,
Weidlich schlimm und bos zu sein!

Solcherlei Gedankenstarke
Wollt ihm nimmermehr behagen;
« Hier ist nicht zum Wort zu kommen! »
Brummt' er und begab sich fürbaß.

6

Als er lange Zeit gegangen,
Kam einher ein schlichter Waller,
Freudlos, doch auch kummerlos,
Seines Weges fest geschritten.

Und er summte diese Worte:
« Was ich wert bin, weiß die Welt;
Was sie wert ist, hab ich redlich
Zu ergründen mich beflissen.

Vom Bedürfnis müd getrieben,
Sehnte sich mein Sinn nach Golde;
Dem Geschick verzeih ich's nimmer,
Ohne Groll mag ich es sagen.

Denn Verzeihn und nicht Verzeihen,
Keines rühret mehr mein Herz;
Ruhig wandl ich vor der Helle,
Die der Morgenstern verkündet. »

« Guter Freund! Könnt Ihr mir sagen:
Ist der liebe Gott zu finden
In der Gegend, wo Ihr herkommt? »
Also fragt ihn Meister Heine.

Jener drauf erwidert freundlich:
« Was ein Mann ist, hilft sich selber!
Suchet, wessen Ihr bedürfet
Und was will sich finden lassen!

Doch ich rat Euch, tut die Kräuter
Dort vorerst von Euerm Kopfe!
Denn er ist ein großer Herr,
Der sich nicht läßt imponieren.

Ferner stellt Euch stramm und fest
Und vernichtet Euer Siechtum!
Denn wer einem Gott will nahen,
Muß den Menschen erst verwinden.

Könnt Ihr nicht, so geht und sterbt erst,
Und das weitre wird sich finden –
Gebt indessen mir das Buch dort,
Neugier quälet mich darnach!

Ist's ein geistlich Buch? » « Gewiß!
Lest es nur », sprach Heinrich foppend;
Denn weil jener kindlich blickte,
Hielt er ihn fur einen Kindskopf.

Also gab er ihm die Lieder,
Fur sich selber aber grollt' er:
« Lies, du Prahlhans, und bewundre,
Was wir heutzutage schaffen!

Schaffen auf dem Bett des Todes,
Abgewelkt vor Schmerz die Glieder,
Wie die Echo sonder Körper
Widerhallte laut von Liedern!

Schau die lust'ge Geistesflamme,
Die aus einem traurig tönern'
Lampenscherben leuchtend züngelt,
Und dann nenn mich einen Schwachling!

Suchen muß ich aber dennoch,
Wie ich einen Trost gewinne;
Unter diesen Selbstvergnügten,
Freilich, hauset kaum ein Gott! »

7

Suchend ging er wieder vorwärts,
Als ein seltsam kühles Wehen
Und ein schneidend Windesbrausen
Ihm das blasse Antlitz fegte

Und sein weißes Linnenhemdchen
Flattert' wie ein Blatt im Sturme,
Aus dem Sturme rief ein Wesen:
« Folge mir, so wirst du finden! »

« Endlich, endlich », sagte Heinrich,
« Scheint sich etwas zu ereignen!
Frostelnd schlottert mir die Seele,
Und doch bin ich guten Mutes! »

Unverdrossen und begierig
Schwankt' er mit dem Wirbelwinde,
Hielt sich muhsam kämpfend aufrecht;
Ohr und Nase wurden eisig.

Spröde seine Nasenspitze,
Daß er an der dicken Finstre
Fast sie abgebrochen hätte,
Denn es ward erbarmlich dunkel;

Und der Wind mit rauhen Händen
Rieb so groblich seine Ohren,
Wie kein ird'scher Schultyrann
Seiner Buben Kopfe walket.

Taumelnd, schwindelnd ächzte Heinrich:
« Ach, was sind das für Manieren!
Geht es also zu im Himmel,
Mocht ich erst die Holle sehen! »

Doch jetzt legte sich das Wetter;
Es begann ein feines Tönen,
Und ein lieblich rotes Glänzen
Brach gemächlich durch das Dunkel.

Diesem Glanze folgt' er eifrig,
Näher kam er ihm und naher,
Bis er selbst in rotem Scheine
Glühte wie bengalisch Feuer.

Und dem Herde dieses Feuers
Stand er endlich gegenüber:
Ein Altar war aufgerichtet
Und darauf von rotem Glase

Lag ein machtig großer Teller,
Auf dem Teller eine Glocke
Von demselben roten Glase,
Unter dieser gluht' der Lichtquell.

Aus der Glocke tönte jetzo
Gar melodisch eine Stimme:
« Hebe diesen Deckel auf
Und du wirst das Leben schauen! »

« Landlich, sittlich! » sagte Heinrich,
« Die skurrile Form, sie soll mich
Nie und nimmermehr verhindern,
Einen guten Kern zu suchen! »

Und er griff die Glock am Knopfe
Keck und kühn mit beiden Händen;
Wer nicht wich und wankte, war das
Gläserne Mysterium.

Wie er zerrte und sich stemmte,
Daß ihm bald die Arme schmerzten,
Haftet' unverrückt die Glocke;
Dennoch unversehens wich sie,

Und so plötzlich: auf dem Boden
Saß er von dem starken Rucke,
Keine Glocke in den Händen,
Kein Altar war mehr zu sehen,

Sondern dicht ihm gegenüber
Saß sein Erbfeind Ludwig Borne,
Der ihn so gehänselt hatte,
Lachend jetzo wie ein Damon!

8

Schleunig endete das Lachen,
Als ihm Heinrich ins Gesicht spie;
Und erbost, gleich wilden Katzen,
Prusteten die zwei sich an,

Schneuzten, daß es weithin zischte!
Lessings Schatten, angelocket,
Kam herbei und sah dem Streite
Menschlich liebenswürdig zu.

Doch es wollt ihm nicht gefallen,
Schuttelte den dicken Haarzopf,
Und er packte unvermutet
Den Lebend'gen und den Toten,

Beide mit der einen Faust,
Hielt am Kragen in die Luft sie,
Wie ein Jägersmann zwei Hasen
Frohlich den Gefahrten zeigt.

«Wollt ihr Ruhe geben!» rief er,
«Wahrlich, wärt ihr nicht die Meister
Neuer Künste, die uns Alten
Noch verborgen sind gewesen,

«Beide schmiß' ich in die Tinte!
Seht hier!» und mit wenig Schritten
Trug er sie zu einem Pförtchen,
Einer Art von Hintertüre,

Stieß sie auf und stellt' die armen
Sunder flugs auf ihre Beine.
« Seht, das ist die andre Seite
Unsers wohl besorgten Himmels! »

Und sie sahn in fahlem Lichte
Weißlich grau ein Feld sich dehnen,
Das sich hie und da bewegte,
Ohne daß man sah wovon.

Denn es war die Schimmeldecke
Über einem Tintenmeere;
Manchmal hob sie sich und zuckte,
Wie vom Kampf der Abgrundstiere.

Einen langen Schifferhaken
Nun ergriff der tapfre Lessing,
Riß damit ein tuchtig Loch
In den weißlich grauen Schimmel,

Daß die gallig bittre Flut
Schwarz aufquellend überfloß
Und auch stracks ein paar Skandäler
Pfauchend aus der Tiefe stiegen,

Abgebrühte Ungeheuer,
Abenteuerliche Wurme,
So die triefend schwarzen Häupter
Grinsend aus den Wellen hoben.

Und dazwischen schwammen traurig
Abgebißne Bein' und Arme,
Abgeschnittne Menschenehren
Und zerfreßne gute Namen.

Wieder grollt' der tapfre Lessing:
« Nehmet wahr die Willkürbestien,
Wie sie bittre Tinte saufen,
Alle, die nicht rechttun mochten!

Dankt dem Schopfer, ihr zwei Lümmel,
Daß er euch Talent verliehen!
Sicher würdet sonst ihr patschen
Unter diesem Dunkelvolke! »

Ja, sie patschten und sie plumten
Gar zu grauslich in der Schwarzflut;
Manchmal kamen ganze Klumpen,
Rattenkonige, zum Vorschein,

Manchmal jagten sie zu Scharen
Hinter einem einz'gen fetten
Rundgeschwollnen Tintenmolche,
Oder zausten einen magern.

Je zuweilen schlug der gute
Lessing seinen Eisenhaken,
Wie im Traum vergangner Tage,
Einem Seehund auf die Schnauze,

Oder stört' ein breites Haimaul
Aus der Tiefe, dem die schwarzen
Schnüre aus den Ecken flossen,
Als es grimmig klaffend auffuhr.

Immer liegt ein solcher Kraken
Grämlich lauernd auf dem Grunde;
Aber kommt ein neuer Tintrich,
Wird er fürchterlich rumoren.

An dem Fischteich stand Herr Heinrich,
Und es ward ihm bang zu Mute;
Er beschaute seine Hande
Gleich der bangen Lady Macbeth.

Schaut' und rief mit schlauem Lächeln:
« Rein ist meine Hand von Tinte,
Denn schon lang schrieb ich mit Bleistift
Meine allerschlimmsten Sachen! »

Da erhielt er einen Stoß
Hinterrucks von Ludwig Borne,
Daß er kopflings untertauchte
In die dunkle bittre Nacht.

Und mit schreckgelähmter Seele
Fuhr er trostlos in die Tiefe,
Die so unerforschlich dunkelt'
Wie der Satz im Schreibekübel

Eines federsiechen Schmierers;
Aber mahlich ward es lichter,
Und am Ende schaut' er um sich
In der hellsten Morgensonne.

Freundlich schien sie auf sein Lager
In der alten Stadt Paris,
Und er lag in seinen Kissen
Wohlgepflegt und ziemlich munter.

Manch ein Eckermännchen harrte
Aufmerksam an seinem Bette,
Schreibbereit mit seinem Griffel,
Den es still im Ärmel barg.

Jetzt besann er sich und sagte:
« Liebe Herrn und edle Freunde,
Nur Geduld noch! und dann bitt ich,
Unterschiebt mir keine Witze!

Denn soeben träumt ich seltsam,
Und ich werd im Himmel froh sein,
Wenn ich nicht noch fremde Spaße
Einst auf dem Gewissen habe!

Ja, mir schwanen böse Dinge:
Wenn die Säue wieder grasen
Und die tollen Tische tanzen,
Wird man mein Gespenst beschwören.

Spuken laßt man mich an Orten,
Wo das dummste Holz wird klopfen,
Und Sottisen muß ich sagen
Aus dem Hirne alter Weiber. »

9

Viele Tage lag der Dichter
Witzig lachelnd noch am Sterben;
Veilchen blühten und verwelkten,
Endlich aber brach sein Herz.

Und er starb unwiderruflich.
Seine Sterne blieben stehen,
Wie ein Uhrwerk stille steht;
Doch ihr Glanz wird rosig flimmern,

Bis all unsre Stern' erbleichen
Und in andrer Tage Sonnen
Eine Sage werde sein;
Denn vergänglich sind wir Ärmsten!

Unterdessen aber zogen
Schwarze Roßlein seine Leiche
Durchs Gewuhl der großen Babel
In die stille Totenstadt.

Auf den Hohen ist gelagert
Dort ein Meer von Marmorblocken
Von Zypressen, Sykomoren,
Trauerweiden uberwachsen

Und von Rosen, die das Jahr durch
Einen Wald von Dornen bilden
Und nur wenig Sommerwochen
Blumen tragen und erröten.

Welch ein Heervolk liegt hier oben!
Leicht und welk wie Waldesblatter,
Die der Wind des rauhen Herbstes
Auf den Boden hat geblasen!

Wohl bedarf's der Marmorlasten,
Solch ein Heervolk zu beschweren;
Denn ein Lufthauch jagte sonst
All das Flatterzeug von dannen!

Angeschürft wird das Planetchen
Nun um eines Menschen Lange
Und ein Bettlein aufgelockert
In der duftig weichen Erde.

Ja, die alte braune Mutter
Duftet freundlich in die Nase,
Und sie frißt die toten Kinder
Selber wieder gleich den Katzen.

Auch der Dichter, kaum versenket,
Wird von ihr mit Hast umarmt,
Und wie Goethe einst auf weißem
Nacken hat zu Rom skandiert,

So skandiert sie dichterlich
Jetzt mit Schollen auf dem Sarge;
Auch ein Schädel poltert hurtig
Auf dem Deckel zwei Trochä'n.

Aber endlich wird es still,
Da der Hugel ist errichtet,
Und der Gute liegt beruhigt;
Unsichtbar ist er geworden

Allen, die noch Salz genießen.
Gleich von hinnen fährt der Fuhrmann
Mit dem dunklen Totenwagen
Und den schwarz umhüllten Gäulen.

Rittlings hockt er auf dem einen,
Laßt die Peitsche lustig knallen,
Fahrt im Trab den Berg hinunter,
Daß die schwarzen Tucher fliegen.

Rotlich blühet seine Nase,
Lebensfroh und luftgebadet;
An der ersten Schenke hält er,
Einen feur'gen Schluck zu nehmen.

Freunde kommen und er schwingt
Seinen mächt'gen, florbehangnen
Trauerdreispitz voller Freuden;
Schnell das zweite Glaschen nimmt er.

Eine Flasche wird gestochen
Und ein Dutzend Schelmenliedchen
An den Schwanzen eingefangen,
Am Refrain, den alle kennen.

Und sie trinken und sie singen,
Bis die Sonne niedergehet;
Ihre braunen Pfeifchen glühen
Heiß gleich ihren braunen Äuglein.

Aber oben auf dem Berge
Rotet sich das weiße Steinmeer,
Und die Wipfel rauschen leise
Uber einem neuen Grabe.

10

Unabsehbar in der Runde
Schwimmt Paris im Abendgolde,
Das den Rauch und Dunst durchflimmert,
Draus die hundert Türme ragen.

Da und dort erblinkt die Seine,
Diese Magd, die ewig wandert,
Aber nie den Herrn entrinnet,
Die ihr an der Schürze hangen.

Dort erstrecket Malepartus
Grauverschleiert seine Zinnen,
Wo der große Rattenfänger
Seine pfiff'ge Pfeife bläst.

Seht die Künste, die er treibt!
Wie ein Storch auf einem Beine
Steht er, mit dem Fuß des andern
Reibt behaglich er die Wade.

Jetzo dreht er das Gesicht
Ins Genick und bläst nach hinten,
Greulich anzusehn, nach vorne
Nickt er mit dem Hinterkopfe.

Wirft das Flotchen in die Lüfte,
Fangt es auf mit seiner Nase;
Von der Spitze bis zur Wurzel
Muß es auf und nieder tanzen.

Wetter! welch vertrackte Nase!
An ihr hängt die ganze Welt,
Wie der tote Has' am Nagel.
Stehn wir wirklich auf zwei Augen?

Wieder liegt die Pfeif am Munde;
Doch er blast nicht – Todesstille
Herrschet ringsher, seine Augen
Glühn wie die der Klapperschlange.

Lassig spielt er mit den Fingern;
Doch es tont nicht, stechend blickt er.
Und mit aufgerißnem Munde
Gafft Europa wie ein Maulaff!

Plötzlich gellt ein schriller Triller,
Gleich darauf wird's wieder stille,
Und Europas Millionen
Flüstern: « Hört, es hat gepfiffen! »

Wenig ist's, womit er wirket,
Fast zum Lachen schlicht und einfach!
Denn er kennet seine Leute
Und die Dummheit schlechten Volkes!

Und die seiner Pfeife lauschen,
Die ihm in die Augen starren,
Alle wird der Teufel holen,
Wird sie holen, und mit Recht!

Kinder, Kinder sind sie alle,
Aber leider ohne Unschuld!
Und mit Recht erwurgt er alle,
Die nach seiner Pfeife tanzen!

Auf zwei Augen steht die Welt!
Doch ich habe stets vernommen,
Daß die Mahre schlechter sei
Als der Reiter, der sie reitet. –

Aber hinter Malepartus,
Weiterhin im fernen Süden
Raget, in dem roten Dunste
Glühend, eine runde Kuppel.

Pantheon hat sie geheißen
In den Tagen, die verschwunden;
Mächtig ragt sie gleich der leeren
Hirnschal' eines toten Riesen.

II

Westlich sank die rote Sonne;
Doch im Osten, wo der Rhein geht
Und die deutschen Walder schlafen,
Steht der Mond am blauen Himmel.

Leise kommt der weise Wandler,
Traurig kommt der traute Träumer
Aus den Eichen, aus den Linden,
Mit dem treuen kalten Antlitz.

Als des Nachtgerichtes Wartel
Kommt er hier die Schau zu halten,
Schließt mit seinem Silberschlüssel
Lautlos auf die stillen Gräber.

Öffnet reich' und arme Mäler,
Und es steigt die schlummertrunkne
Wohnerschaft aus ihren Betten,
Nachbar und die Nachbarin.

Nachbarsleut aus Nord und Süden,
Fern vom Osten und vom Westen,
Unruhvoller Kirmeströdel,
Der im Tanze hingesunken.

Sieh, das Haar der Trauerweide,
Bis zur Erde niederhangend,
Öffnet sich, aus seinem Schatten
Tritt die Tanzrin von Sevilla,

Schlägt zurück den dichten Schleier
Ihrer schwarzen Sammethaare,
Daß aus seinem tiefen Schatten
Arm und Busen silbern leuchten.

Horch, sie rührt die Kastagnetten
Mit vier weißen Totenbeinchen,
Feinen Knöcheln eines Kindes,
Welche hell und lieblich klingen.

Aus dem Schatten der Zypresse,
Schlank und dunkel wie sie selber,
Löset sich des Tibro Tochter,
Die den Saltarello tanzet.

Kaum gesellt sie sich zu jener
Mit geschwungnem Tamburine,
Dessen Reif der Mond durchleuchtet,
So erbraust die Sykomore;

Denn aus ihren Wurzeln windet
Heftig sich die Bajadere,
Und sie schwingt sich auf die Zehen,
Die am Ganges einst gewirbelt.

Mit den zimmetfarbnen Armen
Wetzt und schlagt sie goldne Zimbeln,
Hält sie weithin auseinander,
Zeigt sie lachelnd wie zwei Monde.

Bald liegt ihr Gewand am Boden,
Doch kein Aug sieht ihre Reize,
Einen blassen Lichtstreif einzig
Laßt der Wirbeltanz erscheinen.

Von dem wilden Schall der Becken
Zittert eine hohe Tanne,
Deren Äste, schwarz und düster,
Einen Rasen tief beschatten.

Aus dem Rasen steigt die Bohmin,
Steigt die böhmsche Musikantin
Mit den böhm'schen Diamanten
Um den Hals und an den Armen.

An den weißen Handgelenken
Funkelt es mit sieben Farben,
Wenn sie auf der Geige spielet,
Die sie an die Achsel drückt,

An die Achsel rund und blendend,
Wie sie quillt aus grunem Sammet;
Und im Schatten starker Brauen
Gluhn die Augen süß und dunkel.

Also zieht sie mit dem Bogen
Klagend, singend lange Tone,
Welche bebend, immer starker,
Sich in einen Walzer schlingen.

Manch gediegnes Muttersöhnchen
Hat sie mit dem Fiedelbogen,
Mit dem Glühn der dunklen Augen
Wortlos und behend verführt.

Jetzo rauscht es in der Fichte,
Und es knacken ihre Äste;
Aus der schwanken Krone springet
Hohen Sprungs die Amazone,

Springt die schöne Reiterpolin,
Die getanzt auf der Schabracke
Manchesmal, daß die Pariser
Außer sich vor Freuden klatschten.

Tadellos am ganzen Leibe,
War kein Zoll, den sie nicht tollkühn
In der Luft zu wenden wußte
Über dem gejagten Pferde.

Übern Handschuh, durch das Reifchen,
Vor- und rückwärts, eine Schlange,
Und das Unterste zu oberst
Stob und flog sie um sich selber.

Alles das genügt' ihr nicht.
Einen Großen zu gewinnen,
Der im Zirkus mächtig prunkte,
Wagte sie das Unerhörte.

« Fort jetzt mit der alten Leier!
Fort jetzt mit dem Nacheinander! »
Rief sie; « jetzt das Nebeneinander
Gilt's mit Einem Blitz zu zeigen! »

Und schon schwebt sie in den Lüften,
Unbeschreiblich in der Lage –
Doch den Gaul erreicht sie nimmer,
Und im Sand brach sie den Hals.

Aber lachend springt die Polin
Nun auf Heinrichs neuen Hügel,
Tanzt darauf, als wär es eines
Zirkusschimmels breiter Rücken.

Aber seht! Ein Grabmal öffnet
Seine erzgegoßne Türe
Und in starrer schwarzer Seide
Rauscht hervor die falsche Grafin.

Rauscht die reizende Lorette,
In Lutetia geboren,
Welche ihre lange Grabschrift
Leider selber nicht kann lesen.

Manche Million gewonnen
Hat sie in den Blütetagen
Dieses Kaiserreichs des Friedens,
Spielend im Champagnerrausche.

Da entging ein Mann ihr nimmer,
Stattlich mit Manschett und Degen;
Und nach Kirchen und Spitälern
Fuhr sie fürhin mit zwei Füchsen.

Doch die allzu strenge Tugend
Knickte vor der Zeit ihr Leben;
Der Gemahl ließ sie bestatten,
Wie es einer Gräfin ziemte.

Aber jetzt erwachen wieder
Ihre vielgeliebten Nucken
Von dem Ball der großen Oper,
Aus den Sommergartennächten.

Plötzlich schüttelt sie die Locken,
Ihre braunen Seidenlocken,
Wiegt die schon gewolbten Schultern,
Und sie schürzt das Kleid zum Tanze.

Schneller dreht sie schon die Hüften,
Und sie wirft den fein beschuhten
Fuß empor zum keuschen Monde,
Dreimal wohl in der Sekunde.

Jetzo rauschen alle Baume
Von dem mitternächt'gen Winde,
Welcher kalt die Luft durchwehet
Und die kostlichen Gewänder.

Enger schließen die Gespenster
Sich zusammen, und sie geben
Sich die weichen weißen Hände,
Die nur Zuckerbrot gebrochen.

Ihre krausen Tanze mischen
Sich zu einem runden Reigen
Um das Grab des toten Dichters,
Es umkreisend bittern Ernstes.

Wundersam gestaltet sich
Nun das Spiel, und schmerzlich zucken
Jetzt die Lippen und die Wangen,
Und sie singen stöhnend, klagend:

« Moder sind wir, Staub und Moder!
Klagt, ihr Armen! Klaget, Schwestern!
In den zierbegabten Brusten
Hat uns nie ein Herz geschlagen!

Moder sind wir, Staub und Moder!
Hätten wir ein Herz besessen,
O wie hätten wir's gezeigt,
Wie ein Kindlein suß gepflegt.

Moder sind wir, Staub und Asche!
Herzlos, ungelehrt und kindisch
Lebten wir ein sündig Leben,
Wie wir's besser nicht verstanden.

Moder sind wir, Staub und Asche!
Doch wir schienen, was wir waren;
Ohne Herz und ohne Wissen
Gaben wir uns, wie wir waren!

Und der Aff hier, dieser Dichter,
Der ein wohlgebildet Herz,
Das getaucht in edle Rheinflut,
In der reichen Brust getragen:

Kindisch hielt er es verborgen,
Mühte sich mit Staubgebarden,
Uns zu gleichen und den reichen
Schatz beharrlich zu verleugnen!

Moder sind wir, Staub und Asche,
Aber unverfalschter Moder!
Schwestern! Duldet keinen Heuchler,
Der ein Herz ins Grab geschmuggelt!

Er, der sich mit Prahlen ruhmte,
Tigerkrallen zu besitzen,
(Mäuse fing er mit den Krallen
Grausam freilich wie ein Kätzchen)

Dieser große Herzverleugner
Sei von uns heraufbeschworen,
Daß er buße sein Vergehen,
Eh er sich des Schlafs erfreut!

Rege dich und steig herauf
An das kluge Licht des Mondes!
Mancher narrt die goldne Sonne,
Doch der Mond, er sieht die Herzen!

Manches glaubt die goldne Sonne,
Denn sie funkelt selbstzufrieden;
Das bescheidne Mondesviertel
Zwinkert still durch Menschenrippen. »

12

Leise regen sich die Schollen
Und entlassen Heinrichs Schatten,
Leicht und luftig schon die Füße,
Doch noch erdenschwer die Stirne.

Wie ein Kind, aus erstem Schlafe
Aufgeschreckt, die Augen reibet,
Unwirsch klagt und nicht erkennt,
Weder sich, noch wo es ist,

Drückt er die gerungnen Hände
An die schwer umflorten Augen,
Und er seufzet tief und schüttelt
Schwach das Haupt zum Protestieren.

Doch wie eine Windsbraut wirbelt
Sich empor mit ihm der Reigen;
In die Luft wie eine Lerche
Jählings schießt die blasse Schar.

Und nach Suden geht der Zug;
Über monderhellten Wolken
Und vorbei den blanken Sternen
Schwebt der neue Frauenlob.

Sechs enthüllte Schultern tragen,
Zwölf verschränkte Arme wiegen
Ihn durch die azurnen Hohen,
Und schon lacht der Dichter wieder.

Doch er sieht nichts von den Sternen;
Denn die wehnden Rabenhaare
Seiner Tragerinnen decken
Wie ein Schleier ihm die Augen.

Unter ihm erglänzen silbern
Zwölf beflügelt leichte Füße,
Gleich den Schwingen weißer Tauben
Schimmern weithin ihre Sohlen.

Alles flattert, weht und leuchtet,
Haar, Gewänder, Knie' und Fuße;
Einem aufgeflognen Grabmal
Gleicht es, von verwegnem Stile.

Könnt er ewig also schweben,
Fahren durch den weichen Äther,
Ach, dem Schelmen wohl gefiel es,
Und er würde nicht sich rühren!

Doch ein minder gutes Ziel
Ist ihm ja schon langst beschieden;
Nach Südosten unaufhaltsam
Durch die Lüfte fahrt die Sippschaft.

In der Tiefe dunkelt Frankreich,
Rechtshin blinket die Loire,
Und schon bellen auch die Füchse
In den Waldern der Côte d'or.

Auf der Saone grünen Weiden
Schlafen traumend Tier' und Hirten,
Doch schon dunkeln auch die Tannen
Schwarz empor am Juraberg.

Schaut dort vor dem großen Spiegel
Ihres Sees die edle Genf –
Wahrlich ein Grisettenhäubchen
Trägt sie traurig auf dem Ohr,

Während ihre alte Krone,
Ihre goldne Mauerkrone
Auf dem grünen Tisch verschleudert
Dort ein Tor und alter Schacher!

Weiter! Laut erbraust die Arve,
Schaumend durch Gestein und Klufte,
Wände ragen über Wolken,
Ein Lauinenchor erdrohnt.

Jetzt aus ihren Riesenschleiern
Endlich blitzt die nackte Wuste,
Und mit allen seinen Schrecken
Tritt hervor der weiße Berg.

Flattert dort, vom Sturm verschlagen,
Eine Handvoll Schmetterlinge
An dem ew'gen Eis der Firnen,
Auf dem tausendjähr'gen Schnee?

Nein, es sind die Totenmadchen
Von Paris mit unserm Dichter,
Dem sie eine Kammer suchen
Für sein Purgatorium.

13

Von Gestein, schwarz und verwittert,
Zieht sich weit ein Berggesimse,
Wunderliche Eisgebilde
Stehen längs darauf gereiht.

Auf dem schmalen Gletschersteige
Wandeln jetzt die Tänzerinnen,
Und sie tragen unverdrossen
Ihre leichte Schattenbürde.

Aus dem Berge tritt ein Mannchen
Ihnen weiß und starr entgegen;
Von dem Scheitel bis zur Zehe
Klirrt von Eis ihm Haar und Bart.

Und ein Büschel seines Bartes
Halt es hoch wie eine Rute
Von bereiftem Birkenreisig;
Glashell glanzen seine Augen.

Freundlich schwingt der Zwerg die Rute,
Und er ruft mit guter Laune:
« Kommt ihr, meine Schar zu mehren,
Meine Herde, die ich hute?

Meine Schäflein, meine Kühlein,
Meine Bosheitsdilettanten,
Die wir hier im kühlen Eise
Für den Himmel temperieren?

Seht, sie sitzen wohl geordnet
Mir im Block, in Zack' und Nadel,
Und das böse Hollenmütchen
Kühlt sich langsam, aber sicher! »

Alle Mädchen rufen lachend:
« Freilich! diesen tollen Burschen
Bringen wir, mit Hollenkünsten
Hat die Schwachen er geärgert!

Hinter einer Satyrmaske
Hielt er störrisch sich verborgen,
Und durch ihre leeren Augen
Schabte Rübchen er den Leuten.

Wie ein volles Veilchentopfchen
War sein Herz, das aufgegangen
Just am schonsten Frühlingsmorgen,
Alle Kelche schwabblig voll

Von dem klarsten Taugeflunker;
Aber greuliche Gesichter
Schnitt er, als ob er im Busen
Schnod ein Nest von Disteln trüge. »

« Her mit ihm! Ich kenn die Sorte! »
Rief das weiße Mannchen munter,
« Folgt mir nur! Wie an den Augen
Ich erkenne, ist's ein Deutscher!

Seht den Schalk! Die Sündermaske
Will um keinen Preis er lassen!
Wart nur, in Kristall geprägt
Wollen wir sie aufbewahren!

Haben eine schone Sammlung
Solcher abgelegten Larven,
Welche unsre Burg verzieren,
Wahrend ihre alten Eigner

Lange schon im Paradiese
Harmlos wie die Zicklein spielen.
Vorwärts mit dem guten Kauze,
Daß wir sein Quartier besorgen! »

Und er fuhrt den Zug der Geister
Hurtig fort durch das Gefrorne,
Drin gar schnurrig, wunderbarlich
Allerlei Gestalten sitzen.

Manche fletschen noch die Zähne,
Manche strecken noch die Zunge,
Andre sitzen still gekauert,
Wie das Kind im Mutterleibe,

Und beginnen, in den Urstand
Ihrer Unschuld rückzukehren,
Und sie werden klug und weislich
Mit sich selber wieder einig.

Jetzo ragt ein hoher schmaler
Zinken machtig in die Lüfte,
Gleich dem Speere eines Kriegers
Spießt er eine Wolkenflocke.

« Halt! Hier ist ein leerer Zacken! »
Schreien unverweilt die Weiber;
« Prächtig kann da unser Wildfang
In die höchste Spitze fahren! »

Doch der Alte ruft: « Mit nichten!
Dieser schöne lange Zapfen
Muß noch stets zur Höhe wachsen
Für den längsten aller Sünder!

Denn es wird ihn einst bewohnen
Jener lange Karl, der Heinzen,
Der seit manchen langen Jahren
Theoretisch Köpfe schneidet,

Aber friedevollen Herzens
Noch kein Tröpflein Bluts vergossen,
Während lautlos die Tyrannen
Schlachten, daß die Erde raucht!

Aber hier ist, was wir suchen!
Ein verführtes Mädchen sitzt mir,
Schön geläutert, hier im Eise;
Lassen wir das Täubchen fliegen!

Und den ungezognen Dichter
Sperren wir an seiner Stelle
In den kühlen Madchenzwinger,
Ins kristallne Kammerlein. »

Also sprach der kleine Hüter;
Mit dem Truppchen armer Seelen
Hielt er an vor einer Säule,
Die mit klaren Silberkanten,

Wie mit Filigran gefaßt,
Und mit spiegelnden Facetten
In der Bergnacht tiefes Schwarzblau
Sich erhob und lieblich glänzte.

Alle standen vor dem Turmchen;
Heinrich auch ward aufgestellt,
Und sie sahn ein schones Wunder
Mit verblüfften Totenaugen.

Hinter dem erhellten Eise
Stand der Morgenstern am Himmel,
Groß und glanzend, und sein Licht
Strahlte durch die klare Wohnung.

Einen zarten Frauenumriß
Zeichnete der Glanz des Sternes
Freundlich in das reine Prisma
Der gefeiten Himmelswasser;

Ohne deren Lauterkeit
Nur um einen Hauch zu trüben,
Schwebt' darin das Lichtgebilde
Gleich dem Umriß eines Engels,

Den ein Meister in das Trinkglas
Seiner Liebsten leis gegraben.
Doch in dunkelblauem Feuer
Bluhten zwei gar süße Augen,

Glühten ruhig gleich zwei Sternen,
Die im fernen Osten leuchten;
Alles andre war so lauter
Wie das Wasser junger Quellen.

Nun erschloß das Hütergreischen
Leis und sanft die lichte Zelle,
Klatschte freundlich in die Hände –
Und das schöne Bild entfloh.

Lächelnd schwebt es auf zum Himmel,
Wo die großen Sterne flammten.
Dieses war das holde Klärchen
Aus dem Tal von Chamounix.

« Schnell jetzt, eh das Nest erkaltet,
Schnell hinein den Versedrechsler!
Einen wackern Harfenengel
Will ich aus dem Sunder machen! »

Also rief das weiße Männlein.
Und sie schoben ihn zur Stelle;
Aber siehe da! mein Heinrich
Ward auf einmal wild und munter,

Sperrte sich mit Händ' und Füßen,
Strampelte mit beiden Beinen,
Schlug umher und rief gewaltig:
« Macht mir keine schlechten Witze!

Ihr ertraumtes, schnod erfundnes
Lumpenpack der Phantasie
Eines schnoden Nachgebornen!
Was! ihr wollt mich maltratieren?

Laßt mich, daß aus meinem toten
Armen Hirn ich schnell euch solche
Hohnisch grimm'ge Spottgeburten
Auf den magern Buckel jage,

Daß ihr heulend mir davonstäubt,
Froh, wenn in des Toren Schadel,
Dem ihr unbedacht entsprungen,
Wieder könnt zurücke kriechen! »

« Ruhig, ruhig! » sprach der Alte,
« Schicke dich! Du hast gesprochen!
Nun durchaus mußt du erdulden
Auch der andern Spruch und Rede!

Kein Atom von deinem Werte
Wird man dir herunterkratzen,
Wie du bist, wirst du bestehen!
Einlogiert nun ohne Zaudern! »

Und den Störrischen berührte
Er mit seiner Silberrute;
Sieh, da huscht' er still und willig
In die funkelnde Behausung.

Schon erglänzten von Kristallen
Leichenhemd und Kranz und Locken,
Und der Alte schloß die Wohnung
Mit dem Hauche seines Mundes,

Mit dem Hauche starr und eisig.
Aus der Tiefe rief das Schneehuhn
Durch die stillen Alpentriften
Seinen ersten Morgengruß.

Plötzlich schwanden jene Nymphen
Aufgeschreckt in alle Lüfte,
Schneller als ein Flug von Spatzen
Einem Flintenschuß entflattert.

Doch der Alte, still und einsam,
Reinigte mit seinem Barte
Wohlgefällig noch die hellen
Spiegelscheiben an dem Eise,

Welches schon der Frühschein streifte,
Daß es anfing zu erglühen
Zwischen silbergrauem Äther
Und der dunkelblauen Tiefe.

Und die weißbereiften Haare
Knisternd auf dem Felsen schleppend,
Ging das kleine Geistermännchen
Endlich in den Berg hinein. –

Zierlich ist das winz'ge Mücklein,
Das im goldnen Bernstein sitzet;
In der fernen Ostseesonne
Schimmert es am Hals der Frauen.

Und erhaben ist der Mammut,
Der im Eisberg eingeschlossen,
Von dem Nordlicht falb erhellet,
Auf dem dunklen Meere schwimmt.

Myriaden wohl von Jahren
Kunden beide, Mück und Mammut;
Doch das Maß fur ihre Große
Reıchet über meınen Sinn.

Manchmal scheint das Rüsseltier
Winzig mir wie eine Mücke;
Manchmal wieder schwillt die Mücke
Mir zum Elefanten auf!

Aber mein in Eis gesetzter
Trauter Herr und Zeitgenosse
Tritt mir immer menschlich sittlich
Und belehrend freundlich nah.

INHALT

Mit einem Sternchen sind die Gedichte bezeichnet, die Keller zu Lebzeiten veroffentlichte, die aber in der Ausgabe letzter Hand fehlen; mit zwei Sternchen hingegen die von Keller nie veroffentlichten Gedichte, die in diese Auswahl aufgenommen wurden.

Buch der Natur

	Seite		Seite
Spielmannslied. . . .	5	Abendregen	42
Am Himmelfahrtstage 1846	7	Gewitterabend	43
Stille der Nacht	8	Abendlied an die Natur .	44
Nachtlied**	9	Abend auf Golgatha . . .	45
Unruhe der Nacht	11	Rosenwacht	45
Unter Sternen	12	Abendlied.	46
Drei Standchen		Frühlingsbotschaft	47
Vor einem Luftschlosse	13	Fruhlingsglaube	49
Einer Verlassenen . . .	14	Wieder vorwarts!	50
Schifferliedchen	15	Bergfruhling	51
Nachtfalter	16	Frühling des Armen . . .	52
Nachtfahrer	17	Gewitter im Mai	53
Sommernacht	18	Zur Erntezeit	54
Trost der Kreatur	19	Waldlieder	55
Wetternacht.	20	Am fließenden Wasser . .	58
Eine Nacht**	22	Regensommer	61
Morgen	31	In Duft und Reif	62
Sonnenaufgang	32	Ghasel	63
Morgenlied**	33	Herbstnacht	63
Morgen*	34	Sonntagsjager	64
Gruß der Sonne . . .	36	Feldbeichte	65
Am Brunnen	37	Trübes Wetter	66
Sonnenuntergang	38	Stiller Augenblick	67
Abend*.	40	Herbstlied	68

	Seite
Land im Herbste	69
Fahrewohl	71
Erster Schnee	71
Im Schnee	72
Winterspiel	73
Winternacht	74

Erstes Lieben

Jugendgedenken	75
Der Nachtschwarmer	76
Die Mitgift	78
Liebchen am Morgen	81
Himmelsleiter	82
Nixe im Grundquell	84
Der Kirchenbesuch	85
Hor an, mein Kind*	86
Tagelied	88
Die Begegnung	90
Trauerweide	91
Die Entschwundene	93
Scheiden und Meiden	94
Nachhall	95

Sonette

Der Schulgenoß	97
Vier Jugendfreunde	99
Ein fruh Geschiedener	102
Schein und Wirklichkeit	103
In der Stadt	105
Reformation	107
Von Kindern	108
Jeder Schein trugt	111
Winterabend	112
Nationalitat	113
Eidgenossenschaft	114
Alles oder Nichts	115
Die Tellenschusse	116
Auf die Motten	117
Die Hehler	118
Die Goethe-Pedanten	119
An A. A. L. Follen	120
Clemens Brentano, Kerner und Genossen	121
Herwegh	122
Zur Verstandigung	123
Den Zweifellosen	124
Dankbares Leben	126
Erkenntnis	127
Eitles Leben	128
Kriege der Unfreien	131
Nach dem Siege	132

Lebendig Begraben

Gedichte 1–14 133

Feuer-Idylle

Gedichte 1–10 145

Rhein- und Nachbarlieder

	Seite
Am Vorderrhein. . . .	155
Mein Lied an das deutsche Volk**	156
Via Mala	159
Gegenuber	160
Vier Jahreszeiten	161
An Frau Ida Freiligrath .	162
Stein- und Holz-Reden . .	164
Beim Rheinwein. . .	165
Wien	166
Die Schifferin auf dem Neckar	168
Der Gemsjager	171
Rheinbilder	
Das Tal	172
Stillleben	172
Fruhgesicht	173

Sonnwende und Entsagen

Ich hab in kalten Wintertagen.	175
Die Zeit geht nicht .	176
Siehst du den Stern . .	177
Wir wahnten lange recht zu leben	177
Rosenglaube	178
Die Graber	179
Wochenpredigt	180
Fahrende Schuler	184
Flackre, ew'ges Licht im Tal	185
Gott**	187

Festlieder und Gelegentliches

An das Vaterland . . .	188
An mein Vaterland** . .	189
Wegelied	190
Die Landessammlung . .	191
Abschiedslied . .	194
Marschlied	195
Schweizerdegen	196
Eroffnungslied . . .	197
Das neue gluckhafte Schiff	199
Ufenau	200
Schutz im Stichfieber . .	202
Becherlied	205
Gedächtnis an Wilhelm Baumgartner	206
Auf das eidgenossische Schutzenfest	208
Schlußgesang	210
Prolog zur Schillerfeier in Bern 1859	211
Prolog zu einer Theatereroffnung in Zürich . .	217
Prolog zur Feier von Beethovens hundertstem Geburtstag	221
Fur ein Gesangfest im Frühling	223
Ein Festzug in Zurich . .	224
Die Johannisnacht; Festspiel	238

Seite

Kantate bei Eroffnung einer schweizerischen Landesausstellung . . 256

Kantate zum funfzigjahrigen Jubilaum der Hochschule Zurich 257

Pandora

(Antipanegyrisches)

Meergedanken 260
Ich bin ein armer Schlukker** 261
Apostatenmarsch . . 262
Auf Maler Distelis Tod . 263
Schlechte Jahreszeit . . . 264
Lied vom Schuft 265
Jesuitenzug 266
Die offentlichen Verleumder 267
Nacht im Zeughaus . . 269
In einem schweizerischen Zeughause** 275

Trinklaube

Gaselen 278
Panard und Galet . . . 282
Ungemischt 285
Geubtes Herz 285
Doppelgleichnis 286
Mit einer Reißkohle . . 286
Die Aufgeregten. 287
Lacrimae Christi . . . 288
Landwein 289
Rote Lehre 291
Epigrammatisches
Venus von Milo. . . 292
Ratzenburg 293
An eine junge Simplicitas 293
Historiograph 294
Einem Tendenzriecher . 294
Der Scheingelehrte. . . 294
Rhetorische Histrionen . 294
Ein schuldlos Unwahrer 294
Dynamit 295
Dem Kopf- und Herz-Dogmatiker 295
Ein Goethe-Philister . . 295
Parteileben 296
Majoritat 297
Aus ihrem Leben
Dichtung und Wahrheit 298
In den Äpfeln. 299
Der falsche Hafisjunger . . 300
Morgenwache 302

Vermischte Gedichte

Denker und Dichter . . . 304
Morgentraum**
Erste Harfnerin 307
Die zweite Harfnerin . 308
Wanderlied 309
Tod** 311
Überall 312
Die Thronfolger 313

	Seite
Frau Rosel	314
Der Kurassier	316
Auf der Landstraße	318
Die Spinnerin	319
Am Sarg eines neunzigjährigen Landmannes vom Zurichsee	321
An das Herz	325
Revolution	326
Ça ira!**	328
Des Friedens Ende	331
Nikolai	332
Napoleons Adler	333
Der Waadtlander Schild	335
Ein Tagewerk	337
Aber kommen wird noch die Zeit**	339
Aber ein kleiner silberner Stern*	340
Grillen	341
Bei einer Kindesleiche	343
Schlafwandel	345
Klage der Magd	346
Alte Weisen	
Mir glanzen die Augen	348
Die Lor' sitzt im Garten	349
Du milchjunger Knabe	349
Ich furcht nit Gespenster	350
Singt mein Schatz wie ein Fink	351
Tretet ein, hoher Krieger	351
Roschen biß den Apfel an	352
Wandl ich in dem Morgentau	353
Das Kohlerweib ist trunken	353
Das Gartlein dicht verschlossen	354
Wie glanzt der helle Mond	355
Alle meine Weisheit	355
Der Taugenichts	356
Waldfrevel	358
Der alte Bettler	360
Der Schongeist	362
Wanderbilder	
Am Tegelsee	365
In einem Lustwalde	366
Sonntags	367
Berliner Pfingsten	367
Weihnachtsmarkt	368
Polkakirche	370
Biermamsell	370
In fremden Landen	372
Die kleine Passion	373
Krotensage	374
David	375
Parteiganger	377
Im Meer	378
Monchspredigt	379
Tafelguter	380
Tod und Dichter	382
Stilles Abenteuer	384
Ehescheidung	386
Untergehende Liebe	387
Wardeins Brautfahrt	389
Aus einem Romane	
Verlornes Recht, verlornes Gluck	390
In der Trauer	391
Melancholie	392
Ein Berittener	394
Stutzenbart	395
Auf dem Berge**	396
Poetentod	399
Poetentod*	401
An George Sand**	404
An Justinus Kerner	404
Der Kranz	407

	Seite		Seite
Has von Überlingen . . .	408	Geistergruß	417
Das Weinjahr	410	Jung gewohnt, alt getan .	418
Aroleid	412	Am Ufer des Stromes . .	420
Der Narr des Grafen von Zimmern	413	Ein Schwurgericht. . .	422
Die Winzerin	414	Zeitlandschaft	425
		Das große Schillerfest . .	426

Der Apotheker von Chamounix

Ein Buch Romanzen
Erster Teil 431
Zweiter Teil 458

VERZEICHNIS DER GEDICHTANFÄNGE

	Seite
Abend war's, ich stand am Ufer	387
Aber auch den Fohrenwald	56
Aber ein kleiner goldener Stern	338
Aber ein kleiner silberner Stern*	340
Aber kommen wird noch die Zeit**	339
Alle meine Weisheit	355
Aller Sonnenschein	165
Als einst die Luft von Lindenblust	224
Als endlich sie den Sarg	137
Als Gegner achte, wer es sei	297
Als ich, ein Kind, am Strome ging	63
Am Hügel wohnt der alte Bauersmann	289
Am sonnig weißen Gartenhaus	414
An der Brucke zu Lausanne	335
An des Heimatflusses Borden	372
Ans Fenster schlagt ein unerschopfter Regen	101
Angetan mit rost'gen Waffen	272
Arm in Arm und Kron an Krone	55
Auf der holzern' Trommel sitzet	271
Auf Luneburger Haide	164
Auf seinem Bette liegt Galet	283
Augen, meine lieben Fensterlein	46
Aus den braunen Schollen	36
Aus der schwarzen Riesenrustung	271
Ausgestorben scheint die Stadt	7
Aus wilder Liebestraume	22
Berge dein Haupt	280
Berghinan vom kuhlen Grund	50
Betrachtet eurer Gegner Schwachen	296
Bleich beglanzte Wolkenscharen	269
Bum! Bum! Bimm, bam, bum	262
Da hab ich gar die Rose aufgegessen	138
Da ist ein Buch, geschwarzt und halb verbrannt	148
Da lieg ich denn	134
Da liegt ein Blatt	422
Da liegt vor mir dein unglucksel'ger Brief	100

	Seite
Da rauscht das grune Wogenband	160
Das Gartlein dicht verschlossen	354
Das ist die uppige Sommerzeit	54
Das Kohlerweib ist trunken	353
Das Meerschiff zieht so stolz dahin**	308
Das Urmaß aller Dinge ruht	257
Daß ich nicht ein jedes Atom	285
Dein Lied ist ruhrend, edler Sanger	405
Dein schlechtes Fuhlen	295
Dein Witz geht an	370
Deiner bunten Blasen Kinderfreude	382
Den Dichter seht	298
Den Linden ist zu Fußen tief	71
Den mit trocknen Erbsen	295
Den niemand kommen hort	343
Der erste Tannenbaum	140
Der Fruhling ging durchs reiche Schwabenland	407
Der Herbstwind rauscht	399
Der Herbstwind zieht*	401
Der Herr gab dir ein gutes Augenpaar	279
Der Himmel hangt wie Blei	378
Der Lenz ist da	51
Der Lenzwind tanzt auf Berg und Haide	52
Der Mehrheit ist nicht auszuweichen	297
Der Ölbaum wuchs	375
Der schonste Tannenbaum	142
Der sonnige Duft	373
Der Sturm erwacht	20
Der Traube Saft behagt dem Mund	205
Des Berges alte Wangen	374
Dich zieret dein Glauben	178
Die Abendsonne lag am Bergeshang	109
Die alte Heimat seh ich wieder	69
Die ersten Veilchen waren schon	356
Die Flamm ist tot	153
Die Freundschaft fuhr auf klaren Wogen	199
Die Lor' sitzt im Garten	349
Die Phantasie tut wie ein Kind	341
Die Ratzenburg will Großstadt werden	293
Die Schenke drohnt	418
Die Schifflein ruhn	256
Die Sonne fahrt durchs Morgentor	81
Die Zeit geht nicht	176
Doch was will sich hier begeben?	270
Dort gegen Westen	150
Drei Ellen gute Bannerseide	190
Du bist ein Schreier	123
Du, der so lang im Herzen mich geborgen	98
Du milchjunger Knabe	349
Du tapfres Volk in deinem Lòwenzorn	131
Du willst dich freventlich emanzipieren	88
Durch Baume dringt ein leiser Ton	172

	Seite
Eben die dornige Krone	45
Ein Apfelbaum in voller Blute steht	150
Ein armer Teufel ist der Schuft	265
Ein Fischlein steht am kühlen Grund	59
Ein Hauptling ritt geehrt im Land	394
Ein Meister bin ich worden	392
Ein Ungeziefer ruht	267
Einer flotet wie Honig so suß	294
Er kam, ein alter Jagersmann	171
Er war geschaffen, durch das All zu schweifen	102
Ermattet von des Tages Not	16
Es dammert und dammert	43
Es deckt der weiche Buchenschlag	54
Es donnert uber der Pfaffengass'	173
Es glanzt ein stilles weißes Haus	365
Es ist ein schöner Trost**	26
Es ist ein stiller Regentag	66
Es ist nicht Selbstsucht	125
Es klagt Panard	284
Es lasset sich mit aller Kraft	64
Es ringen die Strome	169
Es schlägt ein Monch	379
Es schneit und eist den ganzen Tag	91
Es wachst ein Baum am Meeresgrund**	307
Es wallt das Korn	18
Es wandert eine schone Sage	49
Es war der Has von Überlingen	408
Es war ein heitres goldnes Jahr	93
Es wiegt die Nacht mit himmelweiten Schwingen	17
Es wird schon gehn	326
Es wird schon gehn**	328
Fahre herauf, du kristallener Wagen	32
Fahre herauf, du kristallener Wagen**	33
Fahre herauf, du kristallener Wagen*	34
Fallt einer ab von eurer Schar	296
Flackre, ew'ges Licht im Tal	185
Fliehe nicht, du holde Maid	184
Fliehendes Jahr, in duftigen Schleiern	67
Frau Rosel	314
Freiheit mit den schwarzen Augen	312
Furchtest du den Tod, mein banges Herz?**	311
Gefachelt von der Lüfte Schwingen	286
Gefallen sind die Hiebe	377
Geh auf, o Sonn	128
Geh, gewinn mir Geld ins Haus	202
Gluck auf! nun will ich wandern	309
Gott ist ein großes stilles Haus**	187
Graulockig ein Mann	420

	Seite
Ha! was ist das? Die Sehnen zucken wieder. . .	135
Halb sorg- halb lustbewegt	217
Halte fest an der Partei .	296
Haltet, Freunde, eine kurze Weile	206
Heißt ein Haus zum Schweizerdegen	196
Hell im Silberlichte flimmernd	58
Herbstnachtliche Wolken .	63
Herr Stoßenwolf	380
Herrlich in der Maienzeit	395
Heute sah ich ein Gesicht .	367
Hier ist die Brucke, da der Fluß	389
Hier unter diesem Rasengrun	200
Hoffnungsblumen, Morgenroten	313
Holzgeschnitzte Bilder prangen	273
Hor an, mein Kind, was ich dir kosend sage* .	86
Horch – endlich zittert es	138
Horch! Summen und Geschrei	136
Hull ein mich in die grunen Decken	44
Hussa! Hussa! Die Hatz geht los!	266
Ich bet in aller Frühe . .	300
Ich bin ein armer Schlukker**	261
Ich bin ein Fremder . . .	366
Ich bin rot und hab's erwogen	291
Ich denke oft ans große Meer**	404
Ich druckte mich nach Hause	316
Ich furcht nit Gespenster .	350
Ich ging am grunen Berge hin	78
Ich hab in kalten Wintertagen	175
Ich halte dich in meinem Arm	280
Ich kam zu einem Apfelbaum	299
Ich kenne dich, o Ungluck	391
Ich liege beschaulich. .	58
Ich sah ein holdes Weib im Traum	417
Ich sah jungst einen Schwarm	110
Ich sehe dich mit lassig sichrer Hand	99
Ich weiß ein Haus. . . .	111
Ich will spiegeln mich in jenen Tagen	75
Ihr nennt uns Traumer . .	118
Im afrikanischen Felsental	345
Im Bauch der Pyramide tief begraben	107
Im Fruhrot stand der Morgenstern	5
Im Glase bluht ein frischer Rosenstrauß	45
Im Herbst verblichen liegt das Land	62
Im Herbst, wenn sich der Baum entlaubt . . .	65
Im Laube weht der Sommerwind	208
Im Mittagsglast, auf des Gebirges Grat	103
Im Wallis liegt ein stiller Ort	412

	Seite
Im Zwielicht ruht das Stoppelfeld	331
In Bluten schwamm das Fruhlingsland	53
In dem Tal von Chamounix	431
In dem Winkel einer Schenke	384
In Gold und Purpur tief verhullt	38
In Gold und Purpur eingehullt*	40
In heißem Glanz liegt die Natur	180
Ist zu Ende nun das Kannegießen	297
Ja, das ist der alte Kirchhof	94
Ja, du bist frei, mein Volk	115
Ja, hatt ich ein verlaßnes Liebchen nun	139
Jetzt ist des Winters grimmer Frost	223
Johannisfeuer glimmt und flimmert	238
Kennt ihr den Kleinkinderhimmel	298
Klagt mich nicht an	391
Lag' ich, wo es Hyanen gibt, im Sand	135
Langsam und schimmernd	42
Lassig bald und wieder schneller	367
Laß, o Dichter, solche Träume**	397
Laßt rot vor Scham erglühen eure Wangen	132
Laßt uns auf alle Berge gehen	68
Launig erlog die Natur	294
Laut sturmt der Schall der Glocken	145
Man merkte, daß der Wein geraten war	108
Man sagt, daß in der Volkerschlacht	221
Mich tadelt der Fanatiker	280
Mir glanzen die Augen	348
Mit dem grauen Felsensaal	172
Mude saß ich in der Dammrung	82
Nachdem wir nun begraben	211
Nasser Staub auf allen Wegen	61
Nein! – Zwischen uns soll Friede sein	306
Nicht ein Flugelschlag ging durch die Welt	74
Nimm diese Lieder	120
Nun bin ich untreu worden	11
Nun, da diese alten Herrn	302
Nun in dieser Fruhlingszeit	84
Nun ist der Lenz gekommen	346
Nun legst du, alte wettermüde Fohre	360
Nun schmucke mir dein dunkles Haar mit Rosen	279
Nur diesen letzten Rocken	320
Nur Ordnung, Anmut	119
O ein Glocklein klingelt mir fruh und spät	286
O Erde, du gedrängtes Meer	92
O ew'ge Nacht! o blaue klare Nacht**	9

	Seite
O heiliger Augustin . . .	278
O mein Heimatland . . .	188
O mein Heimatland** . .	189
O war mein Herz das tiefe Meer	260
O welch ein Duften . .	362
Ob sie geschehn?	116
Perlen der Weisheit . . .	280
Recht im Glückel goldnes Los	390
Rinne sanft, du weiche Welle	319
Roschen biß den Apfel an	352
Rustet die Kelter	410
Sah ich eine junge Welle .	60
Schamig versagst du den Blick	293
Schaum brausend auf! .	122
Schimmernd liegt die Bahn	425
Schließt auf den Ring . .	210
Schnee und Regen floß hernieder	426
Schneebleich lag eine Leiche	112
Schon hat die Nacht den Silberschrein	15
Schon war die letzte Schwalbe fort	90
Schone Burgerin, sieh, der Mai	13
Schwert an Schwert und Lanz' an Lanze** . . .	275
Seht da den Vogel mit gerupften Schwingen . .	130
Seht den Schuft am Waldessaum	358
Seht die durre Spielersippe	273
Sei mir gegrußt, Melancholie	392
Seid mir gesegnet, meiner Heimat Grunde	129
Seit ihr die Berge versetzet	295
Sie haben Ruh, die Kutten	263
Sie kamen von der Tranke	282
Sieh den Abendstern erblinken	95
Siehst du den Stern . . .	177
Singt mein Schatz wie ein Fink	351
So beginnt es rings zu leben	274
So bist du eine Leiche . .	321
So ist es doch betrubt zu klagen	162
So manchmal werd ich irre an der Stunde	104
So oft die Sonne aufersteht	31
Stadt der Freude, Stadt der Tone	166
Trau keinem, der nie Partei genommen	296
Tretet ein, hoher Krieger .	351
Unabsehbar auf der Steppe	332
Und als die Schopfung .	19
Und einer kommt und raunt	149
Und wieder dauchte mir**	24
Und wieder grunt' der schone Mai	161
Und wieder schlagt's. . .	144
Unser ist das Los der Epigonen	278
Verbogen und zerkniffen .	281
Vernimm den Gruß von meiner Berge Schoß** .	156
Verschlossen und dunkel .	73

	Seite
Volkstum und Sprache sind das Jugendland	113
Vom Lager stand ich mit dem Fruhlicht auf	337
Von alter Zeit her	147
Von Berg und grunen Weiden	194
Von heißer Lebenslust entgluht	76
Von Holz und Reisig	146
Während des Gefallnen Flamme	333
Wandl ich in dem Morgentau	353
Was du nicht willst	296
Was eilt zu Tal der Schweizerknab	195
Was ist das fur ein Schrein	106
Was rollt so zierlich	413
Was sind das fur possierliche Gesellen	121
Weil in Tendenzen	294
Weise nicht von dir mein schlichtes Herz	285
Weisheitsvoll und prophetisch	294
Welch lieblich Wunder nimmt mein Auge wahr	152
Welch lustiger Wald	368
Welche tief bewegten Lebenslaufchen	287
Wende dich, du kleiner Stern	12
Wenn schlanke Lilien wandelten	279
Wenn schlechte Leute zanken	297
Wer ohne Leid, der ist auch ohne Liebe	124
Wer uber den Parteien	296
Wie ahnungsvoll er ausgezogen	155
Wie des Rauches Silbersaumchen	288
Wie ein Fischlein in dem Garn	85
Wie einst die Medizaerin	292
Wie einst die Tochter Pharaos	159
Wie glänzt der helle Mond	355
Wie herrlich wär's, zerschnittner Tannenbaum	140
Wie ist denn einst der Diamant entstanden	114
Wie nach dem Rezept geschaffen	370
Wie naht das finster turmende	72
Wie nun alles stirbt und endet	71
Wie poltert es	133
Wie schlafend unterm Flugel	19
Wie schon, wie schön ist dieses kurze Leben	126
Wie sich die Gefilde dehnen**	396
Wie strahlet ihr im Morgenschein	37
Willkommen, klare Sommernacht	8
Willst du, o Herz! ein gutes Ziel erreichen	127
Willst du nicht dich schließen	325
Wir haben deinen tiefen Gram vernommen	14
Wir haben hoch im Bergrevier	197

	Seite
Wir standen an rauschender, schwellender Flut .	168
Wir wahnten lange recht zu leben	177
Wissende sagten es lange .	294
Wo ist der schone Blumenflor	264
Wo ist ein Volk, so frei von allen Plagen	117
Wo sich drei Gassen kreuzen.	105
Wohin hat dich dein guter Stern gezogen. . . .	97
Wohl dehnen endlos Steppen sich	191
Wohlan, ihr neunmal Weisen	304
Zieht eine arme Pilgerin .	318
Zu loben ist der Manner kuhner Mut	152
Zum Gerichte rief der Fruhling	47
Zum Pfaffel kam ein Parchen	386
Zwei Graber waren auf der Haide	179
Zwolf hat's geschlagen. .	139